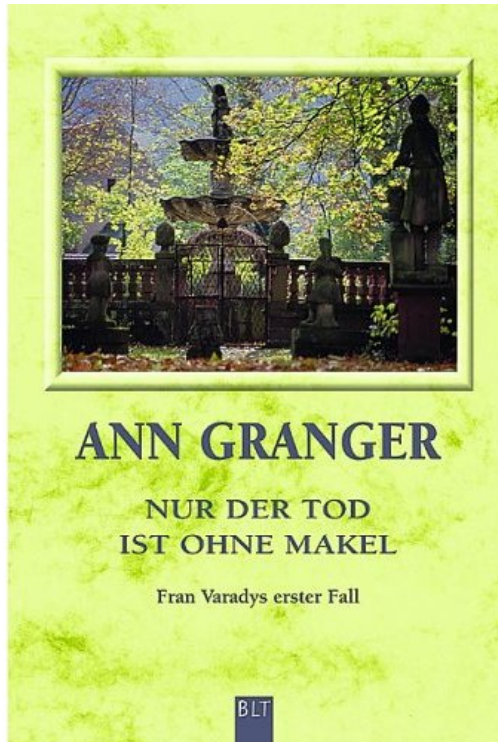


Ann Granger  
Nur der Tod ist ohne Makel

Fran Varadys erster Fall  
Aus dem Englischen von Axel Merz



BLT  
Band 92.117

1. + 2. Auflage: Dezember 2002

BLT ist ein Imprint der Verlagsgruppe Lübbe

Titel der englischen Originalausgabe: ASKING FOR TROUBLE

erschienen bei Headline Book Publishing.

A division of Hodder Headline PLC

© 1997 by Ann Granger

© für die deutschsprachige Ausgabe 2002 by

Verlagsgruppe Lübbe GmbH & Co. KG, Bergisch Gladbach

Einbandgestaltung: Gisela Kullowatz

unter Verwendung einer Fotografie von Karin Engels

Autorenfoto: © by Petra Holmes

Lektorat: Beate Brandenburg/Stefan Bauer

Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen

Druck und Verarbeitung: Eisnerdruck, Berlin

Printed in Germany

ISBN 3-404-92.117-8

Sie finden uns im Internet unter <http://www.luebbe.de>

Der Preis dieses Bandes versteht sich einschließlich der gesetzlichen Mehrwertsteuer.

**KAPITEL 1** Der Mann vom städtischen Wohnungsamt kam am Montagmorgen. Er stellte uns Vorladungen zu, jedem eine eigene.

»Alles genau nach Vorschrift!«, verkündete er mit einer Stimme, die schrill klang vor Nervosität. Er war nicht besonders alt, besaß lockiges Haar und ein rundliches Puttengesicht und gab im Übrigen sein Bestes, um Autorität auszustrahlen, doch man bemerkte seine aufkeimende Panik.

Ich kann bis heute nicht glauben, dass er wirklich Angst vor uns hatte. Sicher, wir waren in der Überzahl, aber wir waren für ihn keine Fremden. Er und eine Anzahl seiner Kollegen waren schon früher hier gewesen. Wir hatten sie damals immer wieder ausgesperrt, so dass sie zum Fenster herauf schreien mussten, um mit uns zu reden. Doch an diesem Tag hatten wir ihn reingelassen. Es war der Tag der Entscheidung. Wir wussten es, und er wusste, dass wir es wussten. Geistreiche Unterhaltungen zwischen Bürgersteig und Fenstersims waren nicht länger angebracht. Es war ein eigenartig wortkarges Ende eines sehr lang geführten Disputs.

Dennoch beobachtete er uns misstrauisch, als fürchtete er, wir könnten die Vorladungen in einem letzten Protest zerreißen. Squib nahm seine aus dem Umschlag und drehte sie um, als erwartete er, dass auf der Rückseite etwas geschrieben stünde. Terry schob ihre achtlos in die Tasche ihrer Strickjacke. Nev sah einen Augenblick lang drein, als wollte er sich weigern, die Vorladung entgegenzunehmen, doch schließlich resignierte er. Ich nahm meine und sagte: »Danke für gar nichts.«

Der Beamte räusperte sich. »Ich werde morgen bei Gericht sein, zusammen mit dem Anwalt der Gemeinde, und einen Antrag auf sofortige Räumung stellen. Wir gehen davon aus, dass er genehmigt wird. Wir sind bereit, Ihnen Zeit bis Freitag einzuräumen, um alternative Wohnmöglichkeiten zu finden. Doch die Angelegenheit ist nun vor Gericht und geht ihren Weg. Es hat also keinen Zweck, mit mir zu diskutieren! Diskutieren Sie morgen mit dem Richter, wenn Sie wollen. Aber es wird Ihnen nichts nützen.«

Er war immer noch in der Defensive, auch wenn sich niemand die Mühe machte, ihm zu antworten. Wir hatten von Anfang an gewusst, dass wir verlieren würden. Trotzdem, das Bewusstsein, dass wir draußen waren, klumpte uns die Mägen zusammen. Ich wandte mich ab und starrte aus dem Fenster, bis ich meine Gesichtsmuskeln wieder unter Kontrolle hatte.

Es war einer von jenen schiefergrauen Vormittagen, die aussehen, als würde es jeden Augenblick anfangen zu regnen, auch wenn der Regen dann noch bis zum Abend auf sich warten lässt. Eine dichte Wolkendecke drückte die Autoabgase und all die anderen Gerüche hinunter in die Straßen. Man konnte sogar den Geruch von gebratenem Fleisch und Zwiebeln aus der Wild West Hamburger Bar wahrnehmen, die zwei Straßen weiter lag.

Ich hatte mich an jenem Morgen nicht besonders gut gefühlt, bereits vor dem Eintreffen unseres Besuchers, denn ich hatte am vorangegangenen Freitag meinen Job verloren. Der Manager hatte herausgefunden, dass meine Adresse »rechtswidrig« war, und das war alles. »Rechtswidrig« bedeutete, dass ich gegenwärtig in einem besetzten Haus wohnte.

Obwohl unsere Besetzung genau genommen illegal war, hatte niemand uns daran gehindert, in ein leerstehendes – und allem äußeren Anschein nach besitzerloses – Haus zu ziehen, und inzwischen wohnten wir so lange dort, dass wir ein Gefühl von Dauerhaftigkeit entwickelt hatten. Mehr noch, wir hatten ein Ziel. Wir nannten uns die *Jubilee Street Creative Artists' Commune*, auch wenn keine unserer Arbeiten geeignet gewesen wäre, eine Subvention aus städtischen Mitteln oder der Nationalen Lotterie zu gewinnen. Doch zwischen dem endgültigen Absturz in die Tiefe und der Eingliederung in die Normalität planten wir gewaltige Karrieren, geboren in der Anonymität der Jubilee Street, ganz gleich, wie unsere individuellen Geschicke aussehen mochten. Wir täuschten uns selbst auf jede nur erdenkliche Weise. Träume schlagen die Wirklichkeit eben jeden Tag aufs Neue.

Übrigens muss ich Squib aus unserem großen Karriere-Szenario ausklammern. Squib lebte konsequent von einem Tag zum anderen und trug nicht einmal den Ansatz eines Plans mit sich herum. Jedenfalls nichts, wovon irgendeiner von uns je gehört hätte.

Nev hatte Pläne. Sie kamen daher in Form einer zwanzigseitigen Synopse für seinen großen Roman, der in seiner Länge wohl *Krieg und Frieden* Konkurrenz machen würde. Tag für Tag schrieb er unermüdlich auf einer alten mechanischen W-H-Smith-Schreibmaschine vor sich hin. Noch heute frage ich mich manchmal, ob er seinen Roman je beendet hat.

Squib war Pflastermaler. Er konnte alles kopieren. Manche werden sagen, dass seine Malerei nicht das Schöpferische zur Kunst besitze, weil er nichts Eigenes erschaffe, doch sie haben nicht gesehen, was er

mit einer Kiste voller Kreide und ein paar sauberen Platten auf einem Gehweg alles bewerkstelligen konnte. Alte Meister, von brauner Firnis und Zeit zu Museumsstücken degradiert, erwachten unter Squibs geschickten Händen zu neuem Leben. Sie sprachen so beredt zu den Passanten, dass manche wegen der Lebendigkeit der Kreidegesichter unter ihren Füßen sichtlich aus der Fassung gerieten. Einmal kam ein Kunstkritiker vorbei und begeisterte sich derart für Squibs Arbeiten, dass er davon sprach, ihn der ganzen Welt vorzustellen, ein Zwischenfall, der Squib richtiggehend peinlich war. Die Vorstellung, vom Establishment vereinnahmt zu werden, versetzte Squib in derartige Panik, dass er sich mit seiner Schachtel Kreide davonstahl und eine Zeit lang in der Provinz das Pflaster bemalte, bevor er es für sicher genug hielt, nach London zurückzukehren.

Was mich anging, ich klammerte mich noch immer an meinen Kindheitstraum, Schauspielerin zu werden. Das Leben war mir irgendwie in den Weg gekommen. Ich war am College in einem Kurs in Dramatik durchgefallen. Seither hatte sich mir die Rolle des Bühnen- und Bildschirmstars, abgesehen von einigen Auftritten beim Straßentheater, irgendwie entzogen. Ich hoffte noch immer, es eines Tages zu schaffen. Kurzfristig war ich voll und ganz damit beschäftigt, mich über Wasser zu halten. Und ein Auge auf die beiden anderen zu haben.

Wir drei waren als Erste in das Haus gezogen. Kurze Zeit später hatte sich Declan zu uns gesellt, ein kleiner drahtiger Bursche mit wirrem, schulterlangem Haar und einem gutmütigen, elfenhaften Gesicht. Er war an beiden Armen stark tätowiert; auf einem prangte eine Furcht erweckende Schlange, auf dem anderen ein Herz Jesu. Er erinnerte sich daran, wie er sich das Herz hatte eintätowieren lassen, doch wie die Schlange auf seinen Arm gekommen war, wusste er angeblich nicht mehr. Er sei eines Morgens mit einem gewaltigen Kater aufgewacht, und da wäre sie gewesen und an seinem Arm emporgekrochen. »Ich dachte im ersten Augenblick, ich hätte ein *Delirium tremens*«, sagte er. Manchmal streckte er seinen Arm vor sich aus und betrachtete die Schlange nachdenklich. Ich glaube, es beschäftigte ihn wirklich.

Declan war als Rockmusiker ohne Band zu uns gestoßen. Sein früherer Lead-Gitarrist war beim Proben in einem Kirchensaal durch einen elektrischen Schlag gestorben.

»Die Haare standen dem armen Kerl zu Berge«, erzählte Declan in trauriger Verwunderung. »Gott sei seiner Seele gnädig, aber es war

ein verdammt lustiger Anblick. Bis wir merkten, dass er tot war, versteht ihr? Das machte uns schlagartig nüchtern. Wir standen herum und versuchten, uns an Wiederbelebungsmaßnahmen zu erinnern, während wir auf den Notarzt warteten. Obwohl wir sehen konnten, dass er hinüber war. Zu allem Übel war auch noch der Verstärker durchgebrannt und wir hatten nicht die Kohle, um einen neuen zu kaufen. Ausgerechnet in diesem Augenblick, man soll es nicht glauben, kam irgend so ein Spinner hereingerannt und brüllte uns an, dass im ganzen Haus die Sicherungen rausgeflogen wären. Wir wurden so stink wütend, weil er keinen Respekt für den Toten zeigte, dass der Drummer und ich den Kerl packten und aus dem Fenster warfen. Es war kein tiefer Sturz, und er konnte den Sturz abfangen. Trotzdem wurden wir wegen tätlichem Angriff verknackt.«

Declan spielte Bass, und ein Bassist braucht eine Gruppe.

Ein wenig später waren Lucy und ihre beiden Kinder eingezogen. Lucy war keine Künstlerin. Sie war vor ihrem gewalttätigen Ehemann weggerannt und hatte vorübergehend in einem heruntergekommenen Frauenhaus ein paar Straßen weiter Zuflucht gefunden. Ich hatte mich eines Tages mit ihr unterhalten, während ich bei *Patel's*, dem Gemüseladen an der Ecke, bediente. Sie kaufte Karotten für die Kinder zum Knabbern. Rohe Karotten stecken voller Vitamin C, sind frei von der Sorte Säuren, die Löcher in den Zahnschmelz fressen, und obendrein billiger als die meisten anderen Früchte.

Lucy suchte eine Wohnung, in der sie bleiben konnte, und einen Job. Das Frauenhaus war überfüllt, und sie hatte das Gefühl, dass sie es dort nicht mehr länger aushielte. Die Handfläche ihrer linken Hand war schlimm vernarbt; ihr Mann hatte ihre Hand während eines Streits auf eine rotglühende Herdplatte gedrückt, weil sein Essen nicht rechtzeitig fertig gewesen war. Die Narben hatten die Beweglichkeit ihrer Hand eingeschränkt, und sie waren hässlich. Lucy wusste es und erzählte jedem, der danach fragte, dass sie sich selbst verbrannt habe und dass es ein Unfall gewesen sei. Eines Abends, nachdem sie bei uns eingezogen war, hatte sie mir die Wahrheit gestanden. Ich hatte mich erstaunt gezeigt, dass sie so lange bei ihm geblieben war und so viele Misshandlungen erduldet hatte.

»Es ist nicht einfach wegzugehen, wenn man zwei Kinder hat«, hatte sie geantwortet.

Sie war erst gegangen, nachdem er angefangen hatte, die Kinder ebenfalls zu schlagen. Sie sagte, er habe ein Problem mit Alkohol. Meiner Meinung nach hatte er ein Problem mit dem Kopf. Doch

Lucys Geschichte hatte mir wieder einmal gezeigt – falls ich da je auch nur den leisesten Zweifel gehabt hätte – wie wertvoll meine Unabhängigkeit war.

Was das Haus angeht, es stand allein am Ende einer aus roten Ziegelsteinen erbauten Reihenhaussiedlung. Es war älter als die übrigen Häuser, unserer Meinung nach frühe viktorianische Epoche, und es musste einstmals in einem großen Garten gelegen haben. Vom Garten war nicht mehr viel übrig, ein verwilderter Dschungel hinter dem Haus und ein von Unrat übersäter schmaler Streifen zwischen der Hausfront und dem Bürgersteig. Es gab noch Löcher, wo einstmals die Pfosten eines Geländers gestanden hatten, doch das Gelände selbst war lange verschwunden. Das Haus hatte eine schmutzigweiße Stuckfassade, die an manchen Stellen abbröckelte, einen von Säulen gesäumten Vordereingang, Schiebefenster mit Stuckrahmen und ein mit Feuchtigkeit vollgesogenes Kellergeschoss. Als es noch neu gewesen war, muss es einladend und prachtvoll ausgesehen haben. Heute war es wie die zerzauste alte Landstreicherin unten an der Straße: nicht mehr im Einklang mit der Welt ringsum und nur noch zusammengehalten von Schmutz und improvisierten Instandsetzungsversuchen. Trotzdem, wir waren bereit gewesen, die Mühe auf uns zu nehmen und etwas daraus zu machen.

Unglücklicherweise war es nicht erlaubt. Innerhalb weniger Wochen wurden wir von der Stadt (der das Grundstück gehörte) informiert, dass das Haus im Rahmen irgendwelcher Umstrukturierungsmaßnahmen abgerissen werden solle. Die Pläne seien bereits verabschiedet, und daran lasse sich nichts mehr ändern. Wir hatten die Stadt bei unserer Besetzung gebeten, einen regulären Mietvertrag mit uns abzuschließen, doch die Behörde hatte unser Ansinnen ignoriert. Jetzt flatterte ein ganzer Strom von Verlautbarungen in Beamtenkauterwelsch durch den Briefschlitz, und die Stadtwerke schalteten den Strom ab für den Fall, dass wir immer noch nicht begriffen hätten. Immerhin hatten wir noch Wasser; vielleicht hatten sie es nicht für nötig befunden, uns das Wasser ebenfalls abzdrehen, weil die ganze Sache nun vor Gericht ging.

Nev schlug vor, dass wir versuchen sollten, das Haus auf die Liste architektonisch interessanter Objekte setzen zu lassen. Wir schrieben *English Heritage* an und den *National Trust*. Sie bedankten sich für unsere Briefe, doch das Haus sei nicht interessant genug und sie wollten es nicht.

Einer nach dem anderen zogen die Menschen aus den angrenzen-

den Reihenhäusern aus und ließen nichts als leere, mit Brettern vernagelte Hüllen zurück. Wir hielten durch wie Legionäre in einem Wüstenfort.

Die Geschichte entwickelte sich zu einem Machtkampf zwischen uns und den tobenden Randalierern, als die sich die Offiziellen der Stadt immer mehr entpuppten.

Die Unsicherheit führte dazu, dass wir immer weniger wurden. Die Stadt, gefangen in der eigenen Schlinge, verschaffte Lucy und ihren beiden Kindern, von denen eines unter Asthma litt, eine neue Wohnung. Auch Declan verschwand, und niemand wusste wohin. Er erwähnte etwas von einer Band, die einen Bassisten suche. Eine Woche zuvor waren zwei zwielichtige Typen an der Tür gewesen und hatten nach Declan gefragt, daher vermuteten wir, dass er in irgendwelchen Schwierigkeiten steckte. Doch wer von uns steckte nicht in Schwierigkeiten? Wir stellten keine persönlichen Fragen.

Terry hingegen war neu hinzugekommen. Eine kleine, depressive Gestalt mit dunkelblondem Haar, das in der Mitte gescheitelt war und zu beiden Seiten ihres verkniffenen kleinen Gesichts herabhing wie die langen Ohren eines Spaniels. Ihr Auftauchen fiel mit dem Abstellen des Stroms zusammen, sodass sie für mich gleich von Anfang an die Verschlechterung unserer Situation symbolisierte. Es war herzlos von mir, so zu denken, und doch, wie sich herausstellen sollte, absolut zutreffend.

An jenem Montagmorgen hatte ich eigentlich geglaubt, dass die Dinge nicht mehr schlimmer werden könnten – bis zu jenem Augenblick, an dem wir unsere Vorladungen erhalten hatten. Der Manager der Verpackungsabteilung des Versandhandels, wo ich gearbeitet hatte, besaß die üblichen Vorurteile gegen Hausbesetzer, und er hatte mich nicht schnell genug feuern können. Es hatte nicht das Geringsste mit meiner Arbeit zu tun – abgesehen von der Tatsache, dass sie langweilig und schlecht bezahlt war. Ich war nie zu spät gekommen oder früher gegangen. Ich hatte nie etwas kaputt gemacht oder aus Versehen einen falschen Artikel eingepackt oder einem Kunden zum Scherz etwas vollkommen Unangebrachtes geschickt. Doch seiner Ansicht nach war ich »in Bezug auf die Lebensumstände nicht ehrlich« gewesen, und »die Firma hat ihre Politik«.

Ich hätte diesen Job nicht angenommen, wenn ich einen anderen bekommen hätte. Ich verdiente kaum mehr als den Sozialhilfesatz, und die Bedingungen, unter denen wir arbeiteten, glichen denen in den Büchern von Dickens. Trotzdem, es war besser als gar keine

Arbeit. Jetzt war ich arbeitslos, rein technisch betrachtet (und praktisch bald ebenfalls) ohne Wohnsitz, und ich hatte die Nase von alledem gestrichen voll.

Unser Schweigen schien den Mann von der Stadt noch mehr aus der Fassung zu bringen, denn er fügte hastig hinzu: »Hören Sie, Sie müssen wirklich bis Freitag draußen sein, sonst wird man Sie gewaltsam entfernen lassen! Die Polizei wird bereitstehen, und es wäre keine gute Idee, auf das Dach zu klettern oder sich anzuketten oder sich mit den Füßen in Beton zu stellen. Es würde alles nur noch schlimmer machen.«

Wir sahen ihn nur schweigend an. Eine Bemerkung wie diese war keiner Antwort würdig. Nicht einmal Squib wäre auf so einen Gedanken gekommen.

»Jeder, der auf das Dach klettert, würde geradewegs hindurchbrechen«, sagte Nev. »Das soll doch wohl ein Scherz sein!«

Ich empfand ein wenig Mitleid für unseren Besucher, also fragte ich ihn, ob wir ihm eine Tasse Tee anbieten könnten. Wir hatten gerade welchen gemacht. Nev hatte ein Feuer im Kamin angezündet. Das Holz stammte von einer alten Gartenbank, die er hinter dem Haus gefunden hatte. Über dem Feuer hing ein Wasserkessel an einem Haken, der in den Bogen des Kaminrosts eingeschraubt war.

Declan hatte den Rost repariert, als er noch bei uns gewesen war. Es war zu dem Zeitpunkt gewesen, als man uns den Strom abgestellt hatte. Er meinte, seine Großmutter in Irland hätte ihr ganzes Leben lang auf diese Weise gekocht, mit einem Kessel am Haken über dem Kaminfeuer, und sie hätte eine dreizehnköpfige Familie satt kriegen müssen. Declan steckte voller derartiger Geschichten. Sicher war die Hälfte davon erfunden, doch man wusste einfach nie, was der Wahrheit entsprach und was nicht.

Wir kochten nicht all unsere Mahlzeiten im Kessel. Wir besaßen einen Gasherd, der mit Flaschen betrieben wurde. Doch das Gas kostete Geld, und so benutzten wir den Kaminkessel und das offene Feuer, wann immer es sich einrichten ließ.

Der Mann von der Stadt lehnte mein Angebot ab, doch seine Nervosität schien ein wenig zu verfliegen. Stattdessen plusterte er sich nun auf, und ich bereute mein Mitleid mit ihm. »Wir haben Ihnen mehrfach geschrieben und erklärt, was geschehen wird. Wir haben die Frist mehrfach verlängert. Wir haben alles getan, um die Sache vernünftig zu regeln. All diese Häuser hier werden abgerissen. Die anderen stehen bereits leer. Die Bewohner waren vernünftig und sind

ausgezogen. Nur Sie sind geblieben. Wir haben Ihnen alles wieder und wieder erklärt, bis uns die Luft weggeblieben ist. Sie müssen unsere Schreiben erhalten haben.«

»Das weiß ich alles«, antwortete ich in, wie ich hoffte, extrem höflichem und vernünftigem Ton. »Wir verstehen die Position der Stadt, doch sehen Sie die Sache auch einmal von unserem Standpunkt. Wir sind obdachlos. Oder werden es zumindest sein, wenn Sie uns auf die Straße setzen. Wird die Stadt uns Wohnungen verschaffen?«

»Das können wir nicht«, sagte er müde. »Wir haben keine Wohnungen. Mrs. Ho und ihre Kinder hatten Vorrang. Von den restlichen vier von Ihnen sind Sie, Miss Varady, die Einzige, die behaupten kann, eine Verbindung mit der Gemeinde zu haben, und selbst das wäre eine mehr als dünne Begründung. Wir können Sie auf die Liste setzen, mehr geht beim besten Willen nicht. Für die anderen drei sind wir nicht verantwortlich. Sie müssen es wohl oder übel auf dem privaten Wohnungsmarkt versuchen.«

»Kein privater Vermieter würde uns nehmen! Außerdem könnten wir die Miete gar nicht bezahlen, die er verlangen würde! Hören Sie, wir halten das Haus sauber«, fuhr ich fort. »Wir feiern keine wilden Partys und machen auch sonst nichts, was Sie nicht auch tun würden. Wir lassen keine anderen Leute hier pennen. Wir sind wirklich gute Mieter. Oder wir wären es zumindest, wenn Sie uns Miete zahlen lassen und uns einen regulären Vertrag geben würden. Das ist alles, worum wir bitten. Was ist denn daran falsch?«

»Das Haus wird innerhalb der nächsten sechs Monate abgerissen. Es ist baufällig. In einem nicht bewohnbaren Zustand. Der Strom wurde abgeschaltet.« Er sah nicht aufgebracht oder unfreundlich aus, nur müde. »Wir haben das alles in unseren Schreiben erklärt, wieder und wieder. Sie haben unsere Briefe doch gelesen, oder?«

In diesem Augenblick verdarb Squib alles, indem er sagte: »Wir haben damit unser Feuer angezündet. Hat eine Menge Streichhölzer gespart.«

Der Beamte des Wohnungsamtes lief rot an. Er schimpfte über so viel Unvernunft, und dann stieg er in seinen Wagen und fuhr davon. Gerade rechtzeitig. Während er im Haus gewesen war und mit uns geredet hatte, konnte ich durch das Fenster ein paar Kinder sehen, die um seinen schicken neuen Fiesta herumstreunten. Noch ein paar Minuten länger und sie wären im Wagen gewesen. Er hätte nur noch einer Abgaswolke hinterhergesehen, während sie mit quietschenden Reifen davongebraust wären.

Nachdem unser Besucher gegangen war, hielten wir Kriegsrat. Wir wussten selbstverständlich, dass wir das Haus räumen mussten. Wir wussten nur nicht, wohin wir gehen sollten. Der Sommer neigte sich dem Ende zu, und keiner von uns verspürte Lust, auf der »Platte« zu wohnen, jetzt, wo es anfang kälter zu werden. Außerdem war das Leben in einem Haus, selbst wenn das Dach einsturzgefährdet und das Treppenhaus von Trockenfäule befallen war wie bei unserem, wesentlich weniger gefährlich. Wie der Beamte gesagt hatte – wir besaßen keinen Anspruch auf behördliche Hilfe.

Terry setzte sich auf die nackte Treppe, wickelte eine Haarsträhne um den Finger und wartete darauf, dass jemand einen Vorschlag machte, damit sie ihn kritisieren konnte. Sie war Weltmeisterin im Quengeln, drückte sich vor jeder Hausarbeit und stellte sich an, wenn sie ihren Anteil zum Haushaltsgeld beisteuern sollte. Ich sah sie an und wünschte, sie würde verschwinden und Declan statt ihrer wäre hier. Declan konnte wenigstens Dinge reparieren und war angenehme Gesellschaft.

Wünsche sind gefährlich. Manchmal gehen sie in Erfüllung, und dann muss man mit den Folgen leben.

Terry hatte meinen misstrauischen Blick bemerkt und sah augenblicklich klein und hilflos aus. Darin war sie unglaublich gut. Mit dieser Masche hatte sie auch bei uns Unterschlupf gefunden. Ich war die Schauspielerin in unserer Truppe, doch diese Frau hatte ihre Berufung verfehlt, glauben Sie mir. Sie spähte durch ihren Vorhang aus Haaren und sagte pathetisch: »Ich hab keinen anderen Platz, wo ich hingehen könnte.«

»Keiner von uns hat einen anderen Platz!«, schnappte ich.

Wir standen auf und gingen in das große Wohnzimmer, wo der Kamin stand. Alle setzten sich und starrten mich an wie hoffnungsvolle Welpen. Jeder hielt seinen Becher Tee in der Hand. Jeder hatte seinen eigenen Becher, und wir tranken niemals aus dem Becher eines anderen. Es war ein ungeschriebenes Gesetz in diesem Haus.

»Was sollen wir tun, Fran?«, fragte Nev auf eine vertrauensselige Weise, die alles nur noch schlimmer machte.

Es hing letztendlich immer alles an mir. Das Dumme war nur, ich hatte keine Ideen mehr. Ich musste etwas sagen. Sie erwarteten es von mir. Also sagte ich: »Wenn wir einen alten Lieferwagen aufreiben könnten, könnten wir am Straßenrand wohnen.«

»Dann penne ich lieber in einem Hauseingang!«, sagte Squib aufgebracht. »Ich habe diesen New-Age-Scheiß ausprobiert. Löcher

graben, bevor du kacken kannst, und die ganze Nacht irgendwelche blöde Folkmusic hören. Nein danke!«

»Da hat er irgendwie nicht ganz Unrecht«, pflichtete Nev ihm bei. »Im Sommer mag es ja in Ordnung sein, aber im Winter macht es absolut keinen Spaß.«

»Außerdem würde die Polizei uns immer wieder vertreiben«, warf Terry ihre übliche Hand voll Einwände in die Runde. »Es ist grauenhaft in einem Zelt, wenn es regnet! Zelte sind niemals dicht. Man tut einfach alles, um irgendwohin zu kommen, wo es trocken ist. Ich weiß es, ich hab's schon mal gemacht.«

»Mir gefällt es hier«, sagte Nev melancholisch. »Hier in diesem Haus.«

Squib zog seine Wollmütze vom Kopf und sah hinein. Vielleicht hoffte er, dort eine Idee zu finden. Er fand keine, also fuhr er sich mit der Hand über den kahl geschorenen Schädel und setzte die Mütze sorgfältig wieder auf.

»Mir nicht«, sagte Terry. »Hier gibt es Ratten.«

»Ratten gibt es überall«, sagte Squib. »Ratten sind in Ordnung. Ich hatte mal ein paar wirklich nette Ratten als Haustiere. Eine weiße, die ich in meiner Manteltasche rumgetragen habe. Sie hat mich nie gebissen, nicht ein einziges Mal. Ich hab sie einem Typ in einem Pub verkauft. Er hat mir einen Fünfer dafür gegeben. Er war ziemlich sauer hinterher. Schätze, die Ratte hat ihn gebissen, als er mit ihr zu Hause angekommen war. Sie hat andere Leute gebissen. Mich nie. Tiere mögen mich.«

Das stimmte. Terry murmelte: »Kein Wunder, wenn man stinkt wie ein Bauernhof. Die Tiere glauben, er ist einer von ihnen.« Der mürrische, unzufriedene Ausdruck auf ihrem Gesicht wurde intensiver. Sie hatte sich in eine alte Strickjacke gewickelt, die sie ständig trug, und sie schmolte. Die Jacke war dreckig und abgetragen, aber ich hatte einmal das Etikett darin gesehen, und es war eine sehr teure Marke. Ich hatte eine Bemerkung deswegen fallen lassen, und Terry hatte prompt zurückgegiftet, dass die Jacke aus dem Oxfam-Laden stamme. Ich hatte ihr damals nicht geglaubt, und ich glaubte ihr immer noch nicht. Jetzt überlegte ich, ob sie die Jacke vielleicht gestohlen hatte. Sie neigte dazu, lange Finger zu machen, auch wenn sie nicht so dumm war, sich jemals an etwas zu vergreifen, das mir oder Nev gehörte. Wir besaßen wahrscheinlich nichts, das sie interessierte. Nur ein vollkommener Verrückter hätte irgendetwas von Squib angefasst. Der Hund hätte ihn in Sekundenschnelle gepackt.

Selbst wenn der Hund nicht aufgepasst hätte, luden Squibs Siebensachen nicht zu einer Untersuchung ein.

Wie ich schon sagte, wir stellten einander keine persönlichen Fragen. Wenn man verzweifelt genug ist, illegal in einem für den Abriss vorgesehenen Haus voller Trockenfäule und ohne elektrischen Strom zu wohnen, dann braucht man einen Unterschlupf, wo man bleiben kann. Was man nicht braucht, sind dumme Fragen. Früher oder später erzählten die meisten ja doch das eine oder andere über sich. Nicht so Terry. Sie hatte nicht ein Wort gesagt. Woher auch immer sie kommen mochte, sie war nicht in Armut aufgewachsen. Man konnte es merken. Was mich noch nachdenklicher machte wegen der alten Strickjacke.

Wir redeten den ganzen Morgen über unser Problem, doch wir fanden keine Lösung. Die Diskussion endete in einem Streit – nicht über das, was wir tun sollten, sondern über Squibs Hund.

Terry meinte, er habe Flöhe. Er kratzte sich tatsächlich ständig.

Über Squib durfte man sagen, was man wollte, nicht jedoch über seinen Hund. Es war ein eigenartig aussehendes Tier mit einem stehenden und einem geknickten Ohr und krummen Beinen. Squib hatte den Hund auf einer Müllhalde gefunden, als er noch ein Welpen gewesen war. Er dachte, jemand hätte den Hund ausgesetzt, weil er ein Kümmerling war, das schwächste Tier in einem Wurf. Squib hatte sich des Welpen angenommen, und er war zu einem großen, starken Tier herangewachsen, bis auf die krummen Beine. Es war ein netter Hund, freundlich zu jedermann, außer wenn er Squibs Sachen bewachte. Wir alle mochten ihn, mit Ausnahme von Terry. Terry mochte niemanden.

Als sie nun anfang, Squibs Hund zu beleidigen, sagte Squib ihr ein paar passende Worte. Bald darauf war der schönste Streit im Gange, und ich verlor die Geduld. Ich versuchte im Haus eigentlich stets, meinen Jähzorn zu zügeln, denn wenn einer anfängt zu brüllen, fangen alle an. Doch wir diskutierten ja bereits, und irgendwie war Terrys Gejammer der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Ihre Kritik am Haus hatte geschmerzt. Wir hatten sie bei uns aufgenommen, und sie hatte nichts anderes im Sinn, als uns deutlich zu machen, dass es unter ihrem gewohnten Standard lag.

»Ach, leck mich doch am Hintern!«, brüllte ich, nur dass ich nicht »Hintern« sagte. »Niemand hat dich gebeten, bei uns einzuziehen! Wir haben dich bei uns aufgenommen, und ich glaube nicht, dass es seitdem einen einzigen Tag gegeben hat, an dem du nicht von mor-

gens bis abends gejammt hast! Wir haben alle unsere Probleme! Du bist nicht besser und nicht schlechter dran als jeder andere von uns.« Das Etikett in ihrer alten Strickjacke kam mir in den Sinn, und ich fügte hinzu: »Ich kenne deine Sorte! Wenn ihr erst genug habt, geht ihr einfach dahin zurück, wo ihr hergekommen seid!«

Sie wurde kreidebleich im Gesicht, warf ihre Spanielohren in den Nacken und zischte: »Halt die Klappe, Fran! Du weißt überhaupt nichts über mich! Du schubst uns immer nur rum, das ist alles! Tu dies, tu das! Du gibst die Befehle, und wir müssen springen, richtig? Nun, du irrst dich! Ich springe nicht! Das ist es, was dir nicht passt! Du benimmst dich wie eine Oberschwester! Das hier ist eine Kommune, und alle haben die gleichen Rechte, klar? Jeder hat gleich viel zu sagen! Nur weil Nev ein nervöses Wrack ist und Squib nichts im Schädel hat, überlassen sie dir das Denken und das Reden, und du bildest dir ein, du könntest das Gleiche für mich tun und mich ebenfalls herunkommandieren! Vergiss es, und zwar schnell!«

In ihrer Stimme lag eine Boshaftigkeit, wie ich sie bis dahin nicht von ihr gehört hatte, doch es war nicht ihr Ton, der mich schockierte. Es war die Anschuldigung an sich. Ich hatte mich nicht als dermaßen dominant gesehen, als jemand, der andere herumschubste. Diese Vorstellung gefiel mir nicht und drängte mich in die Defensive.

»Ich kommandiere niemanden herum! Ich versuche nur, mich nützlich zu machen! Es wäre gar nicht schlecht, wenn du es auch mal versuchen würdest! Selbst Squib macht sich nützlich!«

Squib blickte überrascht auf; er war keine Komplimente gewöhnt. Es schien das erste für ihn gewesen zu sein. »Danke, Fran«, sagte er.

»Wir müssen zusammenhalten«, sagte Nev nervös. »Wir dürfen uns jetzt nicht streiten!«

»Du, Squib und ich, wir waren zusammen – sie ist später dazugekommen, und sie kann meinerwegen jederzeit verschwinden!«, kreischte ich. Ich war immer noch stinkwütend auf sie, wütender noch als vorhin, weil sie mich verletzt hatte. Ich bin nicht stolz auf diese Geschichte. Ich hätte sie nicht so angreifen dürfen. Sie hatte Recht, als sie sagte, ich wüsste überhaupt nichts über sie.

Zurückblickend weiß ich gar nicht mehr genau, wie Terry überhaupt zu uns gekommen ist. Ich glaube, Lucy hat sie angeschleppt. Anfangs habe ich mich gefragt, ob Terry vielleicht nur deswegen bei uns geblieben ist, weil sie scharf war auf Declan, der zu der Zeit noch bei uns gewohnt hatte. Ich glaube, er mochte sie vielleicht auch ein wenig. Doch das hielt ihn nicht davon ab zu verschwinden. Wenn Sie

mich fragen, es war besser so für ihn. Andererseits habe ich Terry von Anfang an nicht gemocht. Es wäre sinnlos, so zu tun als ob. Aber ich habe bestimmt nicht gewollt, was dann passiert ist. Keiner von uns dürfte das gewollt haben.

All das geschah Montagmorgen. Wir hatten nicht mehr viel Zeit, und so machten Nev und ich uns am Nachmittag auf den langen Weg nach Camden, um ein Haus anzusehen, von dem er gehört hatte. Nur um zu sehen, ob es dort Platz gab für uns. Doch als wir ankamen, war alles leer und vernagelt, also hatte die Stadt schon geräumt und die Bewohner vertrieben. Schade, die Gegend war besser als die, aus der wir kamen. Wir gingen nach Camden Lock und alberten herum und trafen ein paar Leute, die wir kannten und die wir fragen konnten.

Squib war mit seinem Hund hinauf nach West gegangen. Er hatte seine Kreide und eine Ansichtskarte von El Grecos *Himmelfahrt der Jungfrau Maria* mitgenommen und suchte wahrscheinlich nach einer geeigneten Stelle auf einem Bürgersteig. Er konnte es sich nicht leisten, Zeit zu verschwenden, wegen des schlechter werdenden Wetters.

Terry hatte nicht gesagt, womit sie den Tag verbringen würde, und wir hatten sie nicht gefragt. Ich schätze, keiner von uns erwartete, dass sie etwas Nützliches machen würde, beispielsweise eine neue Behausung für uns finden.

Vermutlich sollte ich nicht so schlecht über jemanden reden, der tot ist. So etwas macht man nicht. Man sagt nette Dinge über die Toten, oder sie kommen zurück und verfolgen einen. Ich weiß, dass es so ist, weil Terry mich verfolgt hat. Wahrscheinlich wegen all der bösen Dinge, die ich über ihre Zeit bei uns gesagt habe, ganz zu schweigen von dem, was ich nach... nun ja, was ich nach dem, was passiert ist, gesagt habe.

Zurück zum Montag. Nev und ich kehrten recht spät aus Camden zurück. Ein paar Leute hatten uns zum Essen eingeladen. Sie waren Vegetarier, genau wie Nev, deswegen gab es nur Bohnen, aber es schmeckte trotzdem, heiß und schön scharf, auch wenn ich wusste, dass ich später dafür würde bezahlen müssen.

Als wir zurückkamen, war im Haus alles still. Es war dunkel, weil sie uns den Strom abgestellt hatten. Wir benutzten Kerzen. Doch abgesehen von der Leere und dem gewohnten Gestank nach Trockenfäule war da noch etwas anderes. Es war irgendetwas Fremdes, ein Eindruck, ein undefinierbares Gefühl. Ich wusste gleich, ich *wusste* einfach, dass jemand im Haus gewesen war, der nicht zu uns

gehörte. Ein Fremder. Ein komplett Fremder, jemand, der überhaupt nicht in unseren Kreis gehörte und auch niemand von der Stadt. Außerdem lag ein schwacher Duft nach Parfüm in der Luft, irgendein Eau de Cologne. Ich hab mal in einem Drogeriemarkt gearbeitet. Ich kenne Eaux de Cologne. Ich kann teure von billigen unterscheiden. Was ich da im Haus roch, das war ein teures. Eins von der Sorte, die sich in der Weihnachtszeit gut verkauft.

Diese Duftspur hier in unserem Flur machte mich wütend. Ich dachte, dass Terry wahrscheinlich schon wieder auf Diebestour gewesen sei. Ich hatte ihr jedes Mal gesagt, dass sie es lassen solle. Möglich auch, dass sie mehr Geld hatte, als sie vor uns zugab, und sich das Zeug einfach kaufte. Diese Eaux de Cologne riechen offen gestanden an einer Frau besser als an einem Mann, meiner Meinung nach. Jedenfalls, wenn Terry Geld hatte, dann redete sie nicht darüber. Sie gab es für irgendwelchen Plunder aus oder für Hochglanzmagazine, die Sorte, in der gezeigt wurde, wie man aus seiner Doppelhaushälfte etwas machte, das Sendezeit bei *Hello!* bekommen könnte. Und das zu einer Zeit, da wir Eimer unter das Loch im Dach stellten und von nichts als Brot und Billigmargarine lebten.

Ich erwähnte den Parfümgeruch gegenüber Nev, doch er meinte, er könne nichts riechen, weil die Trockenfäule alles überdecke. Das andere Gefühl, dass jemand Fremdes, ein Außenstehender, im Haus gewesen sein könnte, behielt ich für mich. Es war nicht einfach zu erklären. Lucy hatte es mit dem Paranormalen gehabt, und sie hätte wahrscheinlich gesagt, dass ich ein natürliches Medium sei. Ich glaube nicht an diese Art von Hokuspokus. Denke ich jedenfalls. Hätte ich in jenem Augenblick erklären müssen, was ich fühlte, so kann ich im Nachhinein nur sagen, wahrscheinlich die Gefahr gespürt zu haben. Wäre ich ein Höhlenmensch gewesen, hätte wohl draußen vor dem Eingang ein großes Mammut gelauert. Nur, dass es in unserem Fall nicht draußen vor dem Eingang war, sondern drinnen bei uns.

Wir gingen in das Wohnzimmer und zündeten das Kaminfeuer wieder an, denn es war kalt geworden. Keiner von uns sagte ein Wort, doch wir beide dachten, dass es nächste Woche ein gutes Stück kälter sein würde – und die Chancen standen nicht schlecht, dass wir im Freien schlafen mussten, bis wir ein neues Haus gefunden hatten, wo wir bleiben konnten.

Nach einer Weile kam auch Squib mit dem Hund nach Hause; er hatte vier Dosen Lager mitgebracht und außerdem ein Paket Würst-

chen, die er über dem Feuer grillte. Eine Eisenschaufel diente ihm als Pfanne.

Die Würstchen rochen köstlich. Fett spritzte aus der Schaufel in die Flammen und ließ sie rot und gelb auflodern. Es war sehr gemütlich, und wir waren glücklich. Als die Würstchen fertig waren, knusprig und braun gebraten, bot Squib uns welche an. Man konnte über Squib sagen, was man wollte – er teilte immer. Nev lehnte dankend ab, weil er überhaupt kein Fleisch aß, und ich lehnte ab, weil mir die Bohnen noch im Magen lagen, die wir am Nachmittag gegessen hatten. Außerdem wusste ich, dass Squib wahrscheinlich den ganzen Tag lang noch nichts zu sich genommen hatte.

Squib legte die Hälfte der Würstchen für den Hund auf das Kaminsims, damit sie ein wenig abkühlen konnten, und fragte: »Meint ihr, Terry möchte etwas davon abhaben, wenn sie zurückkommt?«

»Warum machst du dir wegen Terry Gedanken?«, entgegnete ich. »Sie kümmert sich auch nie um uns.« Was zeigt, wie ich zu diesem Zeitpunkt von ihr dachte, denn selbst wenn ich sie nicht leiden konnte, so war sie doch eine von uns, und normalerweise hätte ich sie bestimmt nicht ausgegrenzt.

Doch sie kam in jener Nacht nicht zurück, oder wenigstens dachten wir, sie wäre nicht zurückgekommen. Wir hatten sie jedenfalls nicht gesehen.

Am nächsten Morgen war sie immer noch nicht wieder da. Squib meinte, dass sie vielleicht die Biege gemacht hätte genau wie Declan.

»Sie hat einen anderen Unterschlupf gefunden, wo sie bleiben kann«, sagte er. »Sie hat uns sitzen lassen und ist woanders eingezogen. Nachdem die Typen von der Stadt hier waren, kann ich es ihr nicht verdenken. Es ist sinnlos, weiter hier herumzuhängen.«

Das Wissen, dass er Recht hatte und unsere Tage in diesem Haus gezählt waren, munterte uns nicht eben auf. Trotzdem war es eine Erleichterung zu glauben, wir hätten Terry das letzte Mal gesehen. Ein hungriges Maul weniger, um das wir uns Gedanken machen mussten.

Nev schlug vor, in ihrem Zimmer nachzusehen, ob ihre Sachen verschwunden seien. Wenn es leer war, um so besser. Dann konnten wir Terry endgültig vergessen.

Wir trotteten die Treppe hinauf, alle drei, und der Hund hinterher. Der Hund war gut im Treppenhoch- und -runterrennen, trotz seiner krummen Beine. Doch draußen vor Terrys Tür begann er sich merkwürdig zu verhalten. Sein spitzes Ohr sank herab, passend zu

dem zweiten, und er kauerte sich nieder und stieß ein eigenartig hohes Fiepen aus.

Squib kniete bei seinem Tier nieder und fragte, was denn los sei. Doch der Hund legte sich nur ganz hin und blickte elend drein.

»Vielleicht hat er was Falsches gefressen?«, schlug Nev vor.

Das beunruhigte Squib, der schon häufiger davon gehört hatte, dass die Hunde, die Hausbesetzern gehörten, vergiftet worden waren, noch mehr. Er hockte sich auf den Boden vor Terrys Tür und bemühte sich, seinem Hund das Maul zu öffnen, um die Zunge zu kontrollieren, während Nev und ich die Tür zu Terrys Zimmer öffneten.

Sie war doch da. Sie musste am vorhergehenden Tag im Haus geblieben sein, als wir alle weg waren. Sie war noch da gewesen, als wir zurückgekommen waren, und auch die ganze Nacht. Sie war da gewesen, als Squib unten seine Würstchen gebraten hatte, und sie war da gewesen, als ich in der Nacht wegen der Bohnen hatte aufstehen müssen.

Sie war da und hing von der Deckenlampe.

Ich erinnere mich ganz genau an den Anblick, fast, als hätte mein Bewusstsein eine Fotografie davon angefertigt, die ich jederzeit hervorholen und ansehen kann. Das Zimmer muss, wie der Rest des Hauses, früher einmal wunderschön gewesen sein. Die bleiche Sonne schien durch die großen, schmalen Fenster herein, von denen eines noch immer eine Messingstange besaß, die einmal Vorhänge getragen hatte. Die Sonne streifte die Stange von unten und ließ sie leuchten, als bestünde sie aus Gold. In den Ecken der hohen Decke hingen alte Spinnweben und tote Spinnen. Ringsum verlief ein Fries aus Stuck, und genau in der Mitte der Decke befand sich eine große Stuckrosette aus staubbedeckten Eicheln und Eichenblättern. Es war nicht schwer, sich einen kunstvollen Leuchter vorzustellen, einen Kronleuchter vielleicht, der in längst vergangenen Tagen dort gehangen hatte.

Jetzt hing nichts mehr dort – außer Terry.

Sie hatte irgendetwas um den Hals, von dem sich später herausstellte, dass es die Hundeleine war. Squib benutzte sie kaum, weil der Hund sehr gut erzogen war und sich stets bei Fuß hielt. Die Leine hatte irgendwo im Haus herumgelegen, und jetzt hatte Terry sie um den Hals und baumelte daran von der Decke.

Trotz des Schocks des Augenblicks – oder vielleicht gerade deswegen – habe ich ihren Anblick in dieser Deutlichkeit im Gedächtnis behalten. Sie – oder besser, das Ding, das einmal Terry gewesen war

– trug abgerissene Jeans. Der Reißverschluss stand offen und gab den Blick frei auf ihren nackten Bauch. Eine beträchtliche Lücke hatte sich zwischen dem klaffenden Vorderteil der Jeans und dem unteren Rand ihres unglaublich eingelaufenen und verwaschenen T-Shirts gebildet. Ich sah ihren Brustkorb über den straff gespannten Bauchmuskeln. Ihre Füße waren nackt und malvenfarben angelaufen. Sie hatte den Ansatz einer Schleimbeutelentzündung auf dem Gelenk des linken großen Zehs, doch damit würde Terry nun niemals mehr Probleme haben.

Sie war einmal recht hübsch gewesen, genau wie das Zimmer, und genau wie bei ihrem Zimmer war nun nichts mehr davon zu sehen. Über Nacht hatte das Gewicht ihres Körpers dazu geführt, dass sich ihr Hals gestreckt hatte, und er sah nun giraffenartig aus wie bei jenen afrikanischen Stammesfrauen, deren Köpfe von einer Reihe Metallreifen gehalten werden. Die Hundeleine hatte sich grauenhaft in ihre Kehle eingeschnitten und dazu geführt, dass ihr Gesicht angeschwollen und schwarz war vom gestauten Blut. Ihr Mund stand offen, und die Zunge hing heraus, als wollte sie noch im Sterben ihre letzte Beleidigung gegen uns ausstoßen. Die Augäpfel quollen hervor und waren überzogen von dunklen Äderchen.

»Mein Gott!«, ächzte Nev. »Sie hat sich aufgehängt!«

Ich hatte keinen Grund – damals – anzunehmen, dass er sich irren könnte. Neben Terry lag ein klappriger alter Stuhl auf der Seite, nicht weit von ihren baumelnden nackten Füßen. Ich stellte mir vor, wie sie darauf geklettert war, die Leine an der Decke festgemacht hatte und dann gesprungen war.

Man stirbt nicht schnell, wenn man es so macht. Die Henker früher wussten, wie man einen Knoten machte, der dem Gehenkten das Genick brach. So, wie sie es gemacht hatte, hatte sie sich selbst erdrosselt, ein langsamer und qualvoller Tod. Ihre strampelnden Füße hatten den Stuhl umgetreten. Vielleicht hatte sie erkannt, was ihr bevorstand, und ihre Meinung geändert, hatte nach dem Stuhl getastet, um sich wieder abzustützen und den Druck von ihrer Kehle zu nehmen, in der Absicht, sich von der Hundeleine zu lösen und herunterzuklettern, verschrammt zwar, doch ein wenig klüger als zuvor.

Terry wäre nicht die Erste gewesen, die ihre Meinung in letzter Sekunde geändert hatte. Genauso wenig, wie sie die Erste gewesen wäre, die herausfinden musste, dass genau das gar nicht so einfach war. Der Tod ließ nicht mit sich spielen. Der Tod wollte ernst genommen werden. Ob Terry es nun am Ende so gewollt hatte oder

nicht, der Tod hatte sie sich geholt.

Und wir standen da, mit einer Leiche im Haus und der Aussicht auf eine furchtbare Menge Ärger und Scherereien.

**KAPITEL 2** Nicht im Traum hätte ich mit dem gerechnet, was auf unsere grauenhafte Entdeckung folgen sollte, auch wenn ich durchaus wusste, dass uns jede Menge unwillkommener Aufmerksamkeit seitens der Behörden widerfahren würde. Die anderen beiden dachten nicht voraus; sie waren zu sehr damit beschäftigt, den Anblick der hängenden Gestalt zu verdauen. Nev rannte nach draußen, und wir hörten, wie er sich auf dem Klo erbrach. Es stellte sich heraus, dass er noch nie zuvor eine Leiche gesehen hatte. Ich schon, doch das machte es nicht einfacher für mich, Terry anzusehen.

Squib ließ seinen Hund zurück und kam ins Zimmer. Er stand den Anblick durch, doch er sah noch um einiges bleicher aus als gewöhnlich. Er besaß ständig einen verkniffenen Ausdruck, doch jetzt sah er exakt genauso aus wie die weiße Ratte, die er einst als Haustier gehalten hatte.

»Wir machen besser, dass wir von hier verschwinden!«, sagte er. Er schwitzte. Ich konnte es riechen; es stieg von ihm auf wie der Schweiß von einem gehetzten Tier. »Los, wir verschwenden nur unsere Zeit! Packen wir unsere Sachen und machen wir, dass wir hier wegkommen!«

»Sei nicht dumm«, entgegnete ich. »Die Stadt weiß alles über uns, unsere Namen, alles. Sie werden uns finden.«

»Warum hat sie es getan?«, fragte er. »Hatte sie Angst davor, dass wir auf die Straße gesetzt werden? Hey...!«, seine Augen leuchteten auf. »Das ist es, was wir diesem Arschloch von der Stadt erzählen! Wir sagen ihm, er hätte sie dazu getrieben!«

»Halt die Klappe, Squib!«, herrschte ich ihn an. Ich musste nachdenken. Niemand außer mir würde auf einen konstruktiven Gedanken kommen. Es hing wieder einmal alles an mir, wie üblich. Squib wollte in blinder Panik davonlaufen, und Nev hing über dem Lokus und kotzte, und das war wahrscheinlich auch schon alles, was die beiden beizutragen hatten. Sich um Nev und Squib zu kümmern war manchmal, als würde man auf Kinder aufpassen. Man musste alles Denken für sie mit übernehmen und ständig hinterher sein, was sie gerade wieder anstellten.

Nev kehrte vom Lokus zurück. Er sah immer noch todelend aus, doch er versuchte sich zusammenzureißen. »Sollten wir... sollten wir sie nicht runterholen?« Seine Stimme war nur ein Flüstern und brach beim letzten Wort. »Wir sollten sie nicht so da hängen lassen. Das ist obszön.«

Es war obszön, er hatte Recht. Doch wir konnten sie nicht runter-

holen. Wir durften nichts anfassen. Ich erklärte es allen beiden mit Nachdruck.

Squib wirkte erleichtert. Er drängte sich nicht danach, die Tote zu berühren. Nev hingegen reagierte mit einem Ausruf der Bestürzung.

»Wir können sie nicht hängen lassen!« Seine Stimme klang wie von einem Computer produziert. Die Geräusche waren da, bildeten die richtigen Worte, doch sie klangen nicht menschlich.

Unvermittelt sprang er vor, und ohne dass ich etwas dagegen hätte unternehmen können, packte er ihre Beine. Ich weiß nicht, was er vorhatte. Vielleicht wollte er sie ohne unsere Hilfe vom Haken nehmen. Doch im gleichen Augenblick, in dem er sie berührte, taumelte er auch schon wieder entsetzt zurück und stieß einen ersticken Schrei aus.

»Sie ist ganz steif...!«

Der Leichnam, von Nevs ungeschicktem Versuch in Schwingung versetzt, begann an der Hundeleine zu rotieren wie ein groteskes Mobile. Ich sah hinauf zum Deckenhaken. Er würde nicht mehr viel länger halten, so viel stand fest. Erstaunlich, dass er überhaupt bis jetzt gehalten hatte. Die Leiche würde jeden Augenblick herunterkrachen, auch ohne unser Zutun, erst recht, nachdem sie jetzt in Bewegung geraten war.

Doch die Starre, falls Nev sich nicht getäuscht hatte, brachte mich zum Nachdenken. Ich kannte mich nicht allzu genau mit Leichenstarre aus, doch ich wusste, dass es rund zwölf Stunden bis zu ihrem Einsetzen dauerte und dass sie weitere zwölf Stunden anhielt, bevor sie nach und nach wieder verschwand, je nach den äußeren Umständen. Wenn sie richtig steif und hart war, dann musste sie irgendwann gestern Nachmittag gestorben sein. Wir mussten augenblicklich die Polizei alarmieren, oder wir würden die Verzögerung erklären müssen.

Nev war nicht in der Verfassung für weitere Einwände und nickte nur schwach.

»Ich sage, wir verschwinden!«, warf Squib halsstarrig ein. Er mochte die Polizei nicht. Sie mochte ihn nicht. Der Hund setzte sich auf, hob die Schnauze und stieß ein lautes Heulen aus, als stimmte er seinem Herrchen zu.

»Hört ihr?« Squib zeigte auf den Hund. »Sie mochte ihn nicht. Terry mochte ihn nicht. Sie hat immer gesagt, er hätte Flöhe. Er hat keine. Aber er weint um sie, seht ihr? Tiere sind besser als Menschen, das ist es, was ich denke. Tiere haben Anstand.«

»Anstand bedeutet«, sagte ich heftig, »dass wir auf der Stelle die Polizei holen.«

Wir hätten noch stundenlang weiter streiten können, doch die Entscheidung wurde uns aus der Hand genommen. Unten am Fuß der Treppe rief jemand.

Wir starrten uns an, und Panik stieg in uns auf. Ich rannte die Treppe hinunter, und man glaubt es nicht, da stand der Mann von der Stadtverwaltung wieder. Diesmal hatte er einen Kollegen bei sich, einen verschwitzten, pummeligen Burschen mit böartigem Gesichtsausdruck.

»Wir sind noch einmal zurückgekommen, um nachzusehen, ob Sie alles für Ihren Auszug vorbereiten«, sagte der Erste der beiden, »und um sicherzustellen, dass Sie zu der für heute anberaumten Anhörung erscheinen.«

Die Anhörung hatte ich ganz vergessen. Sie schien mit einem Mal völlig nebensächlich. Die beiden Beamten waren die Letzten, die wir im Augenblick hier gebrauchen konnten, und ich überlegte hektisch, wie ich sie loswerden konnte. »Wir können nicht!«, sprudelte ich hervor. »Ich meine, wir sehen uns dort. Wir machen uns gerade fertig zum Aufbruch, deswegen können Sie nicht reinkommen, nicht gerade jetzt.«

Er kam näher zur Treppe und starrte mich mit gerunzelter Stirn von unten herauf an. »Sie sind Fran, nicht wahr? Sie haben das Kommando, wie? Sie scheinen ständig für die anderen zu reden.«

Das, so erinnerte ich mich reumütig, hatte Terry mir ebenfalls vorgeworfen.

Ich redete nur deswegen für die anderen, weil sie todsicher das Falsche sagten, wenn sie sich allein überlassen waren. Ich überlegte fieberhaft, welche Antwort jetzt wohl die richtige wäre, und suchte nach einem Weg, alles zu erklären.

»Es ist etwas passiert. Eine von uns ist... hatte einen Unfall. Wir müssen Hilfe holen.«

»Was für einen Unfall?« Diesmal redete der Dicke. Er trat vor und startete mich böse an.

»Fran?« Der jüngere der beiden sah mich besorgt an. »Brauchen Sie einen Krankenwagen?«

Mir ging durch den Kopf, dass er wohl doch kein so schlechter Kerl war. Doch ich hatte nicht die Zeit für eine Charakteranalyse.

»Drogen, jede Wette!«, giftete der andere. »Einer von denen hat sich 'ne Überdosis gesetzt! Ausgerechnet heute, an diesem verdamm-

ten Morgen! Wie lange ist er oder sie denn schon bewusstlos?»

»Wir sind keine Junkies!«, brüllte ich. »Keiner von uns!«

Das stimmte. Es war eine weitere ungeschriebene Regel im Haus. Keine Drogen. Terry hatte manchmal Cannabis, aber das war alles.

Der Fettsack prüfte schnüffelnd die Luft. »Und was ist das sonst für ein Geruch?«

»Das ist die Trockenfäule!«, fauchte ich ihn an.

Hinter mir knarrte die Treppe, und ich hörte den Hund leise knurren. Squib beruhigte das Tier mit leiser Stimme, dann wandte er sich den beiden Männern unten an der Treppe zu.

»Sie können nicht nach oben kommen«, sagte er. »Eine unserer Mitbewohnerinnen ist tot.«

Das sorgte erst recht für Aufregung. Der erste der beiden städtischen Beamten raste die Treppe hinauf wie ein Windhund, an mir vorbei und an Squib, dann stieß er Nev auf dem Treppenabsatz zur Seite. Der Hund begann zu bellen und wollte ihm hinterher, doch Squib hielt ihn am Halsband fest.

»Wo?«, brüllte der Beamte. »Sind Sie sicher?«

»Sie hat sich umgebracht!«, brüllte Squib ihm hinterher. »Sie sind schuld, Sie sind gestern vorbeigekommen und haben gesagt, dass wir verschwinden müssen! Sie wurde depressiv, und dann hat sie sich das Leben genommen!«

Der Dicke stampfte mit schweren Schritten die Treppe hinauf. Er drückte sich an mir vorbei und bedachte mich mit einem dreckigen Blick. Er litt unter Körpergeruch von der Sorte, von der nicht einmal sein bester Freund ihm etwas gesagt hätte. Die Treppenstufen knarrten. Ich hoffte, sie würden unter seinem Gewicht nachgeben, morsch von der Trockenfäule, wie sie waren, doch das taten sie nicht. Wahrscheinlich war es besser so. Sonst hätten wir zwei Tote im Haus gehabt.

»Sie ist da drin«, murmelte Nev. »Wir haben sie nicht angerührt.«

Die beiden Männer hatten die Tür zu Terrys Zimmer geöffnet. Einen Augenblick herrschte Totenstille, dann begann der Dicke zu fluchen.

Wir hörten ihn schimpfen: »Das wird ein gefundenes Fressen für die Presse!«

Der dünnere Mann sagte ihm, er solle die Klappe halten. Dann unterhielten sie sich mit gedämpften Stimmen. Wir konnten nichts verstehen. Schließlich kam der Dünne wieder aus dem Zimmer und sprach zu uns allen.

»Wir holen jetzt die Polizei. Sie bleiben hier. Lassen Sie niemanden ins Haus. Reden Sie mit niemandem darüber!« Er zögerte. »Mein Kollege Mr. Wilson hier wird bei Ihnen bleiben.«

Der Fettsack trottete zum Treppenabsatz und funkelte uns an. Er sah um einiges weniger zuversichtlich aus als noch bei seiner Ankunft. Squibs Hund begann erneut zu knurren.

Der Dicke wich ein Stück zurück. »Was ist das für ein Hund? Etwa ein Pitbull?«

»Sieht er vielleicht aus wie ein Pitbull?«, fragte ich. »Er ist ja gerade mal halb so groß!«

»Ich schätze, er hat ein wenig Staffordshire in sich«, sagte Squib stolz. »Wenn er seine Zähne erst in etwas geschlagen hat, lässt er nicht mehr los.«

»Um Himmels willen«, sagte Mr. Wilson zu seinem Kollegen, »be-eil dich bloß mit den Bullen! Mach, dass du so schnell wie möglich wieder hier bist!«

Wir saßen alle unten im Wohnzimmer und warteten auf das Eintreffen der Polizei, Wilson inbegriffen. Er saß neben der Tür wie ein Gorilla, die Arme über dem Bierbauch verschränkt, und bewachte uns. Wenn er uns nicht beobachtete, dann beobachtete er den Hund.

Squib kauerte in der entgegengesetzten Ecke, die Arme um seinen Hund geschlungen, und flüsterte in sein spitzes Ohr. Der Hund drehte immer wieder den Kopf und sah seinen Herrn an. Ein oder zweimal leckte er ihm das Gesicht. Niemand würde behaupten können, dieses Tier sei gefährlich. Hoffte ich jedenfalls.

Nev hielt sich wacker. Er saß am Kamin, und nur das nervöse Zucken seiner Hände verriet die Anspannung, unter der er stand. Von Zeit zu Zeit blickte er mich an, wie um sich rückzuversichern. Ich lächelte ihm beruhigend zu. Es kostete mich einige Anstrengung. Mir war überhaupt nicht zum Lachen zumute. In meinem Kopf rasten die Gedanken, und ich wusste, dass ich alles sortieren musste, bevor die Polizei hier eintraf.

Sie würden uns beispielsweise wegen Terry Fragen stellen, und es gab nicht sonderlich viel, das wir ihnen hätten sagen können. Wir konnten vorschlagen, dass sie Lucy fragen sollten. Das war auch schon ungefähr alles. Ich versuchte angestrengt, mich an alles zu erinnern, was sie gesagt hatte, an jedes Wort, seit sie bei uns eingezogen war. Aber ich hatte sie nicht gemocht und nicht viel mit ihr gesprochen, wenn ich nicht musste, und das war es. Nicht eine Gelegenheit genutzt.

Sie wusste sich immer auszudrücken, wie eine junge Frau aus der Oberschicht. Sie hatte mich an die Mädchen aus der Privatschule erinnert, auf die ich gegangen war, bis mein Vater höflich gebeten wurde, mich von der Schule zu nehmen. Sicher, Terry hatte auch das Vokabular benutzt, das sie draußen auf der Straße aufgeschnappt hatte, in dem Bemühen, so wie alle anderen zu klingen. Aber es hatte nicht funktioniert. Sie hatte immer noch anders geklungen. Und dann war da diese Strickjacke mit dem teuren Etikett. Sie hatte sie bei sich gehabt, als sie zu uns gekommen war. Sie trug sie an jenem Abend, als Lucy sie mitgebracht hatte. Ich wusste, dass sie diese Jacke nicht von Oxfam hatte, auch wenn sie es behauptete. Sie hatte sie von zu Hause mitgebracht, wo auch das sein mochte.

Was ihre Freundinnen anging, ich wusste nicht einmal, ob sie welche hatte oder was sie tagsüber gemacht hatte. Die Polizei würde fragen, ob sie mit Squib oder Nev zusammen gewesen war. Mit keinem von beiden. Nev wurde im Allgemeinen mit mir in Verbindung gebracht, auch wenn unsere Freundschaft rein platonisch war. Ich war, wenn überhaupt etwas, dann Nevs Kindermädchen. Er kam nicht gut alleine zurecht. Squib hatte seinen Hund. Er brauchte keine Menschen um sich.

Declan war derjenige, den Terry gemocht hatte. Doch wir wussten nicht, wohin Declan verschwunden war, außerdem hatte er seine eigenen Scherereien. Ich wollte die Polizei nicht auf Declan hetzen. Ich hatte ihn gemocht.

Blieb die wichtigste aller Fragen: Die Frage nach dem Warum. Warum hätte sie sich umbringen sollen? Ich konnte den Gedanken nicht akzeptieren, auch wenn ich sie mit meinen eigenen Augen da hängen gesehen hatte. Sie war mir weder gedrückter Stimmung noch übermäßig besorgt erschienen wegen des Räumungsbescheids, nicht mehr als jeder andere von uns. Trotz Squibs Theorie glaubte ich nicht, dass sie verängstigt genug gewesen war, um zu einem derart extremen Mittel zu greifen. Sie war wie üblich gewesen, unausstehlich und ewig mürrisch. In meinem Hinterkopf schrillten Alarmglocken los, und mir gefiel mitnichten, was sie mir zu sagen versuchten.

Ich erinnerte mich, wie sie angezogen gewesen war, als wir sie gefunden hatten, in der offenen Hose und dem zerknitterten Hemd. Ich konnte nicht verstehen, warum der Reißverschluss nicht geschlossen gewesen war. Wenn sie so herumgelaufen war, bevor sie es getan hatte, dann wäre ihr die Jeans auf den Knöcheln gelandet. Also hatte sie es, nur noch den Suizid im Kopf, eilig gehabt und sich nicht um

den Reißverschluss gekümmert? Oder... – eine Idee, so grotesk sie auch klingen mochte, nahm in meinem Kopf Gestalt an: Hatte jemand anderes, während sie nicht bei Bewusstsein gewesen war, sie angezogen, voller Panik am Reißverschluss herumgefummelt und schließlich aufgegeben? Der Duft nach teurem Eau de Cologne im Haus, als Nev und ich aus Camden zurückgekehrt waren, fiel mir wieder ein, ebenso mein Gefühl, dass irgendjemand Fremdes während unserer Abwesenheit im Haus gewesen war.

Ich schob jenen unangenehmen Gedanken fürs Erste beiseite und konzentrierte mich auf etwas anderes. Die Leichenstarre. Wenn die Polizei feststellte, dass sie am gestrigen Nachmittag gestorben war, würde sie von uns wissen wollen, wo wir gewesen waren, wann wir sie das letzte Mal gesehen hatten und ob sie auf irgendeine Weise beunruhigt, verzweifelt gewirkt hatte. Kein Polizist würde unter den gegebenen Umständen wohl akzeptieren, dass wir von nichts gewusst hatten und nicht am Tatort gewesen waren, jedenfalls nicht ohne Bestätigung von dritter Seite. Wir gehören nicht zu der Sorte Leute, deren Wort man einfach so Glauben schenkt. Also benötigten wir Alibis, ganz offensichtlich.

Nev und ich konnten mit ein wenig Glück beweisen, dass wir zum fraglichen Zeitpunkt bei seinen Freunden gewesen waren und scharfes, richtig mexikanisches Chili gegessen hatten. Was Squib anging, unser Pflastermaler hatte ohne Zweifel Hunderte von Zeugen für seine Aktivitäten. Doch alle wären an ihm vorbeigegangen, ohne die gebeugte Gestalt mehr als flüchtig wahrzunehmen, die eifrig das Pflaster mit Malkreide bearbeitete. Einige hätten das, was er da malte, genauer betrachtet, doch kaum jemand hätte sich die Mühe gemacht, den Künstler in Augenschein zu nehmen.

Ich schien mich in meinem Sessel bewegt zu haben, denn mit einem Mal bemerkte ich, dass Wilson mich aus wachsamen Knopfaugen anstarrte. Er verspannte sich, als ich mich bewegt hatte, wohl weil er glaubte, dass ich Anstalten trafe, durch eine der Fensterscheiben nach draußen zu springen und über die Straße davonzurennen, wie sie es im Film tun. Er sah wahrscheinlich zu viel fern.

»Ich brauche ein Glas Wasser«, sagte Nev und stand auf.

»Sie bleiben schön da sitzen, wo Sie sind, Sonnenschein«, befahl Wilson.

»Er hat sich erbrochen!«, fauchte ich. »Bleib hier, Nev, ich hole dir Wasser.« Ich marschierte zu Wilson und baute mich vor ihm auf. »Und Sie haben nicht das geringste Recht, mich daran zu hindern!«,

sagte ich. »Vergessen Sie nicht, Ihr Kollege war gestern hier, und unsere Mitbewohnerin starb unmittelbar danach.«

»Sie haben ein loses Mundwerk«, sagte er.

»Und Sie einen fetten Bauch«, entgegnete ich.

»Also schön«, schnarrte er. »Sie werden bestimmt nicht mehr so großmäulig daherreden, wenn die Polizei erst hier ist! Holen Sie ihm sein Glas Wasser. Wo ist die Küche?«

»Direkt nebenan. Wenn ich die Tür offen lasse, können Sie mich ja beobachten, in Ordnung?«

Er brummte etwas Unverständliches und trat hinaus in die Halle, von wo aus er sowohl das Wohnzimmer als auch die Küche kontrollieren konnte. Ich ging in die Küche und drehte den Wasserhahn auf. Ich nahm mir die Zeit, zuerst selbst etwas zu trinken, auch wenn ich Wilsons Blicke im Nacken spürte. Dann füllte ich ein Glas für Nev und brachte es ihm.

»Danke, Fran.« Er trank. Nach einem Augenblick flüsterte er: »Bleib in meiner Nähe, Fran, ja? Ich glaube nicht, dass ich allein mit der Polizei zurechtkomme.«

Ich lächelte erneut. Er würde wohl oder übel allein mit der Polizei zurechtkommen müssen, weil man uns getrennt befragen würde.

Ehrlich, ich habe in meinem ganzen Leben noch nie so viele Bullen auf einem Haufen gesehen, nicht in einem einzigen Haus jedenfalls. Sie brachten alle möglichen Sachen mit, Scheinwerfer und Kameras und was weiß ich nicht alles. Es wäre sicher interessant gewesen, ihnen bei der Arbeit zuzusehen, hätten wir nicht im Zentrum ihrer Bemühungen gestanden. Ein Detective Sergeant Parry traf ein. Er hatte kurz geschorenes rötliches Haar und hellblaue Augen, die zu eng beieinander standen. Seine Augenbrauen waren so gut wie nicht existent, und vielleicht um dieses Manko zu kompensieren, versuchte er, sich einen Schnurrbart stehen zu lassen – ein Unterfangen, dem kein sonderlich großer Erfolg beschieden gewesen war. Der Schnauzer spross höchst ungleichmäßig in seiner Dichte über der Oberlippe und sah aus, als sei er von Räude befallen. Parry gab sich sarkastisch. Was auch immer wir ihm erzählten, er glaubte uns offensichtlich kein einziges Wort.

»Also schön, was ist passiert?« Er hatte ein Notizbuch hervorgezogen und blätterte müde darin.

Wir sagten ihm, dass wir es nicht wüssten.

»Kommen Sie mir nicht damit, ja? Und verschwenden Sie nicht unsere Zeit, meine, die des Inspectors und Ihre eigene. Wissen Sie

eigentlich, wie viel eine Untersuchung wie diese den Steuerzahler kostet? Nein, vermutlich nicht. Ihresgleichen zahlt ja keine Steuern. Schnorrer, allesamt, leben von der Sozialhilfe. Kommen Sie, lassen Sie uns die ganze Geschichte hören.«

Was sagt man zu jemandem wie diesem Sergeant? Wir sagten nichts.

»Was ist?« Er starrte uns verdrießlich an. »Hat Ihnen jemand gesagt, Sie hätten das Recht zu schweigen? Haben Sie vielleicht etwas zu verbergen?«

»Nein«, antwortete ich geduldig. »Wir haben, Ihnen bereits gesagt, dass wir nicht wissen, was sich ereignet hat.«

Er seufzte. »Hören Sie, es war ein Spiel, oder? Irgendetwas ging schief. Eine dumme Wette oder was weiß ich. Sie waren alle völlig betrunken oder high wie sonst was. Was davon? Beides? Es wird eine Obduktion geben. Wir werden herausfinden, was Sie genommen haben. Es wird viel einfacher für Sie alle, wenn Sie es mir gleich sagen. Macht einen guten Eindruck bei der Verhandlung.«

»Was für eine Verhandlung?«

»Die Verhandlung zur Feststellung der Todesursache, welche sonst? Klingt ja fast, als hätten Sie ein schlechtes Gewissen!«

Ich hatte eigentlich kühl bleiben wollen, doch bei diesen Unverschämtheiten verlor ich die Fassung. »Ich dachte, die Polizei würde taktvoll und mitfühlend vorgehen, wenn so etwas geschieht, und nicht versuchen, uns etwas anzuhängen, das völlig aus der Luft gegriffen ist!«

»Vorlaute kleine Madame, wie?« Er zeigte mit seinem Kuli auf mich. »Aber Sie reden sich ganz schön in Schwierigkeiten, Lady. Versuchen Sie nicht, mir frech zu kommen! Ich schreibe alles auf.« Er tippte auf sein Notizbuch. »Jedes einzelne Wort!«

»Ihr Schnurrbart sieht aus, als hätte eine Katze ihn ausgewürgt«, sagte ich zu ihm. »Na los, schreiben Sie das auf! Sie müssen alles aufschreiben, was wir sagen, nicht nur das herauspicken, was Ihnen passt.«

Er steckte Notizbuch und Kugelschreiber weg. »Also schön, ganz wie Sie meinen. Wir werden alle zusammen zur Wache fahren und Sie vernehmen. Es wird alles auf Band aufgezeichnet. Dann können Sie alle schlauen Bemerkungen machen, die Ihnen in den Sinn kommen, Lady. Wenn das Band dann vor dem Richter abgespielt wird, klingen Sie bestimmt nicht mehr so schlau.«

»Werden wir verhaftet?«, fragte ich. »Welches Verbrechen wird

uns vorgeworfen?»

Er sah mich in gespielmtem Entsetzen an. »Natürlich nicht, meine Liebe! Was für eine absurde Idee!«

Ich wusste, dass wir uns weigern konnten. Auf der anderen Seite waren wir wohl kaum das, was man gut beleumundet nennt, und es war vielleicht besser, die Dinge nicht schlimmer zu machen, als sie ohnehin schon waren. Also gingen wir mit.

Sie nahmen unsere Fingerabdrücke. Ich war noch nie in eine Selbstmorduntersuchung verwickelt, doch das erschien mir nicht gerechtfertigt. Ich verlangte nach einer Begründung.

»Für das Ausschlussverfahren. Wenn wir sie nicht mehr benötigen, werden sie vernichtet.«

»Was für ein Ausschlussverfahren?«, fragte ich, doch ich erhielt keine Antwort.

Sie trennten uns voneinander, damit wir uns nicht absprechen konnten. Ich weiß nicht, wohin sie Squib und Nev brachten. Nev sah schrecklich aus, als sie ihn nach draußen führten. Er war ganz grau im Gesicht und sah so schuldig aus, schuldiger ging's nicht. Ich hoffte nur, die Beamten merkten, dass es ihm nicht gut ging.

Ich saß Ewigkeiten in einem kleinen kahlen Raum, unter Beobachtung durch einen gelangweilten Bullen, der ständig mit dem Finger im Ohr pulte und anschließend nachsah, was sich unter dem Nagel angesammelt hatte. Ich wünschte mir eine Tasse Tee, doch niemand bot mir eine an. Irgendwann kehrte Parry in den Raum zurück und verkündete, dass Inspector Morgan jetzt mit mir sprechen wolle.

Bevor wir das Haus verlassen hatten, war der jüngere, freundlichere Beamte von der Stadtverwaltung wieder erschienen, und ich hatte herausgefunden, dass sein Name Euan lautete. Jetzt begann ich mich zu fragen, ob sie vielleicht alle Waliser waren, und falls ja, was sie in diesem Teil von London zu suchen hatten. Planten sie vielleicht irgendeine Verschwörung? Irgendeine Art Rache für den Tod von Llewellyn?

Inspector Morgan war, wie sich herausstellte, eine Frau. Ich schätze, das war schlaug angestellt von ihnen, Frauen unter sich und so, und dass sie glaubten, ich würde mich ihr eher anvertrauen als einem Mann. Wenigstens kam ich doch noch zu meiner Tasse Tee.

Sie war ziemlich jung, wie ich überrascht feststellte. Ich hatte mir einen Inspector immer als grauhaarigen Burschen mit schlechten Zähnen vorgestellt. Oder – für den Fall, dass es eine Frau war – eckig

wie ein Kleiderschrank. Morgan jedoch war schick angezogen, nur ihr Haar war etwas zu nachlässig frisiert. Wenn ich sie hätte einschätzen müssen, hätte ich sie für eine Lehrerin gehalten. Sie hatte etwas vom Benehmen einer Lehrerin, selbstsicher bis zum Anschlag, aber stets auf der Hut.

»Miss Varady?«, fragte sie, obwohl sie wusste, dass ich niemand anderes war. »Ich glaube nicht, dass ich diesen Namen schon einmal gehört habe.«

»Es ist ein ungarischer Name«, sagte ich. »Aber bevor Sie anfangen, meine Herkunft zu überprüfen – ich bin britische Staatsbürgerin.«

Mein Vater stammte aus Ungarn. Er war in den fünfziger Jahren während der Revolution mit seinen Eltern nach England ausgewandert. Er war damals fünf Jahre alt gewesen.

»Ich verstehe«, sagte Inspector Morgan. »Nun denn, Francesca...«  
Ich unterbrach sie augenblicklich: »Und Ihr Vorname wäre?«

Sie sah überrascht aus, und ich fuhr fort: »Wenn Sie mich beim Vornamen nennen, möchte ich das gleiche tun können. Ansonsten sage ich ›Inspector‹ zu Ihnen, und Sie nennen mich ›Miss Varady‹.«

Der Bulle an der Tür unterdrückte ein Grinsen.

Sie reagierte recht gelassen. »Meinetwegen«, sagte sie. »Wenn wir unter uns sind, können Sie mich Janice nennen. Also dann, Francesca...« Sie betonte meinen Vornamen unmerklich, »erzählen Sie mir doch bitte mehr über sich und Ihre Hausbesetzung, Ihre Freunde und vor allen Dingen mehr über Theresa Monkton.«

»Wir nannten sie Terry.« Viel mehr wusste ich wirklich nicht über sie. Wir hatten sie nicht sehr lange gekannt. Ich konnte nichts zu der Sache beitragen als das, was ich über sie erraten zu haben meinte, und das gehörte nicht hierher. Terry hatte nie über sich geredet. Lucy wusste vielleicht mehr, und das sagte ich Inspector Janice Morgan denn auch.

»Was ist mit ihren anderen Freunden oder Freundinnen?«, fragte sie.

»Ich weiß es nicht. Sie hat nicht darüber gesprochen. Sie bekam kein einziges Mal Besuch, solange sie bei uns gewohnt hat.«

»Hat es Streit zwischen Miss Monkton und Ihnen – irgendeinem von Ihnen – gegeben?«

Mehr als genug sogar. Terry war unendlich faul gewesen und hatte ständig genörgelt. Doch ich überlegte hastig, bevor ich antwortete. Mir gefiel die Richtung nicht, die dieses Gespräch nahm. Was glaub-

ten die Bullen, was sich ereignet hatte?

»Nichts Besonderes«, antwortete ich dann. »Nur den üblichen Streit, wer mit Abwaschen an der Reihe ist und dergleichen. Sie blieb mehr oder weniger für sich allein. Wir haben uns bemüht, die Privatsphäre der anderen zu respektieren. Selbst Leute wie wir haben ein Recht auf eine Privatsphäre, verstehen Sie? Es ist nicht leicht, wenn man zusammen wohnt. Man muss sich vorsehen, keine aufdringlichen Fragen zu stellen. Wir haben keine Fragen gestellt.«

»Welcher der beiden Männer war mit ihr befreundet?«

»Keiner! In besetzten Häusern kommen und gehen die Leute, wie es gerade passt! Reiner Zufall, dass wir gerade jetzt zwei Männer und zwei Frauen waren!« Trotzig fügte ich hinzu: »Ich muss mich hier nicht auf diese Weise von Ihnen ausquetschen lassen!«

»Sie haben sich freiwillig bereit erklärt, mit auf die Wache zu kommen, Francesca.«

Nicht, dass ich mich daran erinnern konnte. Was ich auch sagte.

»Wir wissen, dass es ein Schock gewesen sein muss«, sagte sie beruhigend. »Allerdings müssen wir die Umstände klären, die der Auslöser waren. Wir sind ausgesprochen dankbar für Ihre Kooperation. Gehen wir die Sache so schnell und schmerzlos durch, wie es nur irgend möglich ist, ja? Erzählen Sie mir, wann Sie Miss Monkton zum letzten Mal gesehen haben.«

»Lebendig? Gestern, gegen Mittag. Als ich sie das nächste Mal sah, war sie tot.«

»Und baumelte an der Decke?«

»Und baumelte an der Decke, was denken Sie denn!« Morgan wartete. »Nev wollte sie herunter holen, weil es so schlimm aussah, wie sie dort hing. Aber ich habe zu ihm gesagt, dass wir sie nicht anfassen dürften. Dass wir die Polizei holen müssten. Dann kamen die beiden Beamten von der Stadtverwaltung dazwischen.«

»Aber Sie wollten die Polizei informieren?«

»Selbstverständlich!«, sagte ich heftig. »Glauben Sie es oder nicht, aber genau das wollten wir!«

»Oh, ich glaube Ihnen durchaus, Francesca. Warum sollte ich Ihnen nicht glauben?«

»Beispielsweise weil wir Hausbesetzer sind. Erzählen Sie mir bloß nicht, das Gesetz wäre unparteiisch. Sagen Sie das Ihrem Sergeant. Der weiß nämlich nichts davon!«

Janice hatte blassgraue Augen, die jetzt aussahen, als wären sie aus Stahl. Ein paar Minuten lang vergaß sie, dass sie nett zu mir sein

wollte und dies hier sich ausnehmen sollte wie ein Plausch unter Freundinnen. »Sie haben eine Beschwerde gegen Sergeant Parry?«

Nicht, wenn ich wusste, was gut für mich war. Nein, ich hatte keine Beschwerde.

»Ein netter Bursche«, sagte ich folgerichtig. Der Traum einer jeden Frau.

Sie musterte mich. »Wir werden jedenfalls eine vollständige Obduktion durchführen. Es gibt da nämlich jetzt schon die eine oder andere Sache, die uns Kopfzerbrechen bereitet. Sie sind absolut sicher, dass Sie alle gestern gemeinsam das Haus verlassen haben?«

»Das sagte ich Ihnen doch schon, ja! Nev und ich sind nach Camden, um uns dort etwas anzusehen, wo wir vielleicht bleiben konnten. Squib (Knallfrosch, Dummkopf (Anm. d. Übers.)) ging woanders hin, nach West, glaube ich. Er war auf der Suche nach einem sauberen Stück Pflaster, um eines von seinen Bildern zu malen. Er ist nämlich Pflastermaler.«

»Ja, das haben wir überprüft. Warum nennen Sie ihn Squib? Wenn ich recht informiert bin, lautet sein bürgerlicher Name Henry.«

»Er sieht aber nicht aus wie jemand, der Henry heißt. Ich habe ihm den Namen Squib nicht gegeben. Soweit ich es weiß, hieß er schon immer so. Niemand nennt ihn anders.«

Hätte sie Squib gekannt, wäre sie wohl von alleine auf den Trichter gekommen, dass er nicht besonders viel in der Birne hatte und jemand sich einen Spaß daraus gemacht hatte, ihn so zu nennen.

»Aber er ist in Ordnung«, fügte ich hinzu. »Er mag Tiere, und sie mögen ihn.« Ich beugte mich vor. »Ich weiß, wie er aussieht, und ich weiß auch, was Sie denken, aber Squib ist in Ordnung! Sie können ihm vertrauen, wenn Sie wissen, was ich meine.«

»Und Nevil Porter? Was ist mit ihm?«

Ich musterte sie hart und sagte ganz leise, damit sie genau zuhören musste und es nicht wieder vergaß: »Lassen Sie Nev in Frieden. Schikanieren Sie ihn nicht unnötig. Ich weiß, dass Sie das mit Leichtigkeit tun könnten. Er hätte Ihnen nichts entgegenzusetzen. Er würde alles sagen, was Sie von ihm hören wollen, ob es der Wahrheit entspricht oder nicht. Er war krank. Er hatte einen Zusammenbruch. Er ist sehr intelligent, aber er kommt nicht zurecht. Das ist der Grund, aus dem er sein Studium abgebrochen hat. Holen Sie einen Arzt und lassen Sie den mit ihm reden. Sie können alles nachprüfen. Er hat nichts getan, und wenn Sie ihn dazu bringen, irgendetwas zu gestehen, dann reicht seine Krankengeschichte mehr als aus, um vor

Gericht alles zu entkräften. Lassen Sie ihn in Ruhe.«

Sie lächelte schmal. »Einiges davon wissen wir bereits. Der Anwalt seiner Familie hat sich bei uns gemeldet.«

Das war schnell. Sie hatten wirklich keine Zeit verschwendet. Doch ich konnte mir denken, was passiert war. Nachdem sie Nev von uns getrennt hatten, war er in Panik geraten und hatte nach diesem Anwalt verlangt. »Hat Nev nach einem Anwalt verlangt?«

»Ja.« Mit samtener Stimme fragte sie: »Wir wissen bereits, dass er sehr nervös ist, und wie es scheint, hat er bereits mehrere Nervenzusammenbrüche hinter sich. Trotzdem, aus welchem Grund sollte er einen Anwalt brauchen? Würde nicht ein Freund der Familie ausreichen? Oder einer der Ärzte, die ihn behandelt haben? Wenn er nichts getan hat, muss er doch lediglich ein paar Routinefragen beantworten, das ist alles.«

Ich war wütend, weil ich wenige Augenblicke zuvor versucht hatte, all das zu erklären, und sie tat, als hätte ich kein Wort darüber verloren. Doch ich wusste, dass ich nicht aufbrausen durfte. Ich begegnete ihrem Blick und sagte mit fester, lauter und freundlicher Stimme, genau wie man es uns in dieser feinen Schule damals beigebracht hatte: »Aber er hat doch wohl das Recht auf einen Anwalt, oder?«

Sie blinzelte. »Ja, selbstverständlich.«

»Und wo liegt dann das Problem?«

Ich hatte den Ball zu ihr zurückgespielt. Es gefiel ihr nicht, doch sie konnte nichts anderes tun, als mich mit frostigem Lächeln anzusehen. Ihre Mundwinkel gingen nach oben, doch ihre Lippen blieben schmal und fest geschlossen. Es war mehr eine Grimasse als ein Lächeln, und es erinnerte mich an Terry.

Ich dachte erneut an Nev. Er musste wirklich Angst gehabt haben, dass er einen Zusammenbruch erleiden würde, sonst hätte er nicht nach dem Familienanwalt gefragt. Er hatte gewusst, dass dieser Rechtsverdreher als Erstes Nevs Eltern über die Schwierigkeiten informieren würde, in denen ihr Sohn steckte. Sie würden schneller aus der dunkelsten Wildnis von Cheshire hierher nach London kommen, als wir mit den Augen blinzeln konnten.

Dennoch spürte ich Erleichterung, weil ich wusste, dass jemand Nevs Interessen wahrnehmen würde. Auf der anderen Seite war die Polizei dadurch noch misstrauischer geworden. Weder Squib noch ich hatten jemanden, der unsere Interessen wahrnehmen konnte. Trotzdem waren wir wohl besser dran als Nev. Ich hatte Nevs Vater

kennen gelernt, und er war der Letzte, den ich um mich herum haben wollte, wenn ich in Schwierigkeiten geriet. Er gehört zu jener Sorte Mensch, die einem ständig erzählt, was man tun soll, selbst dann noch, wenn jeder Idiot sehen kann, dass man nicht in der Lage ist, *irgendetwas* zu tun. Als Nev seinen ersten Zusammenbruch erlitt, stand sein Vater nur über ihm und forderte ihn auf, sich endlich einmal am Riemen zu reißen! Was soll so etwas nutzen?

»Als Sie nach Hause gekommen sind und Würstchen gebraten haben – jedenfalls haben Sie das mir und Sergeant Parry erzählt – warum ist niemand nach oben gegangen, um Theresa zu fragen, ob sie sich nicht dazusetzen möchte?«

Ich weiß nicht, warum sie die gleichen Fragen immer und immer wieder und auf jede nur erdenkliche Weise stellen musste. Entweder war sie begriffsstutzig, oder sie hoffte darauf, dass ich irgendwann anfang, mich in Widersprüchen zu verstricken.

»Ich habe Ihnen doch bereits gesagt«, wiederholte ich zum x-ten Mal, »Nev und ich hatten bereits gegessen, und Nev ist außerdem Vegetarier. Sie können das alles nachprüfen, wenn Sie wollen, jedes Wort, das ich Ihnen sage! Ich weiß nicht, was Terry gemacht hat, nachdem wir am Montagmittag weg waren. Niemand ist zu ihr nach oben gegangen, weil wir dachten, sie wäre außer Haus und noch nicht wieder zurück. Ich hab Ihnen außerdem auch schon gesagt, dass sie sich uns nicht anvertraut hat. Sie kam und ging, wann es ihr passte, und hat ihren eigenen Kram gemacht.«

»Und warum sind Sie dann heute Morgen nach oben in ihr Zimmer gegangen? Gab es irgendeinen äußeren Anlass, der Sie misstrauisch gemacht hat?«

»Nein! Wir dachten, sie hätte die Kurve gekratzt – und wollten das nachprüfen.«

Aber sie hatte nicht die Kurve gekratzt, die arme Terry. Ich wünschte, ich hätte es anders ausgedrückt. Nichtsdestotrotz, man konnte darauf vertrauen, dass sie einem nichts als Scherereien bereitere, sogar noch im Tod.

Immer wieder hatte ich das Bild vor Augen, obwohl ich mich nach Kräften bemühte, es zu verdrängen. Sogar hier im Zimmer bei Inspector Morgan hatte ich das Gefühl, als baumelte Terry von der Decke, ihr schwarzblaues Gesicht mit den aufgequollenen Zügen und der herausgestreckten geschwollenen Zunge eine grotesk kindliche Grimasse des Trotzes.

Es schien, als könnte Morgan meine Gedanken lesen. »Als Sie Ter-

ry fanden, Francesca – sind Ihnen die blauen Flecken aufgefallen?»

Die Alarmglocken in mir schrillten noch lauter. Jedes sichtbare Stück Haut an Terry war bleich und grau gewesen, als ich sie gesehen hatte, doch ohne Zweifel hatte inzwischen ein Arzt einen genaueren Blick auf ihren Leichnam geworfen. Für eine gründliche Obduktion war nicht genügend Zeit gewesen, höchstens für eine vorläufige Untersuchung und die Feststellung des Todes. Und irgendjemand hatte die Verletzungen bemerkt – es sei denn, Janice war noch hinterhältiger, als ich ihr bereits unterstellt hatte.

»Sie meinen, so als wäre sie gefallen?« Auch ich konnte hinterhältig sein.

»Nein. Eher, als wäre sie geschlagen worden.«

»Sie ist geschlagen worden?« Das waren verdammt schlechte Neuigkeiten.

»Genau das wissen wir nicht, Francesca.« Sie lächelte mich erneut mit schmalen Lippen an. »Oder wenigstens *ich* weiß es nicht. Die vorläufige Untersuchung hat Hämatome auf ihren Oberschenkeln und Armen ergeben und eine schwere Prellung seitlich am Kopf. Diese Prellung rührt von einem Schlag her, der heftig genug gewesen sein muss, um Terry das Bewusstsein verlieren zu lassen. Und eine Schürfwunde an der rechten Hüfte.«

Es wurde immer schlimmer.

»Deswegen frage ich Sie erneut, Francesca – gab es tätliche Auseinandersetzungen in diesem Haus? Schlägereien?«

»Und ich sage Ihnen erneut – nein! Wir mögen vielleicht ein paar Mal Krach gehabt haben, aber es kam nicht zu Prügeleien. Niemals!«

»Diese Krache, gab es dafür...gab es dafür möglicherweise emotionale Ursachen?«

Ich seufzte. »Wegen welchem Mann hätten wir denn miteinander streiten sollen? Nev? Squib? Sie machen wohl Witze. Wir hatten Regeln im Haus, und sie sorgten dafür, dass Frieden herrschte, mehr oder weniger.«

Doch ich dachte an etwas anderes – und Janice offensichtlich auch.

»Was sagen Sie zu der Art und Weise, wie Theresa angezogen war, als Sie sie gefunden haben? Kam Ihnen daran nichts ungewöhnlich vor?«

Ich gestand, dass ich mich durchaus ein wenig gewundert hatte.

»Ich wundere mich ebenfalls«, sagte sie. »Jeans und ein T-Shirt. Keinerlei Unterwäsche. Lief sie immer ohne Höschen herum?«

»Woher soll ich das wissen?«, fauchte ich. »Sie hat jedenfalls nie einen BH getragen. Sie hatte nicht genug, um es in einen zu stecken. Diese Schürfwunde an der Hüfte – ist sie tief, geht sie durch die Haut durch?«

»Definitiv. Und wir fanden ein paar Holzsplitter in der Wunde. Die Spurensicherung wird feststellen, woher sie stammen. Hat Theresa je Männer mit zu sich aufs Zimmer genommen?« Die letzte Frage war so beiläufig gestellt, dass ich völlig von ihr überrumpelt wurde. Ich wusste, worauf sie hinaus wollte, doch ich hielt diese Idee für abwegig.

»Sie hat niemanden mitgebracht, weder Männer noch Frauen. Falls sie auf den Strich gegangen ist, dann in sicherer Entfernung, in einem anderen Teil der Stadt. Ich hab jedenfalls nie etwas in dieser Richtung bemerkt.«

Janice wechselte das Thema und den Gesprächston und wurde wieder versöhnlich. »Ich würde Ihnen gerne noch ein paar Fragen wegen der Hundeleine stellen, wenn Sie nichts dagegen haben. Der Hund gehört Squib, ist das richtig?«

»Ja. Die Leine liegt immer nur im Haus herum. Der Hund ist sehr gut erzogen, und Squib nimmt ihn kaum jemals an die Leine.«

»Also hätte sich jeder ohne weiteres in ihren Besitz bringen können? Wollen Sie das sagen? Wir können damit rechnen, Fingerabdrücke von jedem Hausbewohner darauf zu finden?«

Die Frage traf mich unvorbereitet, und in meinem Magen bildete sich ein Klumpen. Das also war der Grund gewesen, warum sie so schnell unsere Fingerabdrücke genommen hatten – bevor wir Einwände erheben konnten. Der Klumpen in meinem Magen wurde größer.

Ich wollte nichts mehr sagen, was sie noch misstrauischer mir gegenüber machen würde. Doch irgendjemand hatte mir einmal erzählt, dass es immer noch keinen zuverlässigen Weg gab, einwandfreie Fingerabdrücke von rauen Oberflächen zu nehmen. Nicht gut genug jedenfalls, um vor Gericht als Beweis zugelassen zu werden. Um als Beweis zu gelten, hatte ich erfahren, musste es sechzehn übereinstimmende Charakteristika zwischen dem am Tatort gefundenen Abdruck und den Fingerabdrücken des Verdächtigen geben, und das ist verdammt viel. Die Hundeleine war ein alter, abgewetzter Lederriemen. Sie mussten schon verdammt viel Glück haben, um auf dieser Leine auch nur einen einzigen vernünftigen Abdruck zu finden.

Sie starrte mich noch immer mit diesem stählernen Blick an. Ich starrte genauso hart zurück.

»Ich glaube nicht, dass ich noch eine weitere Frage ohne den Beistand eines Anwalts beantworten sollte.«

»Meine Güte!«, sagte sie. »Zuerst Porter, und jetzt Sie! Aus welchem Grund wollen Sie einen Anwalt, Francesca?«

»Ganz einfach. Sie haben gesagt, Sie wollten mich lediglich über die Umstände befragen, die zum Auffinden von Terrys Leichnam geführt haben. Sie sagten, einige Dinge würden Ihnen Kopfzerbrechen bereiten. Doch Ihre Fragen scheinen mir weit über das hinauszugehen, was bei einem Selbstmord notwendig ist. Ich bin nicht blöd. Sie glauben, dass es sich bei Terrys Tod um einen Mord handelt.«

**KAPITEL 3** Als ihnen klar wurde, dass ich tatsächlich keine weiteren Fragen mehr beantworten würde, endete die Vernehmung abrupt – für den Augenblick jedenfalls. Sie waren nicht begierig darauf, noch jemanden von uns in diesem frühen Stadium der Ermittlung durch einen Anwalt vertreten zu sehen, und sei dieser Anwalt noch so inkompetent. Sie wussten nicht mit Sicherheit, ob es sich um einen Mordfall handelte, daher wollten sie den abschließenden Bericht der Obduktion abwarten. Janice dankte mir eisig für meine Hilfe und murmelte, dass es vielleicht erforderlich werden würde, mich erneut zu befragen, und wie meine Anschrift laute.

Ich wies darauf hin, dass meine Anschrift bekannt sei, und sie erwiderte, noch immer lächelnd, dass wir nach ihrem Kenntnisstand innerhalb der nächsten paar Tage zwangsweise geräumt werden würden. Ich sagte ihr, dass ich nichtsdestotrotz zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch keine andere Anschrift besäße, und schlug vor, dass sie die Stadtverwaltung fragen solle, was man in unserem Fall zu tun gedenke. Ich wurde gebeten, draußen zu warten.

Schließlich kam jemand und teilte mir mit, dass man sich mit der Stadtverwaltung in Verbindung gesetzt habe und dass ich eine neue Wohnung erhalten würde – allerdings nicht Squib oder Nev. Das war eine neue Erfahrung für mich. Die Polizei hatte Druck ausgeübt und Erfolg gehabt, wo alle anderen Mittel versagt hatten. Es verunsicherte mich allerdings auch ein wenig, und wie sich herausstellen sollte zu Recht.

Man legte mir ein Protokoll von allem vor, was ich ausgesagt hatte. Ich unterschrieb erst, nachdem ich es wenigstens ein Dutzend Mal gelesen hatte – ich wollte genau wissen, was auf diesem Papier stand, unter das ich meinen Namen setzte. Anschließend fragte ich, ob ich nun gehen könne.

Sie waren nicht gerade glücklich darüber, doch sie ließen uns alle gehen. Wir trotteten zurück in die Jubilee Street und stellten fest, dass ein stattliches Exemplar von Bulle den Eingang zu unserem Haus bewachte. Er wollte uns nicht hineinlassen. Wir sagten ihm, dass all unsere Sachen dort in diesem Haus seien und dass wir immer noch dort in diesem Haus wohnten. Er antwortete, dass wir dann eben warten müssten, bis ein Verantwortlicher ihm die Genehmigung gebe, uns ins Haus zu lassen. Nach einigem Hin und Her erfuhren wir schließlich, dass die Spurensicherung noch immer zugefangen war und wir sie nicht stören durften.

»Wonach suchen sie nur?«, fragte Squib, während wir davongin-

gen. »Sie haben die Leiche. Sie haben alles fotografiert.«

Ich wollte Nev nicht unnötig ängstigen, deswegen antwortete ich, dass die Polizei eben so wäre, pingelig bis zum Gehtrichtmehrer.

»Die glauben wohl, wir hätten sie aufgehängt, was?«, fragte Squib und kicherte vor sich hin. Er hatte es als Scherz gemeint, doch ich brachte es nicht über mich, ihm zu sagen, dass er damit den Nagel auf den Kopf getroffen hatte. Dass es genau das war, was in diesen bössartigen kleinen Polizistengehirnen herumspukete.

Wir waren aus unserem Haus ausgesperrt, und irgendwie wussten wir nicht so recht, wie es nun weitergehen sollte.

Schließlich wanderten Nev und Squib in das Pub am Ende der Straße, und ich ging in den Eckladen, um ein paar Worte mit Ganesh zu wechseln.

Ich weiß nicht, wie oft ich das kurze Stück zwischen dem Eckladen und dem Haus schon zurückgelegt habe. Ich kannte jeden Riss auf dem Gehweg. Ich kannte alle Stellen, in denen sich das Regenwasser sammelte und wo Kanten hochragten, über die man stolpern konnte. Ich konnte im Stockdunkeln die Straße hinuntergehen und wäre doch nicht ein einziges Mal in eine Pfütze getreten oder gestolpert. Tatsächlich war ich die Strecke schon mehr als einmal in finsternerster Nacht gegangen, denn die Straßenbeleuchtung war alles andere als zuverlässig. Die Stadt schickte längst niemanden mehr vorbei, um den Gehweg zu reparieren oder die Straße neu zu teeren.

Nach außen hin lautete die Begründung, dass das gesamte Viertel neu strukturiert werden solle. Ein Teil dieser Neustrukturierung bestand im Abriss unserer Häuserreihe. Ich weiß nicht, was stattdessen hierhin gebaut werden sollte – wahrscheinlich schicke Apartmentblocks für junge Managertypen.

Wenn man am Ende der Straße weitergeht, gelangt man zum Fluss. Auf der anderen Seite kann man die Luxusapartments sehen, die sie in den Docklands für Yuppies hochgezogen haben, noch bevor Yuppies wie Schneeleoparden zu einer gefährdeten Spezies wurden. Der Blick entlang dem schmalen Defilee verfallender Reihenhäuser über den Fluss hinweg auf die glänzenden Türme hat mir immer ein Gefühl vermittelt, wie Judy Garland es empfunden haben muss, als sie zum ersten Mal Emerald City sah. Aus diesem Grund, und weil die Sonne auf dem vielen Glas der Bürotürme so schön glitzerte, nannte ich die Türme »Crystal City«.

»Klingt nach einer Fußballmannschaft«, meinte Ganesh.

»Die heißen »Crystal Palace«. Und ich nenne die Dinger so, wie ich

will.«

Manchmal spazierten Ganesh und ich an warmen Sommerabenden zum Fluss hinunter. Wir saßen dann am Ufer oberhalb der Schlammböden, sahen hinüber zu den Türmen und malten uns Geschichten über die Menschen aus, die dort lebten. Einmal hatten wir uns tatsächlich auf die andere Seite gewagt und waren zwischen den schicken Blocks herumspaziert, doch wir hatten uns dabei wie kleine grüne Männchen gefühlt, die geradewegs vom Mars dort abgesetzt worden waren. Alles war so sauber, so erfolgreich. Die Menschen sahen alle so fit und gesund aus, gut gekleidet und mit schicken Frisuren. Sie hatten etwas Bestimmtes an sich, als verfolgten sie alle ein Ziel und wüssten genau, wo dies zu finden sei. Wir konnten gar nicht schnell genug wieder von dort verschwinden.

Jetzt fingen die Stadtentwickler auch auf unserer Seite des Flusses mit der Sanierung an, wenn auch wesentlich langsamer. Die Straßen und Häuser unseres Stadtteils lagen um die schicken Neubauten herum wie eine Bretterstadt oder eine Slumsiedlung am Rand einer beliebigen Großstadt in der Dritten Welt. Die meisten Menschen hier hatten genauso wenig eine Chance, den großen Graben noch einmal zu überwinden, der sie vom lebendigen Teil der Stadt trennte, wie sie sich hätten Flügel wachsen lassen und davonfliegen können.

Es waren hauptsächlich die Älteren, die mit alledem nicht zurecht kamen. Alte Männer, die ihr ganzes Leben lang unten an den Docks gearbeitet hatten, bevor es keine Arbeit mehr gab und die Kais zu Touristenattraktionen geworden waren. Alte Frauen, die schon zu Zeiten des Blitzkriegs hier gelebt hatten und noch immer Tag für Tag ihre Vordertreppen kehrten. Menschen wie die Eltern von Ganesh, die im Glauben hergekommen waren, dass es von hier aus vorwärts und aufwärts gehen würde und dass sie einen neuen Anfang in einem neuen Land vor sich hatten. Menschen, die hart für ihren Erfolg gekämpft hatten und sich unvermittelt in dieser urbanen Wildnis gefangen sahen, weit entfernt von allem, was sie sich erträumt hatten.

Ich denke, Mr. Patel, der Gemüsehändler, hoffte, dass die Städteplaner dafür sorgen würden, dass sein Laden dann in einer guten Wohngegend läge – auf der anderen Seite des Flusses hatte deren Plan ja auch schon funktioniert, denn wer hier in dieser Gegend wohnte, besaß nicht besonders viel Geld. Wenn erst Menschen hierher zogen, die mehr in den Taschen hatten, würden sie vielleicht einen Teil davon in seinem Geschäft lassen. Mr. Patel hatte eine Menge Pläne, indische Spezialitäten und was weiß ich nicht alles. Ich

sagte ihm lieber nicht, dass die Stadtverwaltung sein Geschäft wahrscheinlich ebenfalls abreißen würde. Jeder braucht seinen Traum.

Genau gegenüber von Mr. Patels Laden, auf der anderen Straßenseite, befand sich eine leerstehende Kapelle mit einer alten Begräbnisstätte dahinter. Wir nannten sie ›Friedhof‹. Das Gebäude war verschlossen und vernagelt, das Glas in den pseudogotischen Fenstern zerbrochen, und in den Rissen im Mauerwerk wuchs Unkraut. Die Kapelle war ursprünglich von einer freien Religionsgemeinschaft errichtet worden und hatte seit damals mehrfach den Besitzer und die Religion gewechselt. Die Letzte, die die Kapelle zu Gottesdiensten nutzte, war die *Church of the Beauteous Day* gewesen.

Diese ›Kirche des Lieblichen Tages‹ war wirklich eine beeindruckende Gemeinschaft. Eines Sonntagmorgens waren sie aufgetaucht, ganze Familien im besten Sonntagsstaat, ein Bild wie Mardi Gras. Sie wussten, wie man den Herrn anbetete, mit Gesang und Zimbelspiel, so viel steht fest. Ganz zu schweigen von Posaunen, Chören und Händeklatschen. Wenn sie nicht gerade Musik machten, lauschten sie ihrem Prediger, Reverend Eli, und riefen freudig »Halleluja!« und »Ja, o Herr!«. Für einen Tag in der Woche brachten sie Licht und Leben und Glauben in unsere Straße. Doch die Örtlichkeiten waren nicht geeignet für all ihre geselligen Veranstaltungen, und so zogen sie wieder aus, angeführt von ihrem Reverend Eli, einem winzigen Mann mit grauem Kraushaar. Er führte all die lächelnden Ladys mit ihren Blumenhüten, die schicken jungen Männer, die kleinen Jungen mit ihren Fliegen und die Mädchen mit den schneeweißen Söckchen davon, wie Moses die Kinder Abrahams in die Wüste führte. Ich weiß nicht, wohin der Reverend seine Schafe geführt hat. Einige meinten, sie wären nach Hackney umgezogen. Mir persönlich tat es Leid. Ich vermisste sie, insbesondere Reverend Eli, der jedes Mal, wenn ich ihm über den Weg gelaufen war, laut gesungen hatte: »Bist du bereit zur Reue, Kind?«, um mir dann mit blitzenden Goldzähnen zuzulächeln.

Die Kapelle stand zwar leer, doch die Begräbnisstätte wurde immer noch benutzt. Eine verrückte alte Landstreicherin namens Edna hatte zwischen den Grabsteinen ihr Lager aufgeschlagen und lebte dort zusammen mit einer Familie wilder Katzen. Wer eine Abkürzung über den Friedhof nahm, erlebte regelmäßig eine Überraschung, wenn die Verrückte Edna hinter einem Grab hervorsprang wie Magwitch aus Charles Dickens' *Große Erwartungen* und eine Unterhaltung begann. Sie war stets äußerst liebenswürdig, als wären die Leute

eigens gekommen, um sie zu besuchen. Mir hat sie einmal erzählt, dass sie vor langer Zeit eine Debütantin gewesen wäre, und ich glaubte ihr. Die Stadt hatte wegen der Gräber ringsum Schwierigkeiten, die Kapelle einzureißen, und so war wenigstens Edna für den Augenblick sicher.

Im Verlauf des Nachmittags hatte der Laden frische Früchte und frisches Gemüse hereinbekommen. Die Kisten stapelten sich auf dem Bürgersteig, und Ganesh war mit dem Wegräumen beschäftigt. Eini- ges kam in die Auslage vor dem Laden, den Rest trug er durch eine Seitengasse in den Hof hinter dem Haus.

Er steckte in einer schmutzigen Jeans und einem alten Shet- land-Pullover, denn es war keine saubere Arbeit. Die langen schwar- zen Haare hatte er mit einem Gummiband zusammengebunden. Er bindet die Haare immer nach hinten, wenn er arbeitet, weil das be- quemer ist und weil sein Vater darauf besteht. Wenn es nach Mr. Patel gegangen wäre, hätte Ganesh den ganzen Tag in einem Anzug gesteckt und die Haare kurz getragen, jedenfalls glaubte Ganesh das.

Eltern haben Pläne für ihre Kinder, schätze ich. Mein Dad hatte Pläne mit mir. Manchmal hoffe ich, dass es mir noch gelingt, wenig- tens einen Teil davon Wirklichkeit werden zu lassen, und er wird es wissen, im Himmel. Ich würde ihm gerne Freude machen, selbst jetzt noch. All die Enttäuschungen wieder gutmachen, die ich ihm bereitet habe.

Ganesh blickte auf, als ich über den Bürgersteig herankam. Sein Gesichtsausdruck war sorgenvoll gewesen, doch als er mich erkann- te, hellte sich seine Miene auf. »Fran! Gott sei Dank, dir ist nichts passiert! Was ist denn los? Ich habe mir irre Sorgen wegen dir ge- macht! Jemand hat erzählt, jemand in eurem Haus wäre tot!«

»Terry hat sich umgebracht«, sagte ich.

Ich drehte mich um, und wir sahen zum Haus zurück. Außer der Polizei hatte sich dort eine kleine Gruppe Schaulustiger eingefunden. Ein Lieferwagen stand direkt hinter den Fahrzeugen der Polizei; er war vorhin noch nicht da gewesen. Es entmutigte mich noch mehr, falls das überhaupt möglich war.

Wenn einer von uns anderen tot gewesen wäre, Nev oder Squib oder ich, hätte es wahrscheinlich nicht halb so viel Aufhebens gege- ben. Nev mit seinen Nervenzusammenbrüchen wäre sofort als Selbstmörder durchgegangen. Wenn Squib von der Decke gebaumelt hätte, würden sie die Schultern gezuckt und gesagt haben, ein Prob- lem weniger für die Gesellschaft. Über mich hätten sie wahrschein-

lich das Gleiche gesagt – aber Terry? Irgendetwas war mit ihr.

Terry bedeutete Probleme.

Die Polizei spürte es, genau wie ich es immer gespürt hatte.

Die Polizei wusste, dass man Terry nicht einfach so abschreiben durfte, wie sie es bei uns gemacht hätte. Sie ging genau nach Vorschrift vor, um jeder möglichen Kritik vorzubeugen.

Ganesh gefiel die rege Betriebsamkeit am Ende der Straße genauso wenig wie mir. Er klopfte sich die Hände ab und rieb sie an seinem Pullover sauber, und dann gingen wir um das Haus herum in die Seitengasse.

Der Hof stand gerammelt voll mit Zeugs. Volle Kisten, leere Kisten, Stapel zerrissener Kartons, die auf die Altpapiersammlung warteten, und überall welke Blätter und zerquetschte Früchte.

Ganesh nahm zwei Äpfel und bot mir einen davon an. Überrascht stellte ich fest, dass ich hungrig war. Wir setzten uns nebeneinander, und zwischen großen Bissen in meinen Apfel erzählte ich ihm, was ich durfte. Es war nicht viel. Inspector Janice hatte mir die strikte Anweisung erteilt, mit niemandem über die Angelegenheit zu reden. Ganesh war zwar nicht irgendwer, aber wenn er schon gehört hatte, dass im Haus eine Tote gefunden worden war, dann wusste er ungefähr genauso viel wie ich.

Wenigstens machte ich dank meiner Schauspielkünste eine gute Geschichte daraus und beendete meine Erzählung auf dem Höhepunkt mit der Bemerkung, dass die Polizei glaube, es handele sich um einen Mord.

Billige theatralische Tricks konnten Ganesh nicht beeindrucken. Er blickte mich zweifelnd an. »Die Leute erzählen, Terry hätte sich selbst aufgehängt.«

Gerüchte verbreiteten sich rasch, wie üblich. »Die Polizei glaubt, jemand hätte nachgeholfen.«

»Aber wer?« So war Ganesh. Immer die unangenehmen Fragen auf den Lippen.

»Die Polizei meint, wir. Aber wir waren es nicht.« Ein dunkler Gedanke kam mir, und er machte die Sache noch schlimmer. »Gan, wenn es stimmt... wenn Terry ermordet worden ist, dann muss sie ihren Mörder ins Haus gelassen haben.«

Wir hatten die Eingangstür mit einem stabilen Schloss gesichert. Besser gesagt, Declan hatte es eingebaut. Wir sperrten stets ab, wenn wir weggingen, um zu verhindern, dass jemand anderes unsere Behausung übernahm, ganz abgesehen von der Gefahr, dass die Stadt

sich Zutritt verschaffen und uns räumen konnte. Und wenn wir zu Hause waren, sperrten wir ebenfalls ab, aus Prinzip. Abgesehen von der Stadtverwaltung gab es jede Menge Leute, die uns Scherereien machen konnten. Die Baufirmen beispielsweise. Nach Anbruch der Dunkelheit blockierten wir sogar den Briefkastenschlitz, um zu verhindern, dass jemand Brandbomben in den Hausflur warf. Das war anderswo schon geschehen.

Wenn sich einer von uns allein im Haus aufhielt, war er erst recht vorsichtig. Man durfte das Haus nur durch die Vordertür betreten oder verlassen. Terry hatte ganz bestimmt hinter uns abgeschlossen, und sie hätte niemandem geöffnet, den sie nicht gekannt und vertraut hatte. Die Fenster im Erdgeschoss ließen sich nicht ohne weiteres öffnen; die Rahmen waren durch Feuchtigkeit aufgequollen und verzogen vom Alter. Die alten Schnüre in den Rahmen der Schiebefenster funktionierten längst nicht mehr. Es kostete übermäßig viel Kraft, die Scheiben auch nur einen Spaltbreit nach oben zu schieben.

»Wenn die Polizei erst dahinter kommt, sieht es für uns noch schlimmer aus«, schloss ich. »Die Bullen werden denken, dass es einer von uns gewesen sein muss. Einer aus dem Haus.«

»Terry kannte bestimmt auch noch andere Leute«, gab Ganesh zu bedenken. »Leute, die nicht im Haus gewohnt haben und die sie hereingelassen hätte. Soll die Polizei doch die schikanieren!«

»Das ist genau das Problem, Gan. Ich kenne keinen einzigen Namen. Wir wussten überhaupt nichts über sie, wohin sie gegangen ist, was sie gemacht hat, wenn sie außer Haus war. Sie war ständig misstrauisch und hat nie etwas erzählt. Als hätte sie etwas zu verbergen.«

Ganesh meinte wenig freundlich, dass er Terry immer für ein wenig daneben gehalten habe.

Genau in diesem Moment kam sein Vater aus dem Geschäft, um nachzusehen, warum Ganesh aufgehört hatte zu arbeiten. Mr. Patel besitzt eine Art sechsten Sinn, der ihm verrät, wann und wo einer seiner Angestellten nicht mit einhundert Prozent Leistung arbeitet. Ich habe samstags in seinem Laden gearbeitet, und ich kann ein Lied davon singen.

Als er mich entdeckte, wirkte er erleichtert. »Ah, da sind Sie ja, Francesca! Wir haben uns alle sehr viele Sorgen um Sie gemacht, meine Liebe. Was um alles in der Welt geht da vor?«

»Sie erzählt mir gerade alles, Dad«, sagte Ganesh geduldig.

»Terry ist tot, Mr. Patel«, sagte ich.

»Dieses andere Mädchen? Das ist sehr schlimm. Wie ist sie ge-

storben?»

Seine Stirnfalten vertieften sich sorgenvoll, als ich es ihm erzählte. Unvorsichtigerweise ließ ich durchblicken, dass die Polizei ihren Tod verdächtig fand. An dieser Stelle unterbrach er mich und starrte mich an, als würde ihn der Schlag treffen.

»Mord? Mord, sagen Sie, Francesca? In unserer Straße? So nah bei meinem Geschäft? In diesem Haus, in dem Sie wohnen?« Er wirbelte zu Ganesh herum. »Hab ich's dir nicht gleich gesagt?«

Ganesh fauchte auf Gujarati zurück, und im nächsten Augenblick war der schönste Streit im Gange. Ich verstand nicht ein einziges Wort.

Doch ich brauchte keinen Dolmetscher. Ich konnte mir auch so denken, worum es ging. Nach einer Weile wandte sich Mr. Patel ab und stapfte noch immer schimpfend zurück in sein Geschäft.

Schwer atmend entschuldigte sich Ganesh bei mir für den Zwischenfall.

»Kein Problem, ich verstehe dich.«

»Hör mal, sie mögen dich!«, sagte er mit kampflustig vorgeschobenem Unterkiefer. »Versteh Dad nicht falsch! Ich weiß, er ist ausgerastet, aber ein Mord vor unserer Haustür ist nicht gerade das, was er erwartet hat! Es hat ihn einfach aus der Fassung gebracht. Es hat nicht das Geringste mit dir zu tun.«

»Hör auf damit, Gan!«, sagte ich heftig.

Die Muskeln um seinen Mund wurden hart. Er stand auf und machte sich daran, leere Kisten aufzustapeln und sie mit unnötiger Vehemenz hin und her zu werfen. Nach ein paar Minuten, als sein Zorn ein wenig verraucht war, setzte er sich wieder zu mir und fragte mit einigermaßen ruhiger Stimme: »Die Polizei glaubt also, dass Terry gestern Nachmittag gestorben ist?«

»Das hat sie nicht gesagt, aber wir waren zwischen halb zwei und ungefähr sieben Uhr alle außer Haus. Nev und ich kamen als Erste zurück. Squib kam später. Ihr Leichnam war steif, als wir sie fanden; ich schätze, es ist irgendwann am Nachmittag passiert.«

Er sah mich nachdenklich an. »Hör mal, es ist wahrscheinlich nichts von Bedeutung, aber gestern Nachmittag hab ich diesen Typen gesehen...«

Er verstummte zu meinem Ärger.

»Erzähl schon weiter! Wann?«, fragte ich frustriert nach.

»Er hing hier in der Straße herum. Beim Briefkasten auf der anderen Seite, auf halber Höhe zwischen hier und eurem Haus! Ich hab

ihn noch nie vorher gesehen, und deswegen hab ich ihn genau beobachtet. Wie man das so macht, wenn plötzlich ein Fremder auftaucht.«

»Wenn er hier irgendwo einbrechen und etwas stehlen wollte, dann war er wohl zu optimistisch«, stellte ich fest. »Niemand hier in der Gegend hat irgendetwas Wertvolles in seinem Haus.«

»Er sah nicht aus wie ein Dieb. Er war groß, mindestens einsachtzig, und gut gebaut. Fit. Ich schätze ihn auf Anfang dreißig, und er war gut gekleidet. Freizeitklamotten, aber nichts, was man im Supermarkt kriegen würde. Alles Markenzeugs. Sportkleidung, was man zum Jagen oder Angeln anzieht. Eine Tweedjacke.«

Ich dachte nach. »Um wie viel Uhr war das?«

»Ich kann es nicht genau sagen. Früher Nachmittag. So gegen drei oder kurz davor. Wenigstens hab ich ihn da zum ersten Mal gesehen. Ich weiß natürlich nicht, wann er gekommen ist. Ich war im Laden. Ich kam raus, und da stand er. Ich hab mich draußen rumgetrieben, um ihn zu beobachten, und als ich wieder reingegangen bin, hab ich durch das Fenster ein Auge auf ihn geworfen. Dann wurde ich abgelenkt, und als ich wieder hinsah, war er weg.«

»Hatte er ein Auto?«

»Keine Ahnung. Wenn ja, dann hat er nicht in dieser Straße geparkt. Aber er hat definitiv die Häuser angesehen, und vielleicht hat er nach eurem Haus gesucht.«

Ich dachte nach. Es überraschte mich nicht, dass kein Wagen in der Straße gestanden hatte. Niemand mit einem vernünftigen Wagen und etwas Hirn im Kopf würde seinen Wagen in dieser Gegend abstellen. Vielleicht war er ein Immobilienmakler oder ein Bauunternehmer oder einer von den Leuten, die mit dem geplanten Sanierungsvorhaben in Verbindung standen. Mehr als wahrscheinlich sogar, dass er einer von ihnen war, und das sagte ich dann auch zu Ganesh.

»Daran hab ich auch gedacht, Fran. Aber er hat weder Notizen gemacht noch fotografiert. Irgendwie drückte er sich herum, so, als wollte er nicht gesehen werden.«

»Dann war er ganz bestimmt einer von diesen Stadtplanern!« Ich stand auf. »Zeig mir die Stelle, wo du ihn gesehen hast. Möglichst genau.«

Wir gingen zurück auf die Straße, und Ganesh zeigte mir die Stelle. Der Briefkasten stand etwa zwanzig Meter von unserem Haus entfernt auf der anderen Straßenseite. Der Fremde konnte unser

Haus durchaus von dort aus beobachtet haben. Ich weiß, es war nur ein besetztes Haus, aber für mich war es trotzdem »unseres«.

»Ich glaube, er hat bemerkt, dass ich ihn beobachte«, sagte Ganesh. »Als er mich sah, hat er sich gebückt und so getan, als würde er die Leerungszeiten auf dem Briefkasten lesen. Er war kein guter Schauspieler, das kann ich dir sagen! Meinst du, ich sollte es der Polizei erzählen?«

»Vielleicht solltest du das.« Die Neuigkeiten beunruhigten mich mehr, als ich Ganesh zeigen wollte.

In diesem Augenblick bog ein Wagen in unsere Straße ein und bremste direkt vor uns. Ich erkannte Euan's Fiesta. Euan stieg aus und kam zu uns, während er immer wieder nervöse Blicke in Richtung unseres Hauses und der Betriebsamkeit dort warf.

»Da sind Sie ja, Fran!«

»Mit einem Mal scheint jeder nach mir zu suchen«, murmelte ich.

»Sie haben den Gerichtstermin vergessen, stimmt's?« Er grinste schief. »Ich auch – fast! Wir haben unsere Genehmigung für die unverzügliche Räumung erhalten. Aber ich nehme nicht an, dass Sie jetzt noch in diesem Haus bleiben wollen, nachdem... diese Geschichte passiert ist.«

»Ja, es hat eine Tote gegeben!«, platzte Ganesh wütend heraus, noch bevor ich etwas sagen konnte. »Und Sie kommen trotzdem her und schikanieren sie und wollen sie auf die Straße werfen, als sei nichts geschehen!«

Euan war rot angelaufen und sichtlich zornig, doch er würde sich nicht mit Ganesh auf eine Diskussion einlassen, der in seinen Augen unbeteiligt war und den die Sache nicht das Geringste anging. Er drehte Ganesh den Rücken zu und wandte sich an mich. »Kopf hoch, Fran, ich habe ein paar erfreuliche Neuigkeiten. Wir haben Ihnen eine vorläufige Unterkunft verschafft.«

Also hatte man mich auf der Wache korrekt informiert.

Trotzdem fragte ich misstrauisch: »Was für eine Unterkunft?«

»Eine Wohnung. Aber nur für sechs Monate.«

»Oh, großartig!«, platzte Ganesh hervor. »Also muss erst so etwas passieren, damit ihr einem Menschen einen anständigen Ort zum Leben verschafft! Ein anderer muss gewaltsam den Tod finden!«

»Es ist nichts Besonderes, im Gegenteil«, warnte mich Euan, ohne Ganesh zu beachten. »Aber es ist zumindest eine Bleibe. Kommen Sie in mein Büro, und ich gebe Ihnen den Schlüssel.«

Er fuhr davon, und ich verabschiedete mich von Ganesh. Wäh-

rend ich wegging, hörte ich jemanden meinen Namen rufen. Ich drehte mich um und sah, dass Mr. Patel hinter mir herlief.

»Francesca!« Ächzend holte er mich ein. »Ich wollte Ihnen nur sagen, dass es mir Leid tut, mein Geschrei von vorhin und der Streit.«

»Schon gut, Mr. Patel«, sagte ich.

»Nein, nein!«, sagte er aufgeregt. »Es ist nicht gut! Es ist schrecklich, einfach schrecklich! So ein schlimmes Verbrechen! Aber Ihnen ist nichts passiert, meine Liebe. Das ist gut. Sie sind unverletzt.«

»Ich bin unverletzt«, versicherte ich ihm.

Er fuchtelte mit den Händen. »Verstehen Sie, es ist sehr schwierig für uns, meine Frau und mich. Sie kommen offensichtlich aus einer guten Familie und sind eine gebildete junge Frau. Bildung ist eine gute Sache. Aber Sie sollten nicht so leben, an einem Ort wie diesem. Sie sehen doch, was in solchen Häusern geschieht!«

Ich sagte ihm, dass ich seine Besorgnis verstünde und er sich wegen mir keine Gedanken machen müsse. Er blickte mich ganz verloren an, als wüsste er nicht mehr, was er sonst noch sagen könnte, so sehr er es auch wünschte – ein sorgenvoller Mann mit dünner werdendem Haar und einem Kugelschreiber hinter dem Ohr, der versuchte, etwas zu verstehen, das nicht zu verstehen war. Schließlich gab er auf und kehrte in seinen Laden zurück.

Ich wusste genau, was er hatte sagen wollen. Er konnte nicht verstehen, dass jemand wie ich, der weder geistig verwirrt noch kriminell war, zusammen mit einer Gruppe von Verlierern in einem besetzten Haus wohnte. Es gab ihm Rätsel auf, dass ich keine Familie besaß, niemanden, der sich um mich sorgte. Es erschien ihm nicht richtig, und er empfand es als bedrohlich. Mehr als alles andere jedoch machte ihm der Einfluss Sorgen, den ich auf Ganesh ausübte.

Vor sechs Monaten hatte Ganeshs Schwester Usha einen jungen Mann namens Jay geheiratet, der als Buchhalter arbeitete und Ausichten hatte, beruflich erfolgreich zu werden. Seither hatte Ganesh nur noch gestöhnt. Er fühlte sich völlig allein gelassen. »Ein Jahr noch!«, hatte er mir anvertraut. »Nur noch ein einziges Jahr, dann bin ich auch weg!«

Doch davon hatte er seiner Familie noch nichts gesagt. Sie wussten es trotzdem. Sie setzten ihn unter Druck. Er hatte nicht mit mir darüber gesprochen, doch ich konnte mir denken, wie sie auf das Problem reagieren würden. Sie würden ihm eine hübsche Sechzehnjährige mit guten Manieren und einer Mitgift vorsetzen. Sie hielten mich für das Hindernis. Sie irrten sich.

Ich begann über die Wohnung nachzudenken, die Euan mir versprochen hatte. Ich wurde allmählich neugierig.

**KAPITEL 4** Euan hatte Recht. Das Beste, was man über die Wohnung sagen konnte, war, dass man dort wohnen konnte. Sie befand sich im fünften Stock in einem von zwei zum Abriss vorgesehenen Wohntürmen. Das Gebäude stand bereits zur Hälfte leer und war ziemlich heruntergekommen. Der Aufzug funktionierte nicht mehr. Das Treppenhaus war über und über mit Graffiti besprüht. Draußen vor meiner Wohnung war ein Loch in der Korridordecke, und alle möglichen eigenartigen Dinge hingen heraus, die in meinen Augen nach Asbest aussahen. Euan hatte also Recht gehabt mit seiner Bemerkung, dass die Wohnung nichts Besonderes sei.

Meine Stimmung sank, als ich sie sah, doch ich wusste auch, dass ich unmöglich in dem Haus bleiben konnte, in dem Terry gestorben war. Diese Wohnung musste für die nächsten paar Wochen reichen. Euan war mit mir gekommen, und ich bedankte mich bei ihm.

Selbstverständlich bot ich Nev und Squib an, bei mir einzuziehen. Nev nahm dankbar an. Squib, der geborene Einzelgänger, sah nicht begeistert aus. Das Zusammenleben mit anderen führte, wie sich gerade gezeigt hatte, zu unliebsamer Aufmerksamkeit. Wir fuhren ein weiteres Mal in die Jubilee Street, um unsere Siebensachen aufzusammeln. Entweder die Polizei oder die Stadtverwaltung hatte den Hauseingang mit Brettern vernagelt, und wir mussten auf der Rückseite einbrechen. Wir steckten alles Bewegliche in schwarze Plastikmüllsäcke und brachten die Säcke zu Ganesh in den Laden, damit er sie in seinem alten Lieferwagen zu meiner neuen Adresse fuhr. Er konnte nicht direkt los, deshalb warteten wir, bis er frei hatte. Squib und Nev gingen ins Pub, und ich machte einen letzten Spaziergang durch die Nachbarschaft, die ich so gut gekannt hatte – oder vielmehr das, was die Abrissbagger noch davon übrig gelassen hatten. Nicht, dass ich in die Ferne gezogen wäre, doch selbst ein oder zwei Blocks bedeuten ein Weggehen.

Ich spazierte über den Friedhof, als Edna hinter einem Grabstein hervorsprang wie Magwitch auf der Suche nach dem nächsten Opfer.

»Wohin denn so eilig, meine Liebe?«, fragte sie.

»Nirgendwohin«, antwortete ich. »Und eilig hab ich's auch nicht.« Selbst der Gedanke, dass Edna mich nun nicht mehr würde überfallen können, stimmte mich traurig. Ich setzte mich auf ein Grab. Sie setzte sich neben mich und begann in ihrem schmutzigen Mantel zu kramen. Sie wirkte irgendwie aufgeregt, wie ein Kind, das einen neuen Trick gelernt hat und ihn nun zum ersten Mal ausprobieren will.

Schließlich zog sie eine goldfarbene Schachtel *Benson & Hedges* hervor, sehr sauber und nicht ein Stück zerknittert. Sie hielt die Schachtel vorsichtig in den Händen, die in ihren fingerlosen Handschuhen steckten, und strich ein paar Mal beinahe zärtlich mit einem ihrer gelben Fingernägel darüber, bevor sie die Schachtel mit unendlicher Vorsicht öffnete und mir sehr gastfreundlich eine Zigarette anbot.

Ich lehnte dankend ab, doch sie hielt mir die goldene Schachtel weiter unter die Nase, während sie mich prüfend anstarrte, um ganz sicher zu gehen, dass ich auch wirklich bemerkt hatte, wie wunderschön ihr Schatz war, auch wenn es sich nur um Pappe handelte. Sie hätte nicht glücklicher sein können, wenn es echtes Gold gewesen wäre, und sie wollte ihre Freude mit mir teilen.

»Sie ist sehr hübsch, Edna«, sagte ich und weigerte mich standhaft, eine Zigarette anzunehmen.

Sie hatte auch Streichhölzer. Es war eines von jenen kleinen Briefchen, die man in Bars und Restaurants geschenkt bekommt. Ich sah, wie sie sich mit dem Anzünden abmühte, und bot ihr meine Hilfe an. Ich entzündete das kleine Papierstreichholz und hielt es unter ihre Zigarette.

Bevor ich ihr das Briefchen zurückgab, las ich den Namen darauf. Es war ein Weinlokal in Winchester. Edna mochte nicht, dass ich mich so gründlich mit ihrem Schatz beschäftigte und dass ich ihn so lange in den Händen hielt.

Sie riss ihn wieder an sich.

Streichholzbrief und kostbare goldene Schachtel verschwanden an einem dunklen Ort, über den man besser nicht nachdachte. Die Handschuhe verbargen die von Rheumatismus geschwollenen Gelenke nicht. Es war gar nicht gut für die alte Frau, im Freien auf einem Friedhof zu schlafen. Doch ich wusste, dass jeder, der versuchen würde, sie von hier wegzuschaffen, eine verdammt schwere Aufgabe vor sich hatte. Edna gefiel es hier. Weil sie ein wenig streng roch, rückte ich auf der Grabplatte soweit wie möglich von ihr weg.

Zwei der Wildkatzen lagen in der Nähe im halbhohen Gras und beobachteten uns aufmerksam durch halb geschlossene Augen. Eine weitere hatte sich auf einer anderen Grabplatte zusammengerollt und schlief. Wo auch immer Edna sich aufhielt, stets waren ein oder zwei Katzen in ihrer Nähe. Edna war Mitglied von deren weitverzweigten Familie.

Während Edna glücklich ihre Zigarette paffte, berichtete ich ihr,

dass ich vorübergehend in eine andere Wohnung ziehen würde.

»Warum kaufen Sie sich kein kleines Häuschen in Chelsea?«, fragte sie. »Chelsea ist ja so interessant! Wundervolle Partys. Auch wenn einige Leute glauben, das Leben dort sei ziemlich rasant.« Sie hustete rasselnd – offensichtlich war sie nicht an solche Mengen frischen Tabaks gewöhnt.

Sie schien sich in ihre Zeit als Debütantin zurückversetzt zu haben, wann auch immer diese Zeit gewesen sein mochte. Ich hatte keine Ahnung, wie alt Edna war. Sie erschien mir nur immer *un-glaublich* alt.

Ich erzählte ihr, dass ich von Sozialhilfe lebte und mich nicht aus der Gemeinde entfernen dürfte. Sie murmelte etwas vor sich hin und begann in den Plastiktaschen zu wühlen, die sie ständig mit sich herumschleppte. Sie bekam Rauch in ein Auge und blinzelte. Ich wusste, dass Edna ihren Tabak normalerweise aus der Gosse und aus Abfalleimern sammelte, und fragte sie: »Wirst du verschwenderisch, Edna? Kaufst du dir deine Kippen neuerdings in richtigen Päckchen?«

»Er hat sie verloren«, murmelte sie. »Er hat es nicht bemerkt. Ich hab's gesehen. Er hat mich nicht gesehen. Er ist hier durchgekommen.« Sie winkte mit der Zigarette in Richtung des Weges und der schiefen Pflastersteine zwischen dem hohen Gras.

»Wer, Edna? Wen meinst du?« Es interessierte mich nicht wirklich, ich wollte mich einfach ein wenig mit ihr unterhalten. Sie schien an diesem Tag einigermmaßen ansprechbar.

»'n schicker junger Bursche«, sagte sie. »'n Fremder. Gut angezogen. Hat seinen Wagen da drüben stehen gelassen...« Diesmal deutete sie auf eine Freifläche zwischen den Gebäuden hinter uns, in der Nachbarstraße, zugänglich durch eine Lücke, die die Leute der *Church of the Beauteous Day* freigeräumt hatten, damit Reverend Eli seinen purpurnen Transit dort parken konnte.

»Ich mag keine Fremden. Immer wieder kommen irgendwelche Fremden zu mir und erzählen mir, dass ich weg muss von hier, dass ich nicht hier bleiben kann. Wo soll ich denn hin? Was ist mit den Katzen? Ich hab's ihnen gesagt, immer wieder, dass ich mich um die Katzen kümmern muss. Als der Fremde kam, hab ich mich versteckt und ihn beobachtet. Er hatte nichts Gutes im Sinn.«

Unvermittelt richteten sich meine Nackenhaare auf. »Woher wusstest du das, Edna?«

»Er sah danach aus. Hat sich von Grabstein zu Grabstein geschlichen, wollte nicht gesehen werden. War so beschäftigt damit, sich zu

verstecken, dass er mich nicht bemerkt hat. Ich war da drüben.« Sie winkte in Richtung eines wilden Gestrüpps.

Es überraschte mich nicht weiter, dass der Fremde Edna nicht gesehen hatte. In ihrem schmutzigen Mantel und unförmig, wie sie darin aussah, verschmolz sie perfekt mit ihrer Umgebung. Ich selbst war häufig an ihr vorbeigegangen, ohne sie zu sehen, und war regelmäßig zu Tode erschrocken, wenn sie mich begrüßt hatte. Sie besaß die Fähigkeit, wie die Katzen absolut reglos dazusitzen und zu beobachten. Ich hatte sie selbst schon so gesehen, umgeben von ihren Katzen im Gras. Sie blinzelte ihnen zu, und die Katzen blinzelten zurück. Manchmal fragte ich mich, ob die Katzen vielleicht die Seelen der auf diesem Friedhof begrabenen Toten waren. Jedenfalls überraschte es mich nicht im Geringsten, dass Edna allem Anschein nach imstande war, mit ihnen zu kommunizieren.

»Wann hast du diesen Mann gesehen, Edna?«, fragte ich.

Sie blickte unsicher drein. Die Tage waren alle gleich für sie. »Muss gestern gewesen sein«, sagte sie schließlich zögernd.

Ich fragte sie, ob gestern Vormittag oder gestern Nachmittag, doch sie erinnerte sich nicht genau. Sie war allerdings nicht vollkommen losgelöst von der normalen Welt. Unerwartet fragte sie: »Stimmt es, dass sich dieses Mädchen aufgehängt hat, Liebes?« In den trüben alten Augen sah ich aufflackerndes Interesse.

»Das stimmt, Edna.«

Sie zog an ihrer Zigarette und starrte ins Leere. Es war unmöglich zu sagen, was sie von der Sache hielt. Sie schien weder überrascht noch verängstigt. Selbst ihre Neugier war befriedigt, jetzt, nachdem ich das Gerücht bestätigt hatte.

Es war hoffnungslos. Vielleicht hatte sie den gleichen Mann gesehen wie Ganesh, doch wir würden es nie mit Sicherheit wissen.

Unvermittelt wurde Edna wieder munter und beugte sich vertraulich zu mir vor. »Ich will dir was zeigen!«

Meine Hoffnung erwachte kurz zu neuem Leben. Was hatte sie sonst noch gefunden? Doch ich hätte es eigentlich besser wissen müssen.

Sie führte mich in eine Ecke des Friedhofs und zeigte mir stolz einen neuen Wurf junger Kätzchen, die noch blind, aber geschützt in einer baufälligen Steingruft miauten. Die Inschrift auf der Gruft erinnerte an Josiah und Hephzibah Wilkins, die im Jahre 1819 beide innerhalb einer Woche an Influenza gestorben waren und zusammen siebzehn Kinder zurückgelassen hatten. Sie hatten offensichtlich

genügend Geld zurückgelassen, um sich ein hübsches Grab errichten zu lassen, also denke ich, dass auch die siebzehn Kinder versorgt gewesen waren. Vielleicht haben sich die älteren um die jüngeren Geschwister gekümmert.

Blieb die Tatsache, dass man von Edna keine vernünftigen Antworten erwarten konnte, falls man überhaupt auf den Gedanken kam, ihr Fragen zu stellen. Sie war möglicherweise eine wichtige Zeugin, möglicherweise aber auch nicht. Ihre einzige Sorge galt den Katzen und dem, was aus ihnen und ihr werden würde, falls die Bauunternehmer Erfolg hatten in ihren Bemühungen, den Friedhof ebenfalls zu planieren.

Ich gab Edna alles Wechselgeld, das ich in den Taschen hatte, und sie ließ es in einer weiteren Falte ihres unförmigen alten Mantels verschwinden.

»Komm wieder, wenn du in der Nähe bist«, lud sie mich ein, als ich davonging.

Wir erhielten die Genehmigung, unsere Möbel – sofern man überhaupt von Möbeln sprechen kann – aus dem Haus zu holen. Wir transportierten sie mit Hilfe von Mr. Patels Lieferwagen in mehreren Fuhren hinüber in die neue Wohnung. Gemeinsam wuchteten wir die Stücke die schmutzige Treppe hinauf und stolperten an windgepeitschten Baikonen mit wenig einladenden Türen vorbei. Einige Wohnungen standen leer und waren vernagelt. Andere waren noch bewohnt und fast genauso gut verbarrikadiert wie mittelalterliche Fluchtburgen. Es sah jedenfalls nicht danach aus, als herrschten gutnachbarliche Verhältnisse.

Die Wohnung selbst war geräumt und besenrein, trotzdem sah es aus, als sei sie Schauplatz einer bedeutenden Schlacht gewesen. Die Wände waren voller Löcher und tiefer Kratzer, Teile der Fußleisten waren herausgerissen. Das Spülbecken in der Küche hing merkwürdig schief; man konnte nichts auf die Abtropffläche stellen, ohne dass es sofort in das Becken gerutscht wäre.

Squib blickte noch verwirrter drein als üblich. Er wanderte durch die Wohnung, wackelte an lockeren Armaturen und öffnete Schränke. Schließlich sagte er zufrieden: »Ich hab's!«

Wir warteten gespannt auf das, was nun kam – vielleicht eine pelzige Kreatur, die er in einer Ecke gefunden hatte.

Stattdessen erklärte er triumphierend: »Ich hab's, Fran! Es ist die falsche Wohnung! Die Stadtverwaltung hat dir den falschen Schlüssel gegeben!«

Ich sagte ihm, dass ich wünschte, er hätte Recht. Traurig dachte ich bei mir, dass dem nicht so war. Trotz aller Trostlosigkeit war dies unser neues Zuhause.

Er schüttelte den Kopf. »Es kann nicht anders sein. Sieh mal, sie wollen unser Haus abreißen, und es ist noch viel besser als das hier. Sie müssen sich geirrt haben, Fran!«

Er argumentierte noch eine Weile, und als er die Tatsachen schließlich akzeptierte, wurde er ganz still und betreten und murmelte leise: »Ich bleib jedenfalls nicht hier!«

Das tat mir weh; immerhin hatte ich ihm großzügig angeboten, unter meinem neuen Dach unterzuschlüpfen. Ausgerechnet Squib war unzufrieden... doch er hatte gesagt, man hätte ihm einen Platz in einem Wohnheim angeboten, und er wollte es ausprobieren. Die Polizei hatte ihm gesagt, dass er dort bleiben müsse, damit sie ihn wiederfinden könne. Wenn das Wohnheim Einwände wegen des Hundes hätte, würde er trotzdem weggehen.

Ich schlug vor, dass die verrückte Edna sich eine Weile um das Tier kümmern könne, falls Squib es nicht mit in das Wohnheim nehmen dürfe. Dem Hund würde es auf dem Friedhof bei Edna und den Katzen gefallen, und obwohl Edna verrückt war, konnte man sich in dieser Hinsicht hundertprozentig auf sie verlassen.

Doch Squib dachte nicht im Traum an eine Trennung von seinem Gefährten, auch nicht vorübergehend. Außerdem hielt er die Katzen für durchaus imstande, einen Hund in die Enge zu treiben. Er hatte schon Katzen gesehen, die gemeinsam einen Hund fertig gemacht hatten.

Ich beugte mich über den Balkon und sah ihm hinterher, wie er über das Ödland zwischen den zum Abriss bestimmten Blocks marschierte, den Rucksack umgehängt, der Hund immer brav neben ihm.

Euan, den ich mit jedem Tag mehr mochte, hatte versprochen, sich um ein paar zusätzliche Möbel zu bemühen. Er hatte einen Freund bei der Heilsarmee. Wenigstens gab es fließend Warmwasser. Es war Ewigkeiten her, dass ich in einer Unterkunft mit fließend warmem Wasser gewohnt hatte. Während Nev unser vorhandenes Mobiliar herumschob in dem Versuch, den Ort wohnlich zu gestalten, verbrachte ich eine Stunde mit dem Reinigen des Badezimmers, bevor ich mich schließlich in die Wanne mit dampfend heißem Wasser legte und nichts mehr tat, außer auf die Risse in der Decke zu starren und auf ein weiteres Loch in der Wand, wo sich der Toilet-

tenspülkasten zu lösen begann.

Wie sich herausstellte, blieb Nev nur vierundzwanzig Stunden, bevor seine Eltern über uns herfielen. Ich war nicht überrascht, sie zu sehen. Ich glaube, Nev war es auch nicht. Er hatte die Aura eines Verurteilten, seit er zur Tür herein gekommen war.

Nevs Vater stand kerzengerade mitten im Wohnzimmer, die Hacken beieinander und die Hände hinter dem Rücken verschränkt, als musterte er seine Truppen. Seine Mutter starrte mich an wie meine alte Rektorin, wenn ich wieder irgendetwas ausgefressen hatte.

Ich habe meine Schule bereits erwähnt. Meine Mutter lief davon und ließ mich und meinen Dad allein, als ich sieben war. Ich wuchs bei meinem Vater und meiner ungarischen Großmutter Varady auf. Ich glaube, mein Vater hatte das Gefühl, er müsste mir jede nur denkbare Chance eröffnen, weil meine Mutter mich im Stich gelassen hatte. Ich erzählte immer allen, dass sie tot sei, weil wir nicht wussten, wo sie steckte, und weil es für mich tatsächlich so war, als sei sie tot. Also kratzten Vater und Großmutter Varady jeden Penny zusammen, damit ich auf diese Schule für junge Ladys gehen konnte.

Ich steckte vom ersten Tag an nur in Schwierigkeiten, und als ich fünfzehn war, sagten sie meinem Vater, dass es die Mühe nicht wert sei, mich weiter dort zu behalten. Sie wollten, dass ich die Schule verliefse.

Sie schrieben eine abschließende Beurteilung in mein Zeugnis. Darin stand: »Francesca ist hochintelligent, doch es mangelt ihr an Fleiß. Sie hat immer wieder versäumt, von den Möglichkeiten Gebrauch zu machen, die diese Schule ihr geboten hat.«

Ich habe mich in meinem ganzen Leben niemals wegen etwas so sehr geschämt wie an jenem Tag, als ich mit ansah, wie mein Vater dieses Zeugnis las. Er und Großmutter Varady hatten sich jeden Luxus verwehrt, um mir den Besuch dieser Schule zu ermöglichen, und ich hatte sie beide gründlich enttäuscht. Es tat mir unendlich Leid, doch es war zu spät. Ich liebte meinen Vater und meine Großmutter und hätte ihnen absichtlich niemals weh getan, aber genau das war geschehen.

Wären sie zornig gewesen, hätten sie geschrien und mit den Füßen gestampft, hätte es vielleicht geholfen, doch sie sagten kein Wort. Im Gegenteil, Vater nahm mich sogar beiseite und meinte: »Mach dir nichts draus, *édesem*«, und dann drückte er mich, weil er befürchtete, dieses Zeugnis könnte *mich* verletzen. Er musste Großmutter Varady gewaltsam davon abhalten, zu dieser Schule zu mar-

schieren und der Rektorin eine Tracht Prügel zu verpassen. Großmutter Varady entstammte einer langen Linie von Husaren, und wir besaßen noch immer verblasste Schwarzweißfotografien von einigen ihrer Vorfahren, gewachste Schnurrbärte, enge Jacken mit Pailletten, noch engere Hosen und blitzblank polierte Stiefel. Großmutter glaubte fest daran, dass die Antwort zu jedem Problem in einem Kavallerieangriff liege.

Ich ging nach oben und schloss mich in meinem Zimmer ein, um zu heulen. Hinterher versprach ich mir selbst hoch und heilig, dass ich niemals wieder so etwas Dummes anstellen würde. Vermutlich habe ich mein Versprechen gebrochen.

Wie dem auch sei, das Ergebnis des Besuchs der Porters bestand darin, dass Nev brav mit ihnen zur Tür hinaus marschierte, zurück in jenes luxuriöse Gefängnis, das sie Zuhause nannten. Wenn man sie mit ihm reden hörte, hätte man meinen können, er sei erst vier und nicht vierundzwanzig Jahre alt. Schlimmer noch, sie erzählten ihm, dass ihr guter Freund, irgendein bedeutender Chefarzt, eine ganze Reihe neuer Ideen für die Behandlung seiner nervösen Zusammenbrüche entwickelt habe.

Im Gehen sagte er: »Wir bleiben in Verbindung, Fran. Ich melde mich. Ich hab dir meine Bücher dagelassen.«

Ich sagte artig »Danke«, doch ich wusste, dass ich ihn nie wiedersehen würde. Also fügte ich hinzu: »Viel Glück.« Er hätte mir die Bücher auch in seinem Testament vermachen können, so endgültig war unser Abschied.

Seine Mutter bedachte mich mit einem wirklich gemeinen Blick. Sein Vater hatte mich die ganze Zeit über, die er in der Wohnung gewesen war, nicht eines einzigen Blickes gewürdigt. Er tat, als sei ich überhaupt nicht da. So machte er es mit allem, womit er nicht umgehen konnte, er tat so, als existiere es nicht. Genau wie bei der Krankheit seines armen Sohnes Nev.

Ich wusste, dass sich mein Leben für immer geändert hatte, zum Besseren oder zum Schlechteren. Wahrscheinlich zum Schlechteren.

**KAPITEL 5** Ich war auf mich selbst gestellt. Allein. Ich hatte seit einer ganzen Weile nicht mehr allein gelebt. Es war ein eigenartiges Gefühl, in dieser deprimierenden Wohnung festzusitzen. Doch obwohl ich mich von allen verlassen fühlte, hatte man mich gewiss nicht aus den Augen gelassen, jedenfalls nicht die Polizei. Janice Morgan war wohl mit dringlicheren Angelegenheiten beschäftigt, und ich wurde der liebevollen Behandlung durch Sergeant Parry überlassen. Sein Ausdruck skeptischen Unglaubens, ganz gleich, was ich sagte, und sein roter Schnurrbart verfolgten mich bald bis in meine Träume.

»Du leidest unter Verfolgungswahn«, sagte Ganesh, während er einen Sack Kartoffeln herumwuchtete, um ihn anschließend aufzuschneiden und den Inhalt in eine Kiste zu schütten.

»Wie kannst du das sagen?« Ich hatte mich wie üblich bei ihm ausgeweint, doch ich glaubte immer noch, jedes Recht auf Entrüstung zu haben. »Parry sitzt mir von morgens bis abends im Nacken. Immer die gleichen Fragen, immer anders verpackt. Was glaubt die Polizei denn, was ich weiß?«

»Was ist mit Nev und Squib? Werden sie genauso schikaniert?«

»Genau deswegen bin ich zu dir gekommen. Gestern Abend hab ich versucht, Nev anzurufen, und sein Vater hat mir mitgeteilt, dass Nev in einer Privatklinik ist. Sie haben ihn irgendwohin geschafft, wo die Polizei ihn nicht befragen kann. Was Squib angeht, ich war gestern im Wohnheim. Es wird von irgendeiner religiösen Gruppe geführt. Sie lächeln die ganze Zeit über und sehen aus, als hätten sie zu lange in der Badewanne gegessen.«

»Hey!«, unterbrach mich Ganesh missbilligend. »Sie tun immerhin ihr Bestes, um zu helfen!«

»Ja, schon gut. Entschuldige. Jedenfalls, Squib war nicht da. Sie meinten, er wäre gegen Abend zurück, und wenn ich wollte, könnte ich ihm eine Nachricht an einer Pinnwand hinterlassen, die sie neben dem Eingang aufgehängt haben. Das hab ich dann auch getan, obwohl ich nicht glaube, dass Squib von sich aus einen Blick darauf wirft, und ich kann mich nicht darauf verlassen, dass ihm jemand erzählt, ich sei da gewesen. Sie nennen ihn übrigens Henry«, fügte ich hinzu. »Genau wie die Polizei.«

»So heißt er nun einmal.« Ganesh kann einem manchmal wirklich auf die Nerven gehen. »Du kannst nicht von ihnen erwarten, dass sie ihn Squib rufen.«

Ich wollte mich nicht darüber streiten, denn mich beschäftigten andere Dinge. »Sehen wir den Tatsachen ins Auge, Gan. Ich bin die

Einzig, die Vater Staat fassen kann, und ich bekomme alles ab. Sie kriegen anscheinend nicht in ihre sturen Köpfe, dass es reine Zeitverschwendung ist und niemanden irgendwohin führt. Ganz bestimmt jedenfalls bin ich nicht die geeignete Zeugin, um herauszufinden, was genau mit Terry geschehen ist – falls wir das überhaupt je erfahren.«

Ganesh grunzte und kippte die Kartoffeln in die Kiste. Sie rollten und hüpfen, und ein starker Geruch nach Erde breitete sich aus.

Es half ein wenig, meine Frustration abzubauen, wenn ich mich bei Ganesh ausweinte, doch ich konnte nicht so tun, als würde die ständige Fragerei der Polizei mir überhaupt nichts ausmachen. Sie machten mich allmählich mürrisch, und genau das hatten sie vor, schätze ich. Ich wurde allmählich selbst ganz wirr. Sie hatten es fertig gebracht, mich davon zu überzeugen, dass ich ihnen noch nicht alles erzählt oder irgendetwas Wichtiges vergessen hatte. Ich zermarterte mir Nacht für Nacht das Hirn, was das sein könnte.

»Ziemlich ruhig heute, wie?«, sagte ich zu Ganesh. Der Laden war leer gewesen, doch genau in diesem Augenblick trat eine Frau mit einem schmutzigen Kind im Schlepptau ein und begann, sich über die Qualität des Gemüses auszulassen. Ganesh starrte sie mürrisch an. »Wie soll man denn ein Geschäft führen, wenn die Hälfte der Häuser in der Gegend leer steht? Möchten Sie nun diese Bohnen oder nicht, verehrte Dame?«

Sie ging von den Bohnen weg und starrte argwöhnisch auf die frisch gelieferten Kartoffeln in der Kiste. »Ich möchte Kartoffeln, aber diese da sind voller Erde!«

»Sie wachsen in der Erde«, klärte Ganesh sie auf. »Was erwarten Sie?«

»Ich erwarte, dass sie sauber sind, mehr nicht. Erde hat Gewicht, nicht wahr! Erde ist ziemlich schwer. Und für Erde bezahle ich nicht!«

Ganesh seufzte und schob die obersten Kartoffeln an den Rand. »Diese hier sind sauberer.«

»Ich suche sie selbst aus, danke«, sagte die Kundin grob und schob ihn beiseite. Sie machte sich daran, jede Kartoffel einzeln aus der Kiste zu nehmen und dahingehend zu untersuchen, wie viel Erde an ihnen hing und ob sie beschädigt waren.

»Wer um alles in der Welt will als Gemüsehändler enden, frage ich dich!«, sagte Ganesh leise zu mir.

»Immer noch besser, als von der Polizei verdächtigt zu werden«, entgegnete ich. »Ich lass dich jetzt mal wieder arbeiten, Gan. Wir

sehen uns später.«

Draußen gegenüber dem Laden, beim Friedhof, stand ein Wagen geparkt. Eine Frau bemühte sich, mit Edna zu reden. Unsere ansässige Landstreicherin kauerte wie ein schlaffer Sack zwischen ihren Plastiktüten, und ich sah, dass sie tat, als sei sie taub. Als ich auf die Straße trat, verlor die Frau das Interesse an Edna, die sich postwendend zwischen die Grabsteine verkrümelte. Die fremde Frau rief meinen Namen: »Francesca!« Es war Inspector Janice.

»Nett, Sie zu sehen«, fügte sie hinzu, als ich zu ihr ging.

»Was gibt es denn nun schon wieder?«, fragte ich mürrisch. Ich hatte die Nase wirklich gestrichen voll.

»Schön zu sehen, dass Sie sich auch freuen«, schoss sie zurück.

»Nehmen Sie's nicht persönlich«, sagte ich, »aber ich freue mich ganz und gar nicht. Ich habe keine Arbeit, lebe in der abrisssreifen Kulissee aus einem alten *Hammer-Film*, und jedes Mal, wenn ich mich umdrehe, steht ein Bulle hinter mir und stellt Fragen.«

»Keine Fragen«, versprach sie. »Ich wollte eigentlich vorschlagen, dass wir einen Ausflug machen.«

Es war ein Zivilfahrzeug, und der Inspector war ebenfalls in Zivil – und sie mochte es offenbar sehr zivil, geradezu hausbacken: Ihr breit gestreifter Blazer im Marinestil sah aus, als hätte sie sich gegen ein frisch gestrichenes Geländer gelehnt. Aber ganz gleich, wie sie sich kleidete, niemand hier in der Gegend hätte auch nur eine Sekunde daran gezweifelt, dass sie eine Polizistin war, selbst wenn sie auf einem Dreirädchen dahergekommen wäre.

»Nennen Sie mir einen Grund«, entgegnete ich.

»Ich versuche nur«, sagte sie, »Sie vom Haken zu holen. Sie wollen doch vom Haken, oder?«

»Erzählen Sie weiter.« Ich hatte allen Grund, auf der Hut zu sein. Danaer, die Geschenke bringen und so weiter. So wie sie arbeiteten, hatte Parry die Aufgabe gehabt, mich weichzuklopfen, und jetzt, wo ich weich war, kam Janice Morgan vorbei, um mir den Rest zu geben.

Ich zuckte innerlich zusammen bei diesem Gedanken. Doch Janice lächelte beschwichtigend. Brachte meine Gegenwehr ins Wanken.

»Sie haben zu Protokoll gegeben, dass Sie den ganzen Montag-nachmittag außer Haus gewesen sind, bis in die frühen Abendstunden. Sie waren in Camden, zusammen mit Porter. Ich würde Ihnen gerne glauben, und wir haben uns alle Mühe gegeben, Ihre Aussage nachzuprüfen. Bis jetzt vergeblich. Ganz gleich, mit wem wir sprechen, jeder streitet ab, Sie zu kennen oder Sie und Nevil an jenem

Tag gesehen zu haben.« Sie verstummte abwartend.

Ich seufzte. »Wie nicht anders zu erwarten war. Niemand will in diese Sache hineingezogen werden. Ich kann es ihnen nicht einmal verdenken.«

Sie zog die Schultern hoch. »Ich dachte, wir könnten vielleicht gemeinsam nach Camden fahren. Sie könnten jemanden besuchen. Hören Sie, ich bin in meiner Freizeit hier. Ich müsste mich nicht damit abgeben.«

Ich stieg in ihren Wagen.

»Theresa Monktons Familie hat sich bei uns gemeldet«, berichtete sie beiläufig, als wir losfuhren.

Verblüfft starrte ich sie an. »Sie haben Theresas Familie gefunden?«

»Ihre Familie hat uns gefunden.« Sie erklärte, dass die Familie offensichtlich seit einiger Zeit versucht hatte, Theresa aufzuspüren. Theresa war schon früher von zu Hause ausgerissen, doch diesmal hatten sie befürchtet, dass ihr etwas zugestoßen sein könnte. Sie hatten die Nachrichtensendungen und Zeitungsberichte verfolgt, ob nicht irgendwo eine nicht identifizierte junge Frau aufgetaucht sei. Ihre einzige Hoffnung war, dass Theresa vielleicht einen Unfall erlitten hatte und unter Gedächtnisschwund litt. Ansonsten... stand das Schlimmste zu befürchten. Und das Schlimmste war Wirklichkeit geworden. Ich empfand aufrichtiges Mitleid mit Terrys Familie.

In der Camden High Street zogen wir eine Fahrkarte. Wir besuchten das Haus, wo wir das Chili gegessen hatten, doch Nevs Bekannte waren nicht mehr da, sagten die anderen. Ich spürte, dass sie logen. Sie wollten nicht in irgendeine Untersuchung verwickelt werden, genau wie alle anderen, die Janice bereits gefragt hatte. Ich war nicht überrascht, aber insgesamt beschlich mich immer stärker das Gefühl, als säße ich in einem Kanu mit einem Tennisschläger als Paddel.

Das Wetter an jenem Tag war besser als in der ganzen Zeit vorher. Bleiche Sonnenstrahlen inspirierten die Ladeninhaber, Gestelle mit Waren auf die Straße zu rollen. Trotzdem war Camden dreckig wie immer und die Rinnsteine übersät mit Abfall. In den Seitengassen gab es ein paar Stände mit Obst und Gemüse, die durch abgerissene Blätter und zerquetschte Früchte ihren Teil zum allgemeinen Unrat beitrugen. Beim Anblick der Stände musste ich an Ganesh denken, und ich wünschte, ich hätte ihn nicht mit meinen Problemen belästigt. Er hatte genügend eigene. Es waren reichlich Leute unterwegs, aber niemand, den ich kannte und der mir hätte weiterhelfen kön-

nen.

»Wir verschwenden nur unsere Zeit«, sagte ich ärgerlich. »Wie es scheint, kann ich nicht beweisen, dass ich hier war. Trotzdem, es ist die Wahrheit!«

Wir suchten ohne rechte Begeisterung weiter. Gerade als wir aufgeben wollten, entdeckte ich ein Pärchen, das ich kannte. Der Mann hieß Lew, das wusste ich, doch an den Namen der Frau konnte ich mich nicht erinnern. Ich sprang aus Janices Wagen und rannte hinter ihnen her, wobei ich seinen Namen rief.

Sie wären fast entwischt, doch ich schaffte es, ihn am Arm zu packen. Seine Freundin verstand meine Aufregung falsch und ging auf mich los. Es dauerte ein paar spannungsgeladene Minuten, bis ich erklärt hatte, was los war. Sie war ein ganzes Stück größer und schwerer als ich, und weder Lew noch irgendjemand anderes schien geneigt einzugreifen, auch wenn sich rings um uns eine Menschenmenge versammelte und uns anfeuerte. Schließlich gelang es mir, ihnen beiden begrifflich zu machen, dass ich ihre Hilfe benötigte und nicht beabsichtigte, mich in ihre Beziehung zu drängen. Als unser Kampf endete, löste sich die Menge der Schaulustigen rasch wieder auf. Einige warfen ein paar Münzen hin, vielleicht unter dem Eindruck, dass wir irgendein Straßentheater aufgeführt hätten.

Während der ganzen Zeit, in der ich von einer Amazone in Netzstrümpfen und Kampfstiefeln bedroht worden war, hatte sich Janice im Hintergrund gehalten und nicht die geringste Anstrengung unternommen, mir zu Hilfe zu kommen, genauso wenig wie all die anderen Gaffer. Als sie sah, dass sich die Dinge beruhigten, kam sie heran. Widerwillig erzählten die beiden, dass sie Nev und mich am Montagnachmittag in Camden Lock gesehen und dass wir zusammen Kaffee getrunken hatten. Ich konnte deutlich sehen, dass keiner von beiden gerne bereit war, mir mein Alibi zu bestätigen. Wenigstens stritten sie es nicht rundheraus ab, und ihr Zögern sorgte dafür, dass Janice eher geneigt war, ihnen zu glauben.

Ich bedankte mich bei ihnen und sagte, dass es mir Leid tue, ihnen Unannehmlichkeiten bereitet zu haben. Sie waren nicht besonders gnädig gestimmt, doch sie gaben ihre Namen und Adressen heraus, bevor die Amazone ihren Mann wie eine Jagdtrophäe davonschleppte. Es war nicht meine Schuld, doch ich wusste, dass es es anders sahen, und ich wusste auch, dass ich mich in Zukunft aus diesem Teil der Stadt fernhalten musste. Ich hatte meine letzte kostenlose Mahlzeit Chilibohnen genossen.

»Nun, das hilft uns zumindest ein Stück weiter«, sagte Janice ermutigend.

»Nicht viel«, entgegnete ich.

»Nein, nicht viel«, stimmte sie mir zu. Wenigstens war sie ehrlich. Trotzdem, ich vertraute ihr immer noch nicht.

Da sie im Augenblick mir gegenüber großzügig gestimmt schien, fragte ich sie nach der Obduktion. »Ist es nun Mord gewesen oder nicht? Und falls nicht, warum brauche ich dann überhaupt ein Alibi? Falls es ein Mord war, muss man mir das sagen, geradeheraus. Ich muss nicht mit Ihnen kooperieren, wenn ich nicht weiß, worum es geht.«

Sie antwortete nicht. Stattdessen lenkte sie den Wagen an den Straßenrand, gleich hinter einen Stand, der Vorhangstoff verkaufte, und drehte sich im Sitz zu mir um.

»Diese Frage ist nicht so leicht zu beantworten, Fran. Es wäre nicht der erste Fall, bei dem wir eine faule Geschichte vermuten und nach erschöpfenden und kostspieligen Ermittlungen eingestehen müssen, dass das Opfer sich die Verletzungen selbst zugefügt hat oder dass es ein Unfall war. Menschen verletzen sich auf jede erdenkliche Weise. Ich kann nicht einmal ansatzweise sagen, wie häufig eine Untersuchung Zeit, Geld und Personal gekostet hat, bis alle frustriert und erschöpft waren und die Akte ohne Ergebnis geschlossen wurde. Niemand gefällt so etwas. Auf der anderen Seite hat es schon häufig genug Morde gegeben, die so hingedreht wurden, dass es wie Selbstmord aussah. Der Mörder fand es einfacher, einen Selbstmord vorzutäuschen als einen Unfall. Im Fall von Theresa Monkton handelt es sich augenscheinlich um Selbstmord, doch es gibt so viele Unstimmigkeiten, dass wir einfach Verdacht schöpfen mussten. Sergeant Parry war einer der ersten Beamten, die die Leiche zu Gesicht bekommen haben...«

»Ich weiß genau, was Parry denkt!«, unterbrach ich sie bitter. »Er ist fest überzeugt, dass wir etwas mit der Sache zu tun haben!«

»Nein«, widersprach sie. »Sie wissen nicht, was Sergeant Parry denkt, Fran. Auch wenn Sie vielleicht einen anderen Eindruck von ihm haben, zieht er keine voreiligen Schlüsse, genauso wenig wie ich. Parry ist ein sehr erfahrener Beamter. Ich respektiere seine Meinung. Aber wenn wir keinen Selbstmord haben, Fran, was bleibt dann übrig?«

Sie starrte finster durch die Windschutzscheibe auf die wehenden Netzvorhänge am Stand des fliegenden Händlers vor ihrem Wagen.

»Das Schlimmste daran ist, all das der Familie der Toten zu erklären. Selbstmord ist für die meisten Hinterbliebenen ein Trauma. Sie *wollen* glauben, dass es ein Unfall war. Selbst Mord ist leichter zu akzeptieren. Sie sind nicht verantwortlich für einen Unfall oder einen Mord – aber Selbstmord gibt ihnen das Gefühl von ganz persönlicher Schuld. Würde ich heute zu Theresas Familie gehen und sagen, tut mir Leid, Leute, aber die Mordtheorie hat sich als Seifenblase herausgestellt, es war doch Selbstmord, es würde sie schlimmer mitnehmen, als wenn ich den Namen eines Mörders nennen könnte.«

»Aber was ist mit Ihnen?«, beharrte ich. »Glauben Sie, dass irgendwo dort draußen ein Mörder frei herumläuft?«

»Ganz unter uns gesagt: Ja. Ja, das glaube ich. Aber sich hier auf sein Gefühl zu verlassen, ganz gleich, ob ich es tue oder Parry, reicht nicht aus. Nicht einmal dann, wenn die Umstände darauf hindeuten, dass wir Recht haben könnten. Schließlich muss eine Jury hinreichend überzeugt werden, und das ist alles andere als einfach. Heutzutage misstrauen die Geschworenen Indizienbeweisen. Sie sollten es nicht, aber sie tun es. Ein paar Fälle von Verurteilungen, die auf wackligen Beinen stehen und von den Medien richtig ausgeschlachtet werden, und das war's. Nicht einmal Geständnisse werden ohne ausreichende Beweise noch akzeptiert. Die Grenze hin zum berechtigten Zweifel schwimmt von Tag zu Tag mehr. Ich persönlich glaube, dass Theresa angegriffen wurde, dass sie entweder nackt war oder im Verlauf der Auseinandersetzung ausgezogen wurde, dass es einen Kampf auf dem Fußboden gab und Holzsplitter in ihre Haut eingedrungen sind. Sie erhielt einen Schlag gegen den Kopf, der sie bewusstlos werden ließ, und der Angreifer beendete seine Arbeit und ließ alles wie Selbstmord aussehen. Es gibt genügend Indizien, die für diesen Tathergang sprechen. Doch bis zum jetzigen Zeitpunkt weiß *ich* weder, warum Theresa ermordet wurde, noch wer ihr Mörder ist.«

»Genauso wenig wie *ich!*« Mir war die Betonung des Pronomens keinesfalls entgangen.

»Verstehen Sie jetzt, warum ich immer wieder frage, ob es einen Kampf gegeben hat?«, fuhr sie fort. »Wenn die Verletzungen von einer früheren Auseinandersetzung stammen, fallen einige Indizien aus der Beweiskette heraus.«

»Es gab aber keinen Kampf«, sagte ich.

Sie lächelte. »Ich bin froh, dass Sie das sagen. Ein erfundener Kampf hätte nicht weitergeholfen – keinem von uns. Ich glaube,

jemand hat Theresa ermordet, Fran. Aber ich muss sicher sein. Ich kann mir keine Fehler leisten.«

Ich muss überrascht ausgesehen haben, denn sie errötete. »Sie müssen wissen, dass es unter Polizisten gewisse Spannungen gibt, genau wie bei allen anderen Leuten, die gemeinsam in einem Büro arbeiten. Ich habe... es gibt eine Reihe von Leuten, die meiner Beförderung ablehnend gegenüberstehen. Sie würden zu gerne dabei sein, wenn ich auf die Nase falle. Nennen Sie es Kollision unterschiedlicher Persönlichkeitsstrukturen. Ein Büro ist ein klaustrophobischer Ort, da bleibt so etwas nicht aus.«

Sie hatte mehr gesagt, als sie wollte, und wandte verlegen den Kopf ab.

Ich dachte an den Schlag, den Terry gegen den Kopf erhalten hatte. Sie musste auf die eine oder andere Weise kampfunfähig gewesen sein, sonst hätte sie sich ganz sicher gewehrt. Vielleicht wollte sie sich wehren, und er hatte ihr ein Ding verpasst. Ich muss lange genug dagesessen und nachgedacht haben, um Janice neugierig zu machen.

»Ist Ihnen etwas eingefallen, Francesca?«

»Nichts von Bedeutung, nein.«

»Warum lassen Sie mich das nicht entscheiden?«

Ich war nicht in der Stimmung, mich gönnerhaft behandeln zu lassen, und sagte dies auch.

»Entschuldigung«, antwortete sie. »Es sollte nicht so klingen. Aber wenn Ihnen etwas eingefallen ist, sagen Sie's mir.«

Sie wollen doch auch, dass der Mörder gefunden wird, oder nicht?«

»Selbstverständlich will ich das!«, sagte ich. »Er hat sie an der Deckenbeleuchtung aufgehängt, und sie ist dort qualvoll erstickt.«

»Menschen suchen sich ihre sexuelle Stimulation auf verschiedenste Art und Weise. Vielleicht hat er dort gesessen und ihr dabei zugesehen, weil er darauf steht. Sie ahnen gar nicht, wie viele Kranke es da draußen gibt, Francesca, und viele von ihnen sehen ganz normal aus und verhalten sich auch so – die meiste Zeit jedenfalls.«

»Das müssen Sie mir nicht sagen! Meinen Sie nicht, ich hätte nicht schon selbst genügend Spinner getroffen?« Ich war nicht in der Lage, meinen Ärger zu unterdrücken. »Aber es war kein Sexspiel, das schief gelaufen ist! Jemand wollte Terrys Tod! Jemand, der sie genug gehasst hat, um sie auf diese Weise umzubringen, mit voller Absicht und aus keinem anderem Grund, als sie eben umzubringen!«

»So.« Sie beobachtete mich genau aus ihren blassen grauen Augen. »Und haben Sie eine Ahnung, wer das sein könnte? Wenn Sie so sicher sind, müssen Sie doch eine Theorie haben?«

»Ich habe aber keine! Ich weiß nur, dass jemand anderes im Haus gewesen ist an jenem Nachmittag, während wir weg waren. Als Nev und ich wiederkamen, roch es nach einem von diesen teuren Parfüms für Männer. Ganesh hat an diesem Nachmittag einen Fremden gesehen, der sich eigenartig benahm. Er hat es einem Ihrer uniformierten Beamten gesagt.«

»Das war Sergeant Parry. Doch wir konnten bisher niemanden finden, der diesen Fremden ebenfalls gesehen hätte. Er ist ein Freund von Ihnen, der junge Mr. Patel, nicht wahr?«

»Ja. Manchmal helfe ich samstags im Laden seines Vaters aus. Aber er hat sich ganz bestimmt nichts ausgedacht, nur um mir aus der Klemme zu helfen!«

»Das habe ich auch nicht gesagt. Warum sollte er glauben, dass so etwas notwendig sei?«

So sind sie, die Bullen. Sie stellen dir Fragen, die dich schuldig aussehen lassen, ganz gleich, was du darauf antwortest. Sie sind ständig argwöhnisch. Selbst wenn sie sich bemühen, fair zu sein – und ich denke, Janice wollte fair sein, klingt es so, als ob sie einem drohen. Sie können nichts dafür. Es ist entweder ihre Mentalität oder die Art und Weise, wie sie auf der Polizeiakademie trainiert werden. Ich hätte Janice sagen können, dass Edna den Fremden ebenfalls gesehen hatte. Einen gut gekleideten jungen Mann, der zu sehr damit beschäftigt gewesen war, über den Friedhof zu schleichen, als dass er Edna oder die Tatsache bemerkt hätte, dass seine Zigaretten aus der Tasche gefallen waren. Doch welchen Nutzen hatte Edna als Zeugin? Nach allem, was ich wusste, hatte Janice selbst mit der verrückten Alten geredet. Ich fragte mich plötzlich, warum sie es überhaupt versucht hatte.

»Zum hundertsten Mal!«, sagte ich. »Ich habe nichts mit Terrys Tod zu schaffen, und ich weiß auch nicht, wer sie umgebracht hat oder aus welchem Grund!«

»Das weiß ich auch nicht, Francesca«, antwortete sie zuversichtlich. »Aber wenn ich erst fertig bin mit meinen Untersuchungen, werde ich es wissen.«

»Schön für Sie«, murmelte ich.

Der Besitzer des Verkaufsstands, ein massiger, schmuddeliger Bursche, hatte genug davon, dass wir neben seinem Stand im Wagen

saßen und uns unterhielten. Er stürmte heran und gestikulierte durch Janices Fenster.

»Hören Sie, Schätzchen, ist das 'n Undercover-Einsatz hier, oder was? Ich verkauf nur 'n paar Meter Stoff und kein verdammtes Heroin!«

»Haben Sie eine Lizenz?«, erwiderte Janice.

»Tun Sie mir einen Gefallen, Süße!«, flehte er. »Haben Sie denn nichts Besseres zu tun, als ehrliche Geschäftsleute zu schikanieren?«

»Beschaffen Sie sich eine Lizenz!«, sagte Janice.

Ich konnte sehen, dass etwas in ihr vorging, als wir davonfuhren. Einen Augenblick später fragte sie nachdenklich: »Francesca, verraten Sie mir eins – sehe ich wirklich aus wie eine Polizistin?«

»Für manche Leute vielleicht«, antwortete ich diplomatisch.

Sie schwieg.

Als ich wieder bei meiner neuen Wohnung ankam, wartete Ganesh auf mich. Er saß auf dem Treppenabsatz, neben sich auf der obersten Treppe ein Netz mit Orangen.

»Ich bin hergekommen, um zu sehen, wie du in deiner neuen Wohnung zurechtkommst«, begrüßte er mich.

Seine Stimme und sein Verhalten waren mitfühlender als bei unserem letzten Treffen in seinem Laden und erinnerten mich vage an jemanden, der einen Krankenbesuch bei einem Freund abstattete. Es muss ganz ähnlich sein, jemand Kranken zu besuchen. Die Orangen waren wohl mit den Blumen gleichzusetzen, die man dem Patienten mitbrachte. Obwohl meiner Meinung nach Früchte besser geeignet sind. Früchte lassen einen nicht gleich an Beerdigungen denken.

»Frag nicht!«, sagte ich, während ich die Tür aufschloss und wir eintraten. »Ich war mit Inspector Janice unterwegs in Camden. Wir haben versucht, jemanden zu finden, der mein Alibi bestätigt.«

»Und? Hattet ihr Erfolg?« Ganesh legte das Netz Orangen auf den Tisch und sah mich prüfend an.

Ich berichtete ihm, was geschehen war. »Wenigstens etwas«, schloss ich.

Er zuckte mit den Schultern und blickte sich missbilligend in der Wohnung um. »Ich mache uns eine Tasse Tee«, sagte er schließlich und ging in die Küche, wo ich ihn mit dem Geschirr klappern hörte.

Es ist zwar angenehm, einen Liebhaber zu haben, doch Sex kann manchmal auch ganz schön stören, vor allem, wenn man eigentlich nur einen Freund braucht. Genau das war Ganesh für mich. Ein Freund.

Ein Freund ist jemand, dem man von seinen Problemen erzählen kann, mit dem man streiten kann, den man wochenlang nicht sehen kann, und wenn man ihn dann wieder trifft, macht man genau dort weiter, wo man aufgehört hat, ohne sich zu binden und ohne sich emotional zu erschöpfen. Probleme waren meiner Meinung nach auch die Basis der Freundschaft zwischen Gan und mir. Er hatte seine, und ich hatte meine. Ich verstand seine Probleme nicht ganz, genauso wenig, wie er meine verstand, aber das machte nichts. Ich hörte ihm zu, er hörte mir zu. Es löste überhaupt nichts, aber es half, so viel steht fest.

Natürlich wäre es gelogen, wenn ich sagte, dass die vertraute Chemie zwischen Mann und Frau überhaupt keine Rolle spielte. Manchmal bemerkte ich, wie Ganesh mich mit einem fragenden Blick anstarrte, und ich wage zu sagen, dass er mich von Zeit zu Zeit dabei ertappte, wie ich ihn genauso ansah. Doch weiter ist es nie gegangen. Die Dinge zwischen uns funktionierten, so wie sie waren, und wie es so schön heißt: Wenn etwas nicht kaputt ist, muss man es auch nicht reparieren. Trotzdem dachte ich manchmal, dass es wirklich schade war.

An diesem Nachmittag fühlte ich mich vollkommen erledigt. Ich wollte eigentlich mit niemandem reden, nicht einmal mit Ganesh, doch ich brauchte alle Unterstützung, die ich bekommen konnte.

Als wir in der Küche saßen und Tee tranken, sagte er: »Ich habe mich überall umgehört, Fran. Bei unseren Kunden hauptsächlich. Es ist schwierig, jemanden dazu zu bringen, über die Geschichte zu reden. Es war eine Eintagsfliege, eine kurzlebige Sensation, weiter nichts. Jetzt stöhnen sie nur noch über unsere Preise. Wenn sie je irgendetwas gewusst haben, dann haben sie's in der Zwischenzeit längst wieder vergessen.«

»Genau den Eindruck habe ich auch«, sagte ich düster. »Trotzdem danke, dass du es versucht hast, Gan.«

»Dad meint, dass er immer noch freitags und samstags Hilfe im Laden gebrauchen könnte. Falls du dir ein wenig Geld nebenbei verdienen möchtest.«

Ich sagte ihm, dass ich eigentlich nicht glaubte, dass sein Vater mich um sich haben wolle. Ich war ein Unglücksrabe, eine Frau, die das Pech anzog und Ganeshs Kopf mit Flausen von wegen Unabhängigkeit und einem freien Leben füllte, die sich mit verdächtigen Typen herumtrieb und Schwierigkeiten mit der Polizei hatte.

»Aber sie mögen dich«, sagte Ganesh halsstarrig. »Dich persön-

lich. Das andere – es sind eben verschiedene Kulturen, weißt du? Sie verstehen dich nicht, aber sie mögen dich trotzdem.«

»Sie denken, ich bringe dich vom rechten Weg ab«, sagte ich dummerweise.

Er wurde ärgerlich. »Um Himmels willen, Fran! Glaubst du allen Ernstes, ich will mein ganzes Leben damit verbringen, alten Weibern mit Netztaschen Kartoffeln und Bananen zu verscheuern? Hör zu!«

Er beugte sich über den Tisch nach vorn und sah mich an. »Ich hab nachgedacht, Fran. Wir beide müssen sehen, dass wir rauskommen aus unserer Lage. Es gibt eine Möglichkeit. Wenn ich im Laden etwas gelernt habe, dann die Grundlagen um ein Geschäft zu führen. Du und ich, wir könnten gemeinsam irgendein Geschäft aufziehen, ganz egal was. Wir könnten zur Bank gehen und sie bitten, uns ein kleines Paket zusammenzustellen. Eines von diesen Gründerdarlehen. Ich hab die Augen offengehalten und nach einem geeigneten Standort gesucht. Und wenn wir am Anfang mit der Buchhaltung Hilfe benötigen, könnten wir Jay bitten. Er würde nichts dafür verlangen, er gehört zur Familie.«

Das war die haarsträubendste Idee, die ich seit langer Zeit gehört hatte – und dass sie ausgerechnet von Ganesh kam, den ich eigentlich für vernünftig gehalten hatte – es war unglaublich! Er konnte nicht wirklich denken, dass es funktionieren würde, oder? Selbst wenn ich fähig wäre, ein Geschäft zu führen, was ganz bestimmt nicht der Fall ist. Ich nahm an, er hatte Stress mit seiner Familie, und das war der Grund für seine Idee, doch er machte sich selbst etwas vor, falls er glaubte, dass Jay ihm bei der Buchhaltung helfen würde. In einem Atemzug gab er vor, aus dem Schoß der Familie auszubrechen, und im nächsten verließ er sich wieder voll und ganz darauf, dass die Familie ihn auffangen würde.

Ziemlich unfreundlich entgegnete ich: »Vergiss es. Was für eine Schnapsidee! Ich würde verrückt werden. Ich könnte es nicht ertragen, wenn dein Schwager einmal in der Woche vorbeikäme, um seine Nase in unsere Bücher zu stecken.«

»Vielleicht doch«, entgegnete Ganesh. »Denk drüber nach.«

»Im Augenblick hab ich die Polizei im Nacken – wie soll ich da über irgendetwas anderes nachdenken? Ich weiß ja nicht einmal mehr genau, was eigentlich im Haus passiert ist, so durcheinander bin ich!«

Er murmelte etwas vor sich hin, und ich sah, dass er sich ärgerte. Doch ich konnte mir einfach nicht vorstellen, selbst dann nicht,

wenn das hier vorbei war, jeden Abend mit oder ohne Jay im Rücken über den Büchern zu sitzen und Konten gegeneinander aufzurechnen. Mir Gedanken machen über das Personal und den Umsatz und über Gewinn und Verlust? Ich wäre wahrscheinlich aus dem Fenster gesprungen. Doch es machte mir wieder einmal mehr als alles andere deutlich, warum es zwischen Ganesh und mir niemals zu mehr als aufrichtiger Freundschaft kommen würde. Wenn es um den Lebensstil ging, war er ein überzeugter Traditionalist. Ich war einfach nur ich, eine Zigeunerin, wenn überhaupt, eine urbane Nomadin. Kein fester Wohnsitz, keine regelmäßige Arbeit, überhaupt nichts Normales. Mit anderen Worten: Freiheit.

Doch das alles half mir im Augenblick herzlich wenig weiter. Ich wollte Ganeshs Gefühle nicht verletzen und versuchte ihm freundlich zu erklären, wie ich die Sache sah. Er meinte, es wäre in Ordnung, dann brach er auf, um nach Hause zu gehen. Er wirkte noch immer verletzt. Ich blieb allein in der Wohnung zurück und aß Orangen, eine nach der anderen. Man nennt das »Frustfressen«, glaube ich.

Ich brauchte das zusätzliche Geld, und so ging ich am Ende doch hinüber zu Mr. Patels Laden und half dort aus. Ich befürchtete anfänglich, die Kundschaft würde mich erkennen und mir Fragen stellen, doch Ganesh hatte Recht gehabt. Sie alle hatten nur die eine Sorge, dass ich ihnen keine gequetschten Früchte verkaufte und alle welken Blätter von den Salatköpfen entfernte.

Der Heimweg in meine Wohnung abends war etwas, das ich nach und nach richtig zu fürchten begann.

Zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich tatsächlich Angst, obwohl ich Ganesh nichts davon erzählte. Ich hatte weder in unserem besetzten Haus noch an irgendeinem anderen Ort, an dem ich bisher gewohnt hatte, Angst verspürt – und ich hatte schon in einigen schlimmen Löchern gehaust. Dieser Wohnturm jedoch war unheimlich. Der Wind pfiß um ihn herum und hindurch, und wenn ich mitten in der Nacht erwachte, beschlich mich stets das unheimliche Gefühl, ich hätte mich in irgendeiner alpträumhaften Wüste verlaufen. Ich hatte Angst, bei Anbruch der Dämmerung könnte jedermann verschwunden sein und ich wäre ganz allein an diesem unheimlichen Ort. Ich kann es einfach nicht beschreiben, aber es war ein Gefühl, wie ich es meinem schlimmsten Feind nicht gewünscht hätte.

Ich gewöhnte mir an, das Licht einzuschalten, wenn ich aus dem Schlaf schrak, und bis zum frühen Morgen zu lesen. Ich las mich durch Nevs Bücher und schaffte fast jede Nacht eines, und ich be-

kam dunkle Ringe unter den Augen. Ich redete mir ein, dass ich wenigstens nachholte, was ich an Bildung versäumt hatte. Denn Nevs Bücher waren schwer verdauliche Lektüre.

Eines Nachmittags tauchte Inspector Janice vor meiner Wohnungstür auf. Mit ein wenig Glück hatte ich zumindest Sergeant Parry zum letzten Mal gesehen. Doch es war das erste Mal, dass Janice mich in meiner eigenen Wohnung nervte.

Ich machte Kaffee für sie und bot ihr einen Platz in dem Lehnssessel an, den Euan bei der Heilsarmee für mich organisiert hatte. Als sie sich setzte, brachen die Federn unter ihr ein. Ihre Knie schossen hoch bis unters Kinn, und sie packte Halt suchend die abgeseuerten Armstützen aus Plüsch, während sie mich wütend anfunkelte.

»Ich wollte nur höflich sein!«, verteidigte ich mich. »Das war kein böser Scherz. Wenn Sie mögen, können Sie sich auf diesen hier setzen.« Ich deutete auf das Möbel aus Aluminiumrohr und Plastik, auf dem ich selbst Platz genommen hatte.

Sie rutschte auf die vorderste Kante des Lehnssessels vor und blieb dort hocken. Ihr Kaffeebecher stand zu ihren Füßen am Boden. »Das ist wirklich eine furchtbare Wohnung, in der Sie leben«, sprudelte sie unvermittelt hervor. »Wie sind Sie in solche Schwierigkeiten geraten, Fran? Sie sind jung, gesund und haben Ihre sieben Sinne beisammen.«

Zum ersten Mal stellte sie keine Polizeifrage. Sie wollte es wirklich wissen, für sich selbst, ganz privat. Vielleicht wies ich ihre Frage deshalb nicht entrüstet zurück.

»Es ist eine Bleibe«, sagte ich. »Aber Sie wollen bestimmt nicht meine ganze Lebensgeschichte hören. Ich wurde obdachlos. Das geht schneller, als Sie glauben.«

»Erzählen Sie mir davon«, beharrte sie.

»Die Person, mit der ich zusammenlebte, wurde krank. Sie musste in ein Pflegeheim eingewiesen werden. Sie war die Mieterin, nicht ich, und der Vermieter wollte mich raus haben, so einfach ist das.«

Ich sagte zwar die Wahrheit, doch ich verschwieg, wie es wirklich gekommen war. Nach Vaters Tod waren Großmutter Varady und ich in der Wohnung geblieben. Nach einer Weile wurde sie verwirrt. Ich glaube, es war Vaters Tod, mit dem sie nicht fertig geworden ist. Sie begann zu reden, als wäre er noch am Leben, und schlimmer noch, sie begann mich Eva zu rufen. Eva war der Name meiner Mutter. Als hätte sie vergessen, dass meine Mutter uns im Stich gelassen hatte.

»Bondi kommt heute Abend wieder später«, sagte sie immer.

Bondi war der Spitzname, mit dem sie meinen Vater rief. Sein richtiger Name war Stephen.

Sie fing an, mitten in der Nacht aufzustehen im Glauben, dass schon Morgen sei, und im Nachthemd aus dem Haus und die Straße hinunter zu wandern. Unser Hausarzt besorgte ihr schließlich einen Platz in einem Heim. Ich hatte immer geschworen, dass ich niemals zulassen würde, dass Großmutter Varady in ein solches Heim kommt, aber meistens entwickeln sich die Dinge nicht so, wie man es erwartet. Ich konnte mich nicht um sie kümmern. Sie erkannte mich nicht mehr. Sie lebte noch ungefähr sechs Monate in diesem Heim und starb dort, während sie schlief. Zu diesem Zeitpunkt wohnte ich bereits unter der ersten der noch zahlreich folgenden »rechtswidrigen« Adressen.

»Hören Sie«, sagte ich zu Janice, »ich hatte Jobs, Dutzende von Jobs. Sobald die Arbeitgeber herausfinden, dass man keine anständige Adresse vorzuweisen hat, können sie einen nicht schnell genug loswerden. Oder sie nutzen die Notlage, in der man sich befindet, schamlos aus und bieten einem Hungerlöhne an. Man fällt durch das soziale Netz unseres Systems. Und man muss höllisch kämpfen, um auch nur einen Fuß wieder in die Tür zu kriegen.«

»Erzählen Sie mir nichts vom System!«, sagte sie. »Jedes System gibt Ihnen einen Tritt, wenn man sich mit Ellbogen hineinboxt. Versuchen Sie mal, als Frau beim CID Karriere zu machen.«

Sie hatte wahrscheinlich nicht Unrecht, doch ich wollte nicht, dass sie mich für einen Jammerlappen hielt, und das sagte ich dann auch. »Eines Tages komme ich wieder raus aus diesem Loch, auf die eine oder andere Weise und vor allen Dingen ganz allein! Es wäre kein schlechter Anfang, diese Mordgeschichte endlich hinter mich zu bringen.«

Janice nickte. Sie bückte sich, nahm ihren Becher vom Boden auf und trank einen Schluck. »Ich mache gerade eine Scheidung durch«, sagte sie plötzlich. »Also weiß ich genau, wie Sie sich fühlen, glauben Sie mir. Wenn ich die Scheidung erst hinter mir habe, geht es mir wieder besser. Aber im Augenblick...« Sie beugte den Kopf über den Becher.

Ich hatte nie Ringe an ihren Fingern gesehen, deswegen hatte ich auch nicht erwartet, dass sie verheiratet sein könnte. Andererseits gab es keinen Grund, warum sie es nicht hätte sein sollen.

»Ist er auch ein Bulle, äh, ich meine, ein Polizist?«

Sie grinste melancholisch. »Nein. Er arbeitet bei einer Bank. Im

Augenblick bin ich ziemlich empfindlich, was Wohnraum angeht.« Sie nickte in Richtung des Wohnzimmers. »Tom, mein zukünftiger Ex, will unser Haus verkaufen und das Geld aufteilen. Ich will verdammt sein, wenn ich das zulasse! Ich hab jedes einzelne Zimmer in diesem Haus renoviert! Jeden Abend nach der Arbeit hab ich mit einem Eimer voll Farbe auf der Leiter gestanden, während er vor der Glotze gesessen oder sich zum Squash mit seinen Kumpanen getroffen hat.«

Sie klang wütend. Tom stand offensichtlich ein schwerer Kampf bevor. Ich fühlte mit ihr und machte ein paar aufmunternde Bemerkungen.

Wir kamen inzwischen ganz gut miteinander aus. Plötzlich schien Janice einzufallen, dass sie aus offiziellem Anlass zu mir gekommen war. Sie stellte den Kaffeebecher zurück auf den Boden und setzte sich so gerade in den Sessel, wie es die alten Federn zuließen.

»Es hat uns zwar weitergeholfen, Fran, dass wir jemanden gefunden haben, der bestätigen konnte, dass Sie und Porter am fraglichen Nachmittag in Camden waren, aber der Superintendent ist immer noch nicht zufrieden. Er will einfach nicht glauben, dass Sie so wenig über Theresa Monkton wissen. Wohin sie tagsüber ging und mit welchen Leuten sie sich traf. Sie hat bei Ihnen gewohnt. Selbst wenn sie nicht viel geredet hat, muss sie doch die eine oder andere Bemerkung von sich gegeben haben? Wenn man mit anderen Menschen zusammenlebt, findet man ganz unweigerlich so einiges über sie heraus. Ich hab zum Beispiel eine Menge über Tom herausgefunden, indem ich mit ihm zusammengelebt habe. Nicht, weil er es mir erzählt hätte, sondern weil man vor Menschen, mit denen man Tag und Nacht zusammen ist, nichts verbergen kann. Entweder strengen Sie sich nicht genug an, Fran, oder Sie verschweigen uns absichtlich irgendetwas. Geben Sie sich eine Chance, Fran. Geben Sie mir eine. Erzählen Sie mir mehr über Theresa, ja?«

Ich sagte, dass ich das gerne täte, wenn ich nur könnte, aber wie gesagt, ich hatte Theresa einfach nicht gekannt, auch wenn wir uns jeden Tag gesehen hatten. »Was ist mit ihrer Familie? Ihre Familie weiß doch sicher mehr über Theresa als irgendjemand sonst?«

»Sie hatte sich seit Monaten nicht mehr gemeldet. Ihre Angehörigen haben nach ihr gesucht. Sie können sich vorstellen, wie es ihnen im Augenblick geht.«

Ich sah mich verzweifelt in der kahlen Küche um. »Und was ist mit Lucy? Lucy hat Theresa mit zu uns gebracht! Haben Sie Lucy

gefunden?»

»Lucy Ho? Ja. Sie lernte Theresa zufällig in einem Pub kennen und hatte Mitleid mit ihr.« Janice sah deprimiert und ärgerlich zugleich aus. »Allmählich fange ich an zu glauben, dass dieses Vakuum rings um ihre Person Absicht gewesen ist.«

Sie sah, dass ich im Begriff stand, jegliche Verantwortung von mir zu weisen, und fügte hastig hinzu: »Ich meine damit nicht, dass Sie oder einer der anderen dahinter steckt. Ich meine, dass Theresa dieses Vakuum selbst hergestellt hat.«

Janice zögerte, als wäre sie unsicher, ob sie mich noch weiter einweihen sollte. Dann beugte sie sich vor und fuhr rasch fort: »Fran, denken Sie darüber nach: Keine Freunde, keine Besucher, keine Hintergrundinformationen über ihre eigene Person, kein Versuch, sich mit den anderen anzufreunden oder überhaupt Kontakt zu haben. Für mich sieht das nach jemandem aus, der sich versteckt. Jemandem, der Angst hat, Spuren zu hinterlassen.«

Ich dachte darüber nach und musste zugeben, dass sie möglicherweise Recht hatte.

»Sie hat peinlich genau darauf geachtet, keinerlei Spuren zu hinterlassen, die jemand anderes verfolgen kann«, beharrte Janice. Ich sah ihr an, dass es ihre Lieblingstheorie war.

Ich spielte den *Advocatus diaboli*. »Irgendjemand *ist* ihr aber gefolgt. Denn irgendjemand *hat* sie gefunden.«

Es klang vielleicht hartherzig, aber ich meinte es nicht so. Ich fühlte mich mit einem Mal schuldig. Nicht ein einziges Mal war mir der Gedanke gekommen, dass Terry vielleicht verängstigt gewesen sein könnte, dass sie die ganze Zeit über, die sie bei uns gewesen war, in Furcht gelebt und Hilfe gebraucht hätte. Keiner von uns hatte ihr Hilfe angeboten. Ich sagte mir, dass sie nicht den Eindruck gemacht hatte, als fürchte sie sich. Andererseits hatte ich mir auch nicht die Mühe gemacht, hinter die Fassade zu blicken, die sie errichtet hatte. Schön, von Nev oder Squib war nicht viel an Hilfe zu erwarten gewesen, und Declan hatte seine eigenen Probleme gehabt und war verschwunden. Aber ich hätte ihr zuhören können. Ich hätte versuchen können, ihr ein wenig zu helfen.

»Ich wollte nicht wissen, was sie bewegt«, sagte ich. »Sie hat bei uns gewohnt, aber sie war und blieb eine Fremde.«

Und das *war* die Wahrheit, auch wenn mir das in diesem Augenblick zum ersten Mal richtig bewusst wurde.

Janice mühte sich aus dem Sessel. »Danke für den Kaffee. Ich

melde mich wieder.«

Als sie weg war, fühlte ich mich noch depressiver als zuvor. Mir wurde bewusst, dass ich um Terry trauerte, ein Gefühl, das ich mir bis dahin nicht hatte eingestehen wollen. Ich war alles andere als stolz auf mich. Ich hätte es früher spüren müssen.

Außerdem wusste ich jetzt, dass ich Terry etwas schuldig war. Ich hatte ihr nicht geholfen, als sie noch am Leben gewesen war, aber ich konnte jetzt helfen, ihren Mörder zu finden. Wenn ich doch nur gewusst hätte, wo ich anfangen sollte. Ich zerbrach mir eine ganze Weile den Kopf darüber, ohne zu einem Ergebnis zu kommen.

Ganesh kam mit dem Lieferwagen vorbei, und wir fuhren zu unserem alten Platz unten beim Fluss, wo wir uns auf einen Betonblock setzten und über das Wasser auf *Crystal City* starteten oder die Möwen beobachteten, die mit ihren Schnäbeln das schlammige Ufer nach etwas Verwertbarem durchstocherten.

»Ich hab ein Gedicht über sie geschrieben«, sagte Gan unvermittelt. »Über Terry.«

Ganesh war ein guter Dichter. Normalerweise zeigte er seine Gedichte nur mir, auch wenn er früher hin und wieder etwas davon der verrückten Edna vorgelesen hatte. Beim letzten Mal meinte sie, es wäre sehr gut, und ob er überlege, auf der Bühne aufzutreten.

»Ich bin doch kein verdammter Noel Coward!«, hatte Ganesh geantwortet.

Jetzt las er mir jedenfalls sein neuestes Gedicht vor, das, das er über Terry verfasst hatte. Es war merkwürdig, ihm zuzuhören, denn er hatte sie längst nicht so gut gekannt wie ich, und er hatte im Gegensatz zu mir keinen Grund für Schuldgefühle. Doch es war, als hätte er dieselben Gefühle wie ich, nur konnte er sie besser in Worte fassen.

Als er fertig war, sagte ich nur: »Danke, Gan.«

»Vielleicht sollen wir es nicht herausfinden«, sagte er und steckte das Blatt Papier zurück in seine Lederjacke. »Was wirklich mit ihr geschehen ist, meine ich.«

»Ich will es aber wissen!«, fauchte ich. »Auch wenn ich nicht weiß, wo ich anfangen soll, solange Edna nicht unerwartet wieder zu Verstand kommt und deine Geschichte untermauern kann.«

Diese Worte müssen dem Schicksal einen sanften Wink gegeben haben. Am nächsten Tag hatte ich einen weiteren unerwarteten Besucher vor meiner Wohnungstür.

Es klingelte, als ich gerade dabei war, ein paar der Spalten rings

um das Schlafzimmerfenster mit Fertiggips auszufüllen. Ich bin handwerklich nicht gerade begabt, doch ich kam einigermaßen zu recht und reagierte ärgerlich auf die unerwartete Störung.

Ich spähte durch den kleinen Spion und sah draußen einen sehr elegant gekleideten älteren Herrn stehen. Es war pure Neugier, die mich die Tür öffnen ließ.

»Miss Varady?«, erkundigte er sich ausgesprochen höflich und lüftete den Hut. »Mein Name ist Alastair Monkton. Ich bin Theresas Großvater.« Er streckte mir die Hand hin.

Ich entschuldigte mich, weil ich über und über mit Tetrion beschmiert war, und sagte, es sei vielleicht besser, wenn wir uns vorläufig nicht die Hände schüttelten.

Er folgte mir ins Wohnzimmer und bemühte sich sichtlich, nicht allzu entsetzt dreinzublicken. Ich bot ihm den niederträchtigen Lehnstuhl an, während ich mir die Hände wusch und meine Haare bürstete.

Als ich ins Wohnzimmer zurückkehrte, fragte ich ihn, ob er eine Tasse Kaffee wolle.

Wahrscheinlich zog er es vor, seinen Kaffee an einem saubereren Ort zu trinken, jedenfalls wich er meiner Frage aus und sagte: »Ich möchte wirklich keine Umstände machen, Miss Varady. Sie können sich denken, dass ich über meine Enkelin mit Ihnen reden will, über Theresa. Vielleicht erlauben Sie mir, Sie zum Essen einzuladen?«

Ich wollte ebenfalls über seine Enkelin reden. Er hoffte, dass ich ihm etwas sagen konnte, und ich hoffte, dass er mir etwas sagen würde.

Mehr noch, jedes Essen, das er mir anzubieten bereit war, war besser als alles, was ich in meiner Küche hatte. Ich sagte ohne Zögern ja.

**KAPITEL 6** Unten vor dem Haus wartete ein Taxi. Auf dem Taxameter musste eine schwindelerregend hohe Summe zusammengekommen sein, doch Monkton schien es nichts auszumachen. Dem Taxifahrer war es recht, obgleich man ihm ansehen konnte, dass er nicht gerne in einer Gegend wie dieser auf jemanden wartete.

Wir fuhren zu einem indischen Restaurant, das nach Alastair Monktons Worten sehr gut sein musste. Jedenfalls unterschied es sich deutlich von den indischen Imbissstuben, die ich kannte. Auf dem Boden lagen Teppiche, die Tische waren mit gestärktem Damast gedeckt, und die Kellner trugen weiße Jacken.

Das Essen auf den anderen Tischen sah gut aus und roch auch so, fast so gut wie das von Ganeshs Mutter. Die Speisekarte war so groß wie die *London Times*, und es dauerte auch so lange, sie zu lesen. Ich entschied mich für das Fischcurry, und Monkton bestellte Lammcurry mit Ingwer.

Als wir endlich Zeit fanden, einander über den Tisch und das Naanbrot hinweg anzusehen, fragte er: »Ich hoffe, Sie verstehen das nicht falsch, Francesca, aber dürfte ich erfahren, wie alt Sie sind?«

Ich sagte es ihm, einundzwanzig. Und dass ich es vorzog, Fran genannt zu werden.

»Einundzwanzig?« Einen Augenblick lang schienen seine Gedanken abzuwandern. Mehr zu sich selbst sagte er: »Kein Alter, wirklich nicht. Überhaupt kein Alter. Das ganze Leben noch vor sich. Alle Möglichkeiten. Alles, was das Leben zu bieten hat.«

Er schien die Wohnung vergessen zu haben, aus der wir gerade gekommen waren.

Dann sah er mich wieder an und kehrte in die Gegenwart zurück. »Dann sind Sie im gleichen Alter wie meine Enkelin, wie Theresa. Sie war gerade zwanzig geworden. Wir hatten gedacht – gehofft, sie würde an ihrem Geburtstag zu Hause anrufen, doch sie hat sich nicht gemeldet. Wir wussten nicht, wo sie steckt. Wir konnten ihr nicht einmal eine Karte schicken. Wir konnten ihr überhaupt nicht helfen, und offensichtlich hätte sie unsere Hilfe mehr als nötig gehabt.«

»Wir nannten sie Terry. Es war ihre Idee.« Ich zögerte, dann fuhr ich fort: »Sie hat gemacht, wozu sie Lust hatte. Ich weiß, es ist schwer, Ihnen das zu erklären. Terry wollte keine Hilfe. Sie wollte unabhängig sein.«

Noch während ich sprach, wurde mir bewusst, wie albern es klingen musste. Unabhängigkeit erfordert Geld. Geld ohne Leine am anderen Ende. Ohne Geld kann man jeden Gedanken an Unabhän-

gigkeit vergessen. Ich erkannte, dass ich mir mit meinen Vorstellungen von meiner eigenen Unabhängigkeit die ganze Zeit über etwas vorgemacht hatte und dass ich in Wirklichkeit einfach nur haltlos war. Nichtsdestotrotz bedeutete meine Art zu leben eine gewisse Form von Freiheit.

Alastair hätte es nicht verstanden. Er hätte Terry Geld geschickt, wenn sie an ihrem Geburtstag oder irgendeinem anderen Tag zu Hause angerufen hätte. Doch das hätte für Terry bedeutet, nicht nur angeleint, sondern angekettet zu werden. Und schon allein aus diesem Grund hätte sie niemals freiwillig nach dem Hörer gegriffen.

Ich konnte mir denken, welche Frage als nächste kam. Er würde wissen wollen, ob ich mir erklären konnte, wie es zu ihrem Tod gekommen war, doch ich konnte ihm nichts dazu sagen. Er war so nett und freundlich, und Terrys Tod war so ein grauenhafter Schlag für ihn, dass ich wirklich wünschte, ich könnte ihm helfen.

»Sie war sehr still«, sagte ich. »Sie hat kaum über sich gesprochen. Ich habe sie nie zusammen mit einem Freund gesehen.«

Ich wusste, dass sie auf Declan scharf gewesen war, doch das zählte nicht, weil nichts zwischen den beiden gewesen war.

»Ich war in Cheshire und habe mit dem jungen Nevil Porter gesprochen.«

Das überraschte mich, und er schien es mir anzusehen.

Er lächelte und sagte: »Ich halte ihn für einen netten jungen Mann. Leider ist er sehr krank. Sie scheinen mir ebenfalls, wenn ich das sagen darf, eine angenehme, vernünftige junge Frau zu sein. Ich bin froh, dass Theresa keinen schlechten Umgang hatte, auch wenn Sie alle illegal in diesem Abrisshaus gewohnt haben. Sie und der junge Porter, sie wirken so... nun ja, normal. Abgesehen von, äh, Stillfragen. Porters Familie hat einen sehr respektablen Eindruck gemacht. Ich wage zu sagen, dass dies für Ihr Elternhaus ebenso gelten dürfte. Ich gestehe freimütig, dass ich meine früheren Vorurteile revidieren musste.«

Offensichtlich war er Squib nicht begegnet. Ich hoffte, dass es auch so blieb. Er schien schon wieder in Gedanken versunken. Er starrte auf seinen Teller und sah sehr traurig aus. Er tat mir Leid, und ich wurde verlegen. Ich blickte zur Seite und bemerkte, dass die Leute am Nachbartisch zu uns hinüber sahen und tuschelten. Wir mussten ihnen als ein eigenartiges Paar erscheinen, Alastair und ich. Die Frau am Tisch wirkte schockiert. Wahrscheinlich dachte sie, Alastair hätte mich auf der Straße aufgelesen und zum Essen eingela-

den, um diesem eine Fetish-Session mit Leder und Bondage folgen zu lassen. Ich bedachte sie mit einem so eisigen Blick, dass sie erröte und wegsah.

»Stimmt etwas nicht?« Mir war nicht aufgefallen, dass Alastair aus seiner Geistesabwesenheit zurückgekehrt war.

»Nein. Wir wurden vom Nachbartisch aus mit eigenartigen Blicken bedacht, und ich habe mit einem ebenso eigenartigen Blick geantwortet.«

»Oh?« Fast lächelte er. »Ich verstehe. Recht so.«

Eine verlegene Pause entstand. Der Kellner brachte unser Essen. Ich war inzwischen sehr hungrig geworden und fing gleich an.

Alastair stocherte mit der Gabel in seiner Mahlzeit herum, doch er aß nicht. »Das erste Mal lief Theresa aus der Schule weg, als sie gerade sechzehn war. Sie kam von sich aus wieder nach Hause, doch sie weigerte sich, zur Schule zurückzukehren. Etwa sechs Monate darauf rannte sie erneut weg. Wir fanden sie recht schnell und überzeugten sie zurückzukommen. Als sie achtzehn geworden war, lief sie zum dritten Mal weg. Diesmal hatten wir größere Schwierigkeiten, sie wiederzufinden, weil sie nicht länger minderjährig war und die Behörden sich weniger hilfreich verhielten. Man wies uns darauf hin, dass Theresa schon häufiger weggelaufen sei und es keinen Grund zu der Annahme gebe, ihr könnte etwas zugestoßen sein. Wir versuchten alles, um meine Enkeltochter zu finden. Wir haben uns sogar mit der *National Missing Persons Helpline* in Verbindung gesetzt und ein Bild von Theresa in dieser kleinen Zeitung veröffentlicht, die die jungen Leute auf der Straße verkaufen.«

»Sie meinen *The Big Issue*?« Ich versuchte mir vorzustellen, wie Alastair über der Zeitung saß, die von Obdachlosen für Obdachlose verkauft wurde. Fast musste ich grinsen, so unpassend erschien mir der Gedanke. Es gelang mir zum Glück, mir nichts anmerken zu lassen.

»Wir wussten nicht, wie viele Menschen jedes Jahr spurlos verschwinden«, sagte er gerade, »bis wir mit der *Helpline* in Verbindung traten. Wo gehen sie nur alle hin?« Er klang aufrichtig ratlos.

Ich hätte ihm antworten können, dass einige von ihnen auf der Straße landeten und andere auf die schiefe Bahn gerieten. Ein paar starben wahrscheinlich, und wenige, ganz wenige schafften es gegen jede Wahrscheinlichkeit, zu einem normalen, guten Leben zurückzukehren. Doch ich unterbrach ihn nicht. Er wollte mir etwas erzählen. Er versuchte mir zu erklären, was geschehen war – und nicht nur

mir, sondern auch sich selbst.

»Schließlich kam sie von ganz allein wieder nach Hause, genau wie beim allerersten Mal. Sie war mit einer Art Hippiekonvoi auf Tour gewesen. *New-Age-Traveller* nennen sie sich. Sie war in einem erbärmlichen Zustand, eine schlimme chronische Bronchitis war bei ihr aufgetreten. Sie blieb bei uns, bis sie wieder gesund war, und dann, eines Tages – es war so eine triviale Geschichte...«

Er blickte ganz unglücklich drein, und so beendete ich seinen Satz: »Es gab einen Familienstreit, und sie lief wieder von zu Hause weg.«

»Oh, sie hat es Ihnen erzählt?«

Ich schüttelte den Kopf und schnitt eine Grimasse. Es war immer wieder die gleiche alte Geschichte.

»Es war das letzte Mal, dass ich meine Enkelin lebendig gesehen habe«, sagte er leise. »Wir haben uns gegenseitig angeschrien. Ich würde alles in der Welt darum geben, wenn ich meine Worte zurücknehmen könnte. Wenn ich Terry zurückhaben könnte. Sie war eigensinnig und undiszipliniert, aber ich verstehe trotzdem nicht, wie jemand ihr so etwas antun konnte. Sie war so ein wunderbares Mädchen.«

Ich murmelte, dass er nicht der Erste sei, der in einer solchen Lage mit diesen Gefühlen konfrontiert werde. Dass er sich nicht für irgendetwas die Schuld geben dürfe. Dass Terry alt genug gewesen sei, um ihre eigenen Entscheidungen zu treffen.

»Sie hatte es nicht leicht im Leben.« Er hatte mir zugehört, doch ich glaube nicht, dass ihm irgendetwas von dem, was ich sagte, geholfen hat. Er musste es für sich selbst herausfinden. »Therasas Eltern ließen sich scheiden, als sie gerade dreizehn war. Keiner von beiden war in der Position, sie bei sich aufzunehmen, und so kam sie zu mir. Zurückblickend muss ich sagen, dass sie sich unerwünscht und wenig willkommen gefühlt haben muss, obwohl ich Ihnen versichere, dass dem keinesfalls so war! Ich habe es versucht, wir alle haben es versucht...«

Seine Stimme brach. Ich fragte mich, wen er mit »wir« meinte – Terrys Eltern jedenfalls nicht. »Wir alle«, also mehr als zwei. »Was haben ihre Eltern denn gemacht?«, fragte ich. »Nach der Scheidung? Ich meine, wenn keiner von beiden sie bei sich aufnehmen konnte?«

Er zuckte zusammen, als wäre er mit den Gedanken schon wieder irgendwo anders gewesen. Die Unterhaltung mit ihm war in mehr als einer Hinsicht ein wenig schwierig. Er gehörte nicht zu jenen älteren

Menschen, die geistig verwirrt waren. Sein Verstand war klar, doch es fiel ihm schwer, sich länger als fünf Minuten auf eine Person zu konzentrieren, in diesem Fall auf mich.

»Bitte entschuldigen Sie!«, sagte er, als sei ihm in diesem Augenblick bewusst geworden, was ich wahrscheinlich dachte. »Vermutlich ist es einer der Nachteile des Alters, dass man sich immer wieder in seinen Gedanken verirrt. Mein Sohn, Therasas Vater...« Alastairs Stimme klang mit einem Mal angespannt, und mir war klar, dass das Verhältnis zwischen Vater und Sohn kühl sein musste. »Er arbeitet in Amerika und hat dort wieder geheiratet. Therasas Mutter ist in ihren alten Beruf zurückgekehrt und seither viel auf Reisen. Sie ist in der Modebranche.«

Ich musste an die teure Strickjacke denken, die Terry Tag und Nacht getragen hatte. Ein Geschenk der Mutter, um das Gewissen zu erleichtern?

Unvermittelt fügte Alastair hinzu: »Marcia – so heißt meine ehemalige Schwiegertochter – war bei mir zu Besuch. Sie ist von Natur aus reizbar, und wir wechselten ein paar böse Worte. Sie wurde beleidigend. Sie scheint mir die Schuld dafür zu geben, dass Theresa immer wieder von zu Hause weglief. Ich habe mich zu der nachsichtigen Ansicht durchgerungen, dass Marcia ihre Worte unbedacht geäußert und im Kummer gesprochen hat. Unter den gegebenen Umständen nehme ich es ihr nicht übel.« Er schnaubte. »Aber wenn Sie meine Meinung wissen wollen, dann fühlt sich Marcia schuldig, und das sollte sie auch! Ich hoffe, sie leidet wie ein Hund!« Er stockte, dann sagte er leise: »Bitte entschuldigen Sie.«

Meiner Meinung nach konnte diese Marcia von Glück sagen, dass der alte Bursche so gut erzogen war. Wie es aussah, hatten Terry und ich mehr gemeinsam, als ich geglaubt hatte. Wenigstens war ich »nur« von meiner Mutter verlassen worden – und mein Vater gleich mit. Terrys Eltern hatte sie gleich beide im Stich gelassen.

»Als Philip und Marcia sich trennten«, fuhr Alastair fort, »schien die einzig praktikable Lösung, dass Theresa bei mir blieb. Was bedeutet, dass ich jetzt auch die traurige Aufgabe hatte, ihre Eltern über die grauenvolle Tragödie zu informieren.«

Er wusste nichts von dem, was Janice mir erzählt hatte, und fuhr fort zu erklären: »Wir haben es in der Zeitung gelesen. Das heißt, nicht ich habe es gelesen, sondern... jemand anderes. Es war nur ein kurzer Artikel; eine junge Frau, und die Polizei suchte nach Angehörigen. Wir alle spürten, dass es Theresa sein musste. Wir hatten

schon fast mit so etwas gerechnet. Und trotzdem, es war ein furchtbarer Schlag...«

Er hob den Blick und sah mich über den Tisch hinweg an. Seine Augen waren blau, sehr blass, das Weiße farblos, die Ränder wässrig. Er sah alt und gebrechlich aus, trotz seiner aufrechten Haltung und Eleganz.

»Sie war noch so unschuldig. Sie dachte, sie wüsste Bescheid über die Welt und das Leben. Aber natürlich wusste sie überhaupt nichts. Sie sah die Gefahren nicht. Ich versuchte sie zu warnen, dass sie mit ihrer Art zu leben ein hohes Risiko einging. Sie hörte nicht zu. Sie wollte nichts hören. Ich bin nur ein alter Mann, der nicht das Geringste über die Jugend von heute weiß. Doch manche Dinge ändern sich nie. Die menschliche Natur zum Beispiel, leider! Früher oder später würde Theresa mit Leuten zu tun bekommen haben, die stärker, rücksichtsloser und, wie ich leider sagen muss, cleverer sind als sie. Man möchte seine Kinder beschützen und kann es nicht. Das ist das Allerschlimmste daran. Ich konnte sie nicht beschützen. Ich bin zu alt. Ich bin einfach zu alt.«

Er rieb sich nervös die Hände. Die Haut war dünn auf den Handrücken, wie Pergament, und die Adern traten hervor wie dicke Schnüre. Ich wusste nicht, wie alt er war, und hätte es zu gerne erfahren. Doch ich bemerkte den leichten Gelbton seiner Fingerspitzen. Er war ein lebenslanger Raucher.

Edna fiel mir ein und ihre goldene Zigarettenschachtel, zusammen mit dem Streichholzbriefchen. Doch dieser alte Mann hätte nicht die Kraft gehabt, um zu tun, was man Terry angetan hatte. Und er hätte es auch ganz sicher nicht gewollt. Er hatte seine Enkelin geliebt.

Alastair riss sich sichtlich zusammen und setzte nach einem kurzen Augenblick mit neuer Energie zu sprechen an. »Mein Sohn kommt für die Beerdigung nach England. Die Polizei sagt, wir könnten Theresa bald begraben. Sie sind bald fertig mit... mit allem, was sie tun müssen.« Er schob seinen Teller von sich. Auch mir war der Appetit ziemlich gründlich vergangen.

Als er weitersprach, hatte er sich gefangen. Ich schätzte, dass er sich vorher gründlich überlegt hatte, was er sagen wollte und sich selbst diese Worte häufig vorgesprochen hatte. Er sah mich nicht an, als er sprach, sondern hielt den Blick unablässig auf seine Hände gerichtet, die das Tischtuch umklammerten.

»Es besteht eine hohe Wahrscheinlichkeit, dass Terry von der Hand eines Mörders gestorben ist. Dass es kein Selbstmord und kein

Unfall war. Die Polizei hat ihren Tod jedenfalls als verdächtig klassifiziert.« Es musste ihn große Überwindung kosten, doch er fuhr fort: »Die Polizei glaubt, dass sie von jemandem bewusstlos geschlagen wurde, der schräg hinter ihr gestanden hat. Es war mit großer Wahrscheinlichkeit jemand, den sie gekannt und selbst ins Haus gelassen hat.«

Er warf mir einen entschuldigenden Blick zu, um mir zu zeigen, dass er mir keine Vorwürfe machte. »Wer auch immer es getan hat, er arrangierte hinterher alles so, dass es aussah, als hätte sie sich erhängt. Selbst wenn sie wieder zu sich gekommen wäre, noch bevor er es zu Ende gebracht hätte, hätte sie keine Chance mehr gehabt, sich zu verteidigen und ihn aufzuhalten...« Seine Stimme brach erneut, doch er fuhr unbeirrt fort, nachdem er einen Augenblick lang um seine Fassung gekämpft hatte. Er war trotz aller äußeren Zerbrechlichkeit ein harter alter Bursche. »Sie haben ihren Leichnam gesehen.«

Es war eine Feststellung und keine Frage. Ich nickte bestätigend.

»Der... ah, Haken an der Decke, von dem sie... von dem ihr Leichnam hing, war nicht besonders stabil. Meine Enkelin wog nicht viel. Trotzdem, wäre sie die ganze Zeit über bei Bewusstsein gewesen und hätte gestrampelt, wäre sie mitsamt Leine, Haken und Deckenputz zu Boden gestürzt. Was die Polizei zu der Annahme führt, dass sie bewusstlos gewesen sein muss. Und diese Tatsache lässt Selbstmord als Todesursache ausscheiden.«

Es stimmte, dass Terry dürr, ja magersüchtig gewesen war. Praktisch jeder hätte sie hochheben können, sogar ich im Notfall. Von einem männlichen Täter zu sprechen war daher vielleicht ein wenig voreilig. Auch eine Frau hätte es tun können. Aber Leichen sollen schwerer zu tragen sein, habe ich zumindest einmal gehört. Falls Terry bewusstlos gewesen war, wäre sie dadurch leichter zu heben gewesen? Ich wusste es nicht.

Er hatte den Blick gehoben und musterte mich prüfend. Ich war in meine eigenen Gedanken versunken, und wie es scheint, machte ich einen verblüfften Eindruck. Jedenfalls lächelte er schwach.

»Ich möchte es wissen, Francesca. Ich möchte Gewissheit haben. Ich will wissen, was geschehen ist. Ich will wissen, ob es nicht doch Selbstmord war. Die Polizei hat diese Möglichkeit nicht gänzlich ausgeschlossen. Oder ob es Mord war – und falls es Mord war, wer sie getötet hat und aus welchem Grund. Ich möchte, dass Sie mir helfen.« Er zögerte. »Es ist ein unerfreuliches Thema, ich weiß. Viel-

leicht hätte ich nicht mit Ihnen darüber reden sollen. Aber ich bin aus einem bestimmten Grund zu Ihnen gekommen.«

»Schon gut«, sagte ich in dem Bemühen, meine Unruhe zu verbergen.

»Ich möchte Ihnen einen Vorschlag unterbreiten, Francesca.«

Die Leute am Nachbartisch waren ganz offensichtlich der Meinung, dass er das wollte. Sie murmelten Dinge wie »...in seinem Alter...« und dergleichen mehr. Ich hoffte, dass Alastair nichts von alledem hörte.

»Die Polizei arbeitet wirklich hart an diesem Fall. Ich übe keinerlei Kritik an ihrer Arbeit, verstehen Sie mich nicht falsch. Allerdings kannte die Polizei Theresa nicht, im Gegensatz zu Ihnen. Die Polizei kennt die Welt nicht, in der sich Theresa bewegt hat, im Gegensatz zu Ihnen. Ich möchte Sie bitten, Nachforschungen bezüglich Theresas Tod für mich anzustellen.«

»Ich?« Ich muss ihn mit offenem Mund angestarrt haben. Es war das Letzte, womit ich gerechnet hatte. Ich begann Einwände zu stottern, dass ich nicht wisse, wie man so etwas mache, dass ich nicht die erforderlichen Möglichkeiten besäße, dass es Privatdetekteien gebe, die weit besser qualifiziert seien als ich, seinen Wünschen nachzukommen.

Er schnitt mir das Wort ab. »Privatdetekteien befassen sich nicht mit derartigen Nachforschungen. Ich war bei einer Reihe von Agenturen. Sie scheinen ihre Zeit damit zu verbringen, Vorladungen zuzustellen und untreue Ehepartner zu bespitzeln. Außerdem habe ich die gleichen Bedenken gegen eine Detektei wie gegen die Polizei. Sie besitzen nicht die Kenntnisse aus erster Hand, über die Sie verfügen.«

»Es wird der Polizei sicher nicht gefallen«, sagte ich. Ich wagte gar nicht, an Janice Morgans Reaktion zu denken.

»Sie muss es nicht erfahren.«

Das nahm mir den Atem. Er war eine Überraschung, der alte Alastair, und das in mehr als einer Hinsicht. Doch er hatte Recht, die Polizei durfte nichts von meinen Aktivitäten erfahren, sonst würde sie meinem Treiben auf der Stelle ein Ende setzen. Mit oder ohne Anzeige wegen Behinderung der Justiz.

»Ich bin sicher, Sie besitzen die nötige Diskretion.« Er räusperte sich. »Ich gestehe, dass ich anfangs einige Bedenken hatte, eine junge Frau um diese unangenehme Aufgabe zu bitten. Doch Nevil Porter war eindeutig nicht in dem Zustand, irgendetwas zu tun, als ich ihn

besuchte. Nach allem, was ich gehört habe, ist das dritte Mitglied Ihrer Gemeinschaft... ungeeignet. Ich habe ihn noch nicht besucht, doch er scheint unzuverlässig zu sein.«

»Und mich halten Sie für zuverlässig?«

Seine Augen fixierten mich mit beunruhigender Schärfe. »Ja, das tue ich. Ich dachte es mir bereits, bevor ich Sie gesehen habe, und jetzt, da ich Sie kenne und mit Ihnen gesprochen habe, bin ich ganz sicher. Ich werde selbstverständlich all Ihre Auslagen erstatten und Ihnen – falls Sie einen Beweis für Mord oder Selbstmord erbringen können – darüber hinaus eine gewisse Summe zukommen lassen. Oh, und falls Sie wegen dieser Sache mit der Polizei Schwierigkeiten bekommen sollten, werde ich selbstverständlich für einen Anwalt aufkommen, sofern die Notwendigkeit dazu besteht.«

Das war eine Erleichterung. Gewissermaßen.

Er schob eine Hand in die Innentasche seiner Jacke und zog einen Umschlag hervor, den er gegen ein Weinglas gelehnt auf den Tisch stellte. »Zweihundertfünfzig Pfund Vorschuss. Weitere zweihundertfünfzig, wenn Sie mir ein positives Resultat liefern. Erscheint Ihnen das angemessen?«

Es klang in meinen Ohren wie ein Vermögen, doch ich musste ihm verständlich machen, dass er sein Geld vielleicht zum Fenster hinauswarf. »Kann sein, dass ich überhaupt nichts finde.«

»Das ist mir durchaus bewusst. Doch ich spüre, dass Sie eine entschlossene junge Frau sind. Vielleicht finden Sie ja deswegen nichts, weil es nichts zu finden gibt! Mit anderen Worten, vielleicht hat sich meine Enkelin tatsächlich selbst das Leben genommen. Werden Sie es tun?«

»Du bist verrückt!«, sagte Ganesh mit solcher Endgültigkeit, dass mir die Lust verging, mit ihm darüber zu diskutieren. Ich hatte bereits für mich selbst entschieden, dass ich nicht ganz bei Sinnen sein konnte.

»Es war schwierig, ihm diese Bitte abzuschlagen, Gan. Der arme alte Bursche. Im Grunde genommen möchte er doch nur wissen, was sie in den Wochen vor ihrem Tod gemacht hat. Er möchte die Lücke schließen zwischen ihrem letzten Verschwinden und... und dem Augenblick, wo wir sie gefunden haben.«

»Ist dir schon mal der Gedanke gekommen, dass der Alte vielleicht vor Trauer den Verstand verloren hat?«

»Er schien mir ziemlich vernünftig. Er hat mir seine Karte gegeben.« Ich nahm die Karte aus der Tasche und legte sie auf den

schmierigen Tisch in dem Cafe, in dem wir saßen und über Alastairs Anliegen diskutierten. Der Inhaber war damit beschäftigt, die Tageskarte auf eine schwarze Tafel zu schreiben. Er hatte allem Anschein nach einige Schwierigkeiten:

*Würstchen und Eier Pitza mit verschiedene Kahse.*

Nichts ließ vermuten, dass seine Kochkünste besser waren als seine Rechtschreibung. Ganz gewiss jedenfalls nicht der Geruch nach altem Fett aus der Küche.

»Wir essen doch nicht etwa hier, oder?«

Gan grunzte und schüttelte den Kopf. Er drehte die Visitenkarte in den Händen hin und her, obwohl die Rückseite leer war. »Abbotsfield nahe Basingstoke, Hampshire«, las er laut. »Und was ist das? *Astara Stud?*«

»Wohl ein Gestüt, oder?«

»Pferde? Etwa Rennpferde?«

»Ich weiß es nicht! Ich hab seinen Vorschuss genommen, und ich werde mein Bestes tun, mir das Geld zu verdienen, das ist alles.«

»Sieh mich nicht so an«, sagte er missmutig. »Ich werde dir jedenfalls nicht dabei helfen.«

»Na vielen Dank auch! Ich schaffe es auch allein.«

Wir verließen das Cafe und kauften zwei Portionen Reis Spezial vom Chinesischen Imbiss, dann setzten wir uns ans Flussufer und sahen über das Wasser auf *Crystal City* hinüber, während wir aßen.

»Wo willst du anfangen?«, fragte Gan.

»Ich denke, ich werde mich mit Edna unterhalten.«

Er streute den Rest von seinem gebratenen Reis für die Möwen aus. »Und das wäre dann zweihundertfünfzig Mäuse wert, oder wie?«

Unnötig zu erwähnen, dass dem nicht so war. Edna hatte sich offenbar entschieden, jegliche Erinnerung an den Fremden und die Zigarettenschachtel aus ihrem Gedächtnis zu streichen.

»Hast du sie noch, Edna? Oder wenigstens die Streichholzschachtel?«

Sie schob die Hände in die Ärmel ihres schmutzigen Mantels und hockte mit eingezogenen Schultern und schmollend auf einem Grab.

»Komm schon, Edna, ich kaufe dir auch eine neue Packung!«

Sie rutschte von mir weg. »Will keine.«

»Ist etwas passiert, Edna? Hat dich jemand geärgert?«

Sie starrte mich aus wütenden Augen an. »Sie haben sie alle mitgenommen!«

Zuerst begriff ich nicht, doch dann wurde mir bewusst, dass ich noch überhaupt keine Katzen gesehen hatte. Meine Zuversicht schwand. »Wer, Edna?«

»Tierschützer, haben sie sich genannt. Kamen mit kleinen Käfigen in einem Lieferwagen. Ich hab ihnen gesagt, sie brauchten keinen Tierschutz. Sie hätten mich! Ich hab mich um sie gekümmert. Sie meinte...«

»Sie, Edna?«

»Ein dünnes junges Ding war die Anführerin. Gesicht wie ein Frettchen. Sie hat gesagt, sie würden den Katzen ein neues Zuhause verschaffen. Ich glaub ihr nicht. Ich glaub niemandem. Ich will niemanden. Ich will dich nicht sehen!«

Ende der Unterhaltung.

Ich war mehr als enttäuscht, denn ich hatte bereits einen Plan, von dem ich Gan nichts erzählt hatte. Das Streichholzbriefchen, das Edna mir gezeigt hatte, trug den Namen eines Weinlokals in Winchester. Winchester lag gar nicht weit von Basingstoke entfernt, und das wiederum lag ganz in der Nähe von Abbotsfield und dem Gestüt *Astara*. Das Streichholzbriefchen wäre ein wichtiger Beweis gewesen, und es war verschwunden.

Es änderte nichts an meiner Meinung. Die Polizei suchte hier in London nach der Antwort auf das Rätsel. Ich glaubte, dass London der falsche Ort war. Unten in Hampshire hatte die Geschichte angefangen. Und nach Hampshire würde ich gehen müssen, wenn ich mehr herausfinden wollte.

Endlich einen festen Wohnsitz zu haben, auch wenn es nur eine heruntergekommene Bude war, half in einiger Hinsicht, und es gelang mir, einen neuen Job zu finden. Ich hatte immer noch Alastairs Geld, doch es war nicht für den täglichen Lebensunterhalt gedacht. Es war für meine Nachforschungen bestimmt, und die hatten mich bisher keinen Penny gekostet.

Es war eine ziemlich lausige Arbeit, Kellnern in einem Cafe, in dem es nichts anderes als Pfannengerichte und Aufläufe gab und dessen Kundschaft ausschließlich aus Lastwagenfahrern und Arbeitern von den umliegenden Baustellen bestand. Meine Kleider und meine Haare stanken jeden Abend, wenn ich nach Hause kam, nach Frittierfett, doch das Trinkgeld war in Ordnung, auch wenn die Bezahlung mies war. Außerdem erhielt ich freies Essen, was bedeutete, dass ich essen musste, was auf der Karte stand. Ich bekam Pickel, doch ich sparte Geld.

Zwischendurch wanderte ich von einem Pub zum nächsten und von einem besetzten Haus zum anderen auf der Suche nach einer Spur von Terry. Manchmal kreuzten sich meine Wege mit denen der Polizei. Im Allgemeinen war sie jedes Mal schon da gewesen und mir stets wenigstens einen Schritt voraus. Ich musste anerkennen, dass die Bullen ganze Arbeit leisteten. Ob sie etwas herausgefunden hatten oder nicht, konnte ich nicht sagen, doch ich bezweifelte es. Niemand konnte mir irgendetwas sagen, und wenn irgendwer überhaupt irgendetwas zu sagen gehabt hätte, dann hätte dieser Jemand eher mit mir als mit der Polizei geredet. Ich fand sogar Lucy wieder, doch sie wusste ebenfalls nichts. Sie hatte Terry rein zufällig kennen gelernt und wusste genauso wenig über sie wie ich. Lucy hatte inzwischen ebenfalls einen Job; sie arbeitete als Tagesmutter. Sie schien glücklich, und ich freute mich für sie.

Ich hörte und sah nichts von Squib, was mich im Grunde genommen nicht wirklich überraschte. Auf der anderen Seite war ich im Wohnheim gewesen, und – wenigstens theoretisch – hätte er davon erfahren haben müssen. Ich wollte wissen, ob es ihm gut ging, ich wollte wissen, was die Polizei zu ihm gesagt hatte und er zu den Polizisten, und ich wollte mich noch einmal mit ihm über Terry unterhalten. Squib war schließlich einer der wenigen Leute außer mir, die Terry gekannt hatten.

Also ging ich eines Abends nach dem Ende meiner Schicht wieder zu diesem Wohnheim und hockte mich draußen vor dem Eingang auf die Steinmauer. Einige Minuten später kam eine Frau heraus. Sie lächelte selbstverständlich, was sonst. Hörten sie jemals auf damit? Sie erkundigte sich, ob ich etwas brauchte. Ich sagte ihr, dass ich auf Henry wartete und lehnte ihr Angebot einer guten heißen Mahlzeit ab, die – nach dem Geruch zu urteilen, der aus der Küche drang – hauptsächlich aus Kohl bestand.

Sie ließ mich auf meiner harten Sitzgelegenheit zurück. Die Kälte kroch durch meine Jeans. Ich fürchtete, Hämorrhoiden zu bekommen, und ließ die Beine baumeln, um wenigstens ein bisschen Wärme zu erzeugen. Um mir die Zeit zu vertreiben, zählte ich in Gedanken meine Lieblingsfilme in absteigender Reihenfolge auf. Ich hatte das schon häufig getan. Es dauerte eine ganze Weile, und *Zwei glorreiche Halunken* stand wie üblich ganz oben.

Der Abend verging, und die Bewohner kehrten einer nach dem anderen ins Wohnheim und zu ihrer heißen Mahlzeit aus Kohl zurück. Es waren Penner, deren leere Flaschen sich neben dem Eingang

stapelten, Aussteiger und Junkies und gelegentlich der eine oder andere echte Psycho mit zuckenden und rollenden Augen, aber kein Squib darunter.

Als es fast dunkel war und ich bereits aufgeben wollte, kam eine kleine weiße Gestalt aus der Dämmerung auf mich zugetrottet. Squibs Hund.

Squib selbst tauchte aus den Schatten auf. Ich sprang auf und wäre ihm fast um den Hals gefallen. Ich kann nicht sagen, dass er genauso freudig reagierte.

»Hallo Fran«, sagte er und wollte sich an mir vorbeischieben.

Ich erzählte ihm, dass ich schon einmal da gewesen sei und einen Zettel an der Pinnwand für ihn hinterlassen hätte, fragte, ob er ihn nicht gefunden hätte. Er murmelte irgendetwas und wollte weiter, doch ich packte ihn am Ärmel und hielt ihn fest.

»Hör zu, du hast bestimmt keine Lust auf das, was es heute Abend da drin zu essen gibt. Ich lade dich zu Spiegelei und Bratkartoffeln ein. Ich habe Geld.«

»Hunde haben in Cafes keinen Zutritt«, murmelte er.

»Dann kaufe ich uns allen eben Burger am Stand die Straße runter, für den Hund auch.« Der Imbisswagen war vor etwa zehn Minuten angekommen, und der Inhaber traf letzte Vorbereitungen, seinen Imbiss zu öffnen. Rauch stieg aus der Esse über dem Dach. »Ich hab den ganzen Nachmittag hier gesessen und auf dich gewartet, und mein Hintern ist ganz taub«, fügte ich hinzu.

Er gab nach, und wir gingen zum Wagen. Wir waren die ersten Kunden des Abends, und das Essen schmeckte noch nicht wie Schuhsohle. Ich kaufte Squib und mir selbst einen Burger mit allem Schnickschnack und für den Hund einen ohne Zwiebeln, Senf und Gurke. Wir setzten uns unter einer Straßenlaterne auf eine Bank und aßen.

»Wie geht's denn so, Squib?«, fragte ich, während ich mir die Finger ableckte.

»Ich verschwinde bald von hier«, sagte er. »Ich denke, ich geh wieder auf Wanderschaft.«

»Haben sie dir gesagt, dass du gehen musst?«

»Nein, aber sie mögen ihn nicht.« Er deutete auf seinen Hund, der seinen Burger hinuntergeschlungen hatte und nun meinen beäugte. »Und ich mag sie nicht.«

»Was ist mit der Polizei? Sie hat mich ununterbrochen genervt.«

»Ich muss mich zweimal die Woche bei ihnen melden und in die-

sem verdammten Wohnheim bleiben. Ansonsten lassen sie mich in Ruhe.«

Ich sagte ihm, dass es einfach keine Gerechtigkeit auf der Welt gebe und man mich ganz und gar nicht in Ruhe lasse. Warum um alles in der Welt nervten sie ihn nicht genauso wie mich?

»Du bist schlau, oder nicht?«, entgegnete Squib. »Sie stellen dir Fragen, weil sie glauben, dass du ihnen Antworten geben kannst. Ich bin dumm. Mich lassen sie in Ruhe.«

»Ich weiß nichts, Squib, aber ich versuche etwas herauszufinden.«

»Wozu 'n das?« Er langweilte sich allmählich, wurde unruhig und wollte offensichtlich aufstehen und weggehen.

Ich würde ihm nichts von Alastair erzählen. »Weil ich es wissen will«, sagte ich. »Ich will herausfinden, warum Terry ausgerechnet in unserem Haus sterben musste und warum auf diese Weise. Ich möchte mehr über Terry in Erfahrung bringen.«

Squib sagte zuerst nichts. Dann: »Vor einer ganzen Weile war mal ein Typ da. Hat nach ihr gefragt.«

Es war Squib, der mir dies sagte, doch was er sagte, kam so überraschend, dass ich mich unwillkürlich umdrehte, um zu sehen, ob jemand anderes bei uns stand. »Was willst du damit sagen? Jemand kam ins Haus?«

»Nein, ins Pub, ein paar Straßen weiter. Das *Prince of Wales*. Er hatte ein Foto von ihr und hat es überall herumgezeigt. Er hat es mir gezeigt. Ich verrate keinen Kumpel, deswegen hab ich gesagt, ich würd sie nicht kennen. Er meinte, er würde in allen Pubs nachfragen. Ich hab ihm Glück gewünscht, und weg war er. Schicker Bursche.«

Ich unterdrückte meine aufkeimende Erregung. »Wann war das, Squib?«

Squib um eine genaue Auskunft zu bitten war etwa so, als würde ich Edna fragen. Er blickte mich unsicher an. »'n paar Wochen, bevor sie sich umgebracht hat.«

»Und du hast keinem von uns davon erzählt?«

Er sah mich betrübt an. »Doch, hab ich. Ich hab's ihr gesagt. Hab's Terry gesagt. Dachte, sie sollt's wissen.«

»Was hat Terry geantwortet?« Es fiel mir immer schwerer, einen beiläufigen Tonfall zu behalten. Meine Frage klang wie ein helles Quieten.

Squib bemühte alles, was er an Gedächtnis besaß. »Schätze, sie hatte Schiss. Aber ich hab ihr gesagt, sie musste keinen Schiss haben, weil ich sie nicht verraten hätt. Sie hat mir 'nen Fünfer gegeben.«

»Was? Fünf Pfund? Terry hat dir fünf Pfund gegeben?«

»Ja.« Squib runzelte die Stirn. »Es war mehr, als ich erwartet hätt. Aber er hätt mir auch so viel gegeben, oder nich? Der Typ im Pub! Also war es nur fair.«

Fair und merkwürdig zugleich. Squib hatte damals nichts verraten, doch vielleicht wäre er in Versuchung geraten, wenn der Mann noch einmal zurückgekehrt wäre und ein dickes Portemonnaie geschwungen hätte. Terry war auf Nummer sicher gegangen. Trotzdem überkam mich neuer Ärger, als ich daran dachte, dass sie angeblich nie Geld gehabt hatte, wenn es um einen Beitrag für die Haushaltskasse gegangen war.

»Ich wünschte, du hättest mir das früher erzählt«, sagte ich.

Er zog sich die Wollmütze über die Ohren. »Warum hätt ich das tun sollen? Ging niemanden etwas an außer Terry.«

Zugegeben – zum damaligen Zeitpunkt. Jetzt ging es mich etwas an. »Komm schon, Squib!«, befahl ich entschieden. »Was hat sie sonst noch gesagt?«

»Nichts!«, protestierte er. »Ich hab's vergessen.« Einen Augenblick später fügte er schmollend hinzu: »Sie meinte, ihre Leute würden versuchen, sie zu finden. Dieser Typ wäre wohl von ihren Leuten gekommen.«

»Hat sie einen Ort genannt?«

»Lass mich in Ruhe, Fran, ja? Ich hab's vergessen!«

»Basingstoke?«, fragte ich. »Winchester? Abbotsfield? Kommt dir das bekannt vor?«

»Gäule«, murmelte Squib. »Es hatte was mit Gäulen zu tun.«

»Squib«, sagte ich. »War der Name vielleicht *Astara Stud*?«

»Kann mich nicht erinnern!«, murmelte er, doch er hatte zu lange gezögert. Er erinnerte sich also sehr wohl an sein Gespräch mit Terry.

Ich saß dort, aufgeregt und frustriert zugleich, weil er immer noch nicht mit der ganzen Wahrheit herausrücken wollte.

Plötzlich fragte er in einer ganz eigenartigen Mischung aus Scheu und Hoffnung: »Schätze, ihre Leute haben Geld, wie?«

»Wahrscheinlich«, sagte ich. »Jeder hat mehr Geld als wir.«

Diese Feststellung schien ihn zu beeindrucken, und er saß da und dachte darüber nach, bis er sich schließlich ohne Vorwarnung erhob. Der Hund, der sich unter der Bank zusammengerollt hatte, sprang ebenfalls auf.

»'s wird spät«, sagte er. »Sie machen die Türen um neun Uhr zu. Wer später kommt, muss draußen bleiben. Damit wir nicht die ganze

Nacht im Pub sitzen, weißt du? Sie erlauben keinen Alkohol. Kein Bier, gar nichts.«

Er marschierte bereits die Straße hinunter. »Du kannst deinen Schlafsack immer noch bei mir ausrollen!«, rief ich ihm hinterher.

»Vergiss es!«, rief er zurück. »Ich hab einen Plan.«

Ich tat diese Bemerkung als Unsinn ab. Squib hatte noch nie in seinem Leben irgendeine Art von Plan gehabt.

Ich hätte ihm besser zuhören sollen. Und ich hätte wissen müssen, dass Squib, was das Denken betrifft, ein blutiger Anfänger war – falls er tatsächlich zum ersten Mal in seinem Leben einen Plan hatte, musste er ihn fast zwangsläufig vermässeln.

**KAPITEL 7** Mein Leben ging seinen üblichen verhängnisvollen Gang. Nach zwei Wochen, in denen ich bei Tag frittierte Mahlzeiten servierte und nach Einbruch der Dunkelheit durch die weniger angenehmen Gegenden Londons schlich, ließ irgendjemand aus Versehen über Nacht die große Fritteuse laufen, und meine Arbeitsstelle brannte nieder. Ich war einmal mehr ohne Job. Ich saß inmitten meines äußerst unschönen Wohnsitzes und überlegte, wohin ich sonst noch gehen könnte, um nach Terry zu fragen. Soweit ich das sehen konnte, hatte ich das Ende der Straße erreicht.

Inzwischen hatte ich fast alle von Nevs Büchern gelesen und war an einem Punkt angekommen, wo ich keine achtundvierzig Stunden mehr in dieser Wohnung bleiben konnte. Die Kinder aus dem Block hatten angefangen, das Treppenhaus unsicher zu machen. Ich musste meine Tür absperren und verbarrikadieren. Der Schimmel im Badezimmer war zurückgekehrt, obwohl ich ihn mit Bleiche abgewaschen hatte, und breitete sich unermüdlich weiter aus. Hinter den verrotteten Fußleisten konnte man immer wieder raschelnde Geräusche hören, und ich war sicher, dass es Ratten sein mussten. Ich hatte die Nase voll.

Sergeant Parry hatte mich eine ganze Weile in Ruhe gelassen, und auch Janice hatte sich nicht mehr gemeldet. Es verletzte mich ein wenig. Ich fragte mich, ob sie den Fall überhaupt noch weiter bearbeitete. Vielleicht hatte sie Probleme wegen ihrer Scheidung und konzentrierte sich ganz und gar darauf.

Ich wusste, dass die Polizei mich bestimmt noch nicht vergessen hatte. Man würde mich nicht vergessen, bevor die Akte Terry Monkton nicht geschlossen war, und ich konnte nicht erkennen, auf welche Weise dies geschehen sollte. Niemand wusste, was sich an jenem Montagnachmittag in unserem Haus abgespielt hatte.

Was Terry anging, so sah ich sie immer noch in dem gleichen Licht, in dem ich sie nach Janices letztem Besuch gesehen hatte. Ich hatte das Gefühl, ihr etwas schuldig zu sein, und es musste etwas geben, das ich tun konnte. Ich hatte einen Anfang gemacht; ich hatte die Informationen von Ganesh und Edna, und ich hatte die Geschichte, die Squib mir erzählt hatte. Ich wünschte, ich hätte auch noch das Streichholzbriefchen von Edna, doch das war, wie es schien, unglücklicherweise für immer verloren.

Ich ging zurück zum Wohnheim, um Squib erneut zu besuchen, doch sie erzählten mir (immer noch mit einem Lächeln auf den Lippen), dass er ausgezogen sei. Genau wie er es angekündigt hatte.

Alles deutete in eine einzige Richtung.

Ich ging zur *Victoria Coach Station* und erkundigte mich nach Überlandbussen nach Basingstoke. Der Rückfahrchein war so preiswert, dass selbst ich ihn mir leisten konnte. Ich besuchte Ganesh und fragte ihn, ob er mir einen Fotoapparat leihen könnte. Ein Fotoapparat gehörte zur Grundausstattung eines jeden Detektivs, auch wenn ich noch nicht so recht wusste, was ich damit knipsen wollte.

»Keinen teuren, sondern etwas ganz Einfaches. Leicht zu benutzen. Nichts, das unersetzlich wäre, wenn ich es verliere oder kaputt mache. Ich verspreche dir, dass ich gut darauf aufpasse.«

»Was hast du jetzt schon wieder vor?«, fragte er voller Argwohn.

Ich erzählte ihm, dass ich die Absicht hatte, aufs Land zu fahren zu dem Gestüt namens *Astara*, um zu sehen, was ich dort herausfinden konnte.

Er war entsetzt. »Das kannst du nicht tun! Der alte Bursche glaubt, dass du deine Nachforschungen hier in London anstellst, am Ort des Verbrechens! Er rechnet sicher nicht damit, dass du in seiner Nähe auftauchst und Unruhe stiftest! Wenn du mich fragst, es ist an der Zeit, dass du ihn anrufst und sagst, dass du aufhörst. Du hast alles versucht, und mehr ist einfach nicht drin.«

»Ich hab überhaupt nichts versucht, Gan. Ich habe nichts getan, was nicht schon die Polizei getan hätte, habe die gleichen Fragen gestellt wie sie und die gleichen dämlichen Blicke geerntet. Ich bin nicht ein Stück weiter gekommen, und ganz ehrlich, es ist eine Frage der Ehre! Ich *werde* dieser Geschichte auf den Grund gehen!«

»Du steckst auch ohne diese Sache schon in genügend Schwierigkeiten!«, entgegnete er. »Du weißt überhaupt nichts über diese Familie, bis auf das, was der alte Mann dir beim Essen erzählt hat. Woher willst du wissen, dass alles den Tatsachen entspricht? Du hast selbst gesagt, dass er immer wieder abgeschweift ist. Wahrscheinlich hat er die Hälfte vergessen. Dieser Inspector, diese Frau, würde wahrscheinlich aus der Haut fahren, wenn sie wüsste, was du vorhast. Du weißt überhaupt nicht, wie man als Detektiv arbeitet! Was hast du schon bis jetzt herausgefunden? Nichts! Gesteh es dir endlich ein!«

»Um so mehr Grund, es irgendwo anders zu versuchen«, knurrte ich.

Er grinste mich von oben herab an. »Und was bitte schön würdest du tun, wenn du da draußen in der Pampa einen Mörder findest? Du kennst dich nicht einmal aus auf dem Land; du weißt nicht, wie die Leute dort leben.«

»Was gibt es da schon zu wissen?«, fragte ich leichthin. »Es gibt Felder und Kühe und Bauern, was sonst?«

»Es ist anders als in der Stadt«, schnappte Ganesh. »Du würdest dich nicht so leicht zurechtfinden wie hier. Hier in der Stadt sind die Menschen zu beschäftigt, um über das nachzudenken, was du tust. Auf dem Land bist du eine Fremde, und du wirst Aufmerksamkeit auf dich ziehen. Ganz besonders jemand wie du!«

»Wieso denn?«, fragte ich beleidigt.

»Sieh dich doch an!«, entgegnete er unfreundlich. »Jeans mit Löchern in den Knien, eine schwarze Lederjacke und *Doc-Martens-Stiefel*. Sie werden ihre Türen verbarrikadieren, wenn sie dich kommen sehen.«

Es tat mir bereits Leid, dass ich ihn gebeten hatte, mir eine Kamera zu leihen. Doch sein Verhalten bestärkte mich mehr als alles andere in meinem Entschluss. »Sei nicht so pessimistisch! Hab ein wenig mehr Vertrauen in mich, ist das zu viel verlangt? Ich habe sein Geld genommen, und ich bemühe mich, es zu verdienen.«

»Es steckt mehr dahinter als das Geld!«, entgegnete er alles andere als vertrauensvoll. »Du verbirgst etwas vor mir!«

»Also schön. Ich habe das blöde Gefühl, Terry irgendwie im Stich gelassen zu haben, als sie noch bei uns war. Ich war gemein zu ihr.«

»Nein, warst du nicht! Sie war gemein zu euch allen! Die ganze Zeit hast du dich über sie beschwert! Selbst wenn es so wäre, wie du jetzt sagst – du kannst nichts mehr daran ändern.«

Ich verlor die Geduld. »Das ist Drückebergerei!«, fauchte ich. »Ich gebe nicht so leicht auf!«

»Es geht überhaupt nicht um Terry, wie?«, brüllte Ganesh. »Oder um den Alten! Es geht um dich und deinen Vater! Du glaubst, du hättest ihn enttäuscht. Du möchtest diese Geschichte mit Terry aufklären, weil du glaubst, du könntest damit wieder gutmachen, was du deiner Meinung nach deinem Vater angetan hast! Weißt du eigentlich, was du da machst? Du stehst im Begriff, diesen Alastair Monkton als eine Art Ersatzvater anzusehen! Das ist sehr gefährlich, Fran! Es ist gefährlich für dich und unfair gegenüber dem Alten!«

Ich war nicht in der Stimmung, meine Motive psychologisch analysieren zu lassen. »Leihst du mir jetzt die Kamera oder nicht?«

Er ging nach oben und kehrte ein paar Minuten später mit einer wirklich schicken kleinen Kamera in einem Lederetui an einem Trageriemen zurück. »Verlier sie nicht! Sie ist narrensicher. Ein Sechsjähriger könnte damit umgehen! Pass einfach nur auf, dass du nicht

den Finger vor der Linse hast!«

Er reichte mir die Kamera und murmelte dabei: »Ich wünschte, ich könnte mit dir kommen. Aber wir haben im Geschäft viel zu tun, und Dad hat Probleme mit dem Rücken. Er kann die schweren Kisten nicht heben. Versprich mir nur, dass du dich regelmäßig meldest, ja?«

»Versprochen, Gan.«

Ganeshs Bemerkungen über mein Aussehen hatten ins Schwarze getroffen. Ich gestand mir ein, dass er Recht hatte. Ich würde auf dem Gestüt *Astara* auffallen wie ein bunter Hund. Ich musste anständig aussehen. Die Landbewohner waren ein traditioneller Haufen, so dachte ich bei mir.

Ich wusch mir die Haare und versuchte, sie in Form zu bringen. Im Haus waren lange Haare unpraktisch gewesen, weil wir kein fließend Warmwasser hatten. Obwohl ich es kurz hielt, war es länger als in meinen Punk-Tagen. Damals hatte ich es büstenkurz geschoren und purpurrot gefärbt. Heute besaß es wieder seine normale braune Farbe.

In meiner lila Phase hatte ich auch einen goldenen Ring im rechten Nasenflügel getragen. Damals war ich noch in der Schule. Ich schätze, das muss, was mich betraf, der Rektorin den Rest gegeben haben – der Tag, an dem ich mit purpurroten Haaren und Nasenring in die Schule kam. Ich entsprach einfach nicht dem Bild, das ihr für ihre Schule vorschwebte. Sie sagte es mir. Sie versuchten, Ladys aus uns zu machen, selbst in jenen unbedarften Tagen. Sie meinte natürlich, dass wohl situierte Eltern, die ihre kostbaren Töchter auf die Schule schicken wollten und zur Besichtigung kamen, nicht unbedingt damit rechneten, auf dem Korridor einem daherschlurfenden Nasenring tragenden Punk mit purpurroten Haaren zu begegnen. Es kam zum Streit. Sie befahlen mir, den Nasenring abzulegen und meine Haare wachsen zu lassen. Ich weigerte mich. Eine Woche später erhielt Dad den Brief. Auf Nimmerwiederssehen, Francesca. Wir haben alles Menschenmögliche versucht, um aus dir eine von uns zu machen, aber du warst wohl nicht geeignet. Niemand kann aus einem Kieselstein einen Diamanten schleifen. Natürlich war alles viel höflicher ausgedrückt in ihrem Brief, aber genau das meinte sie.

Ein wenig später, als ich die Schauspielschule besuchte, die ich ebenfalls niemals beenden sollte, tauschte ich den Nasenring gegen einen Nasenstecker, golden mit einem kleinen Diamanten, der im Sonnenlicht glitzerte. Ich trage ihn immer noch. Er wird von einer

kleinen Sechskantschraube auf der Innenseite gehalten. Wenn ich ihn eine Weile nicht anziehe, füllt sich das Loch mit Seife. Tut mir Leid, aber so ist das Leben nun einmal. Voller widerlicher Details.

Ich ging meine Garderobe durch und kramte meine sauberste und beste Jeans, eine ohne Löcher, ein sauberes Hemd, eine Baumwollweste und meine viktorianischen Schnürstiefel mit flachen Absätzen hervor. Alles zusammen sah gar nicht schlecht aus, als ich mich im Badezimmerspiegel musterte. Obwohl der Spiegel einem nicht gerade Zuversicht in sein Aussehen vermittelte. Er war stumpf und fleckig, und wenn man sich nackt darin betrachtete, sah das Spiegelbild aus, als hätte man Lepra.

Abgesehen von meinem Nasenstecker bin ich eigentlich nicht so sehr für Schmuck. Doch ich besaß Großmutter Varadys goldenes Medaillon, und ich legte es um. Als Lucy noch bei uns wohnte, habe ich auf die Kinder aufgepasst, während sie arbeiten oder auf Wohnungssuche war. Als sie auszog, schenkte sie mir ihre gute Jacke, die ich immer so bewundert hatte. Sie war aus einem locker fallenden blaugrauen Stoff und hatte ein hübsches silbergraues Satinfutter. Sie hatte die Jacke immer in einer Plastiktüte aufbewahrt, in Sicherheit vor den Kindern, weshalb die Jacke noch ziemlich gut in Schuss war. Sie war mir ein wenig zu groß, also krepelte ich die Ärmel um, und das Satinfutter wurde außen sichtbar, doch es sah ziemlich nett aus.

So also würde ich in Abbotsfield herumlaufen. Ich war nicht sicher, wie lange ich bleiben würde (oder ob man mich davonjagen würde, sobald ich ankam). *Hoffen auf das Beste und auf das Schlimmste vorbereitet sein*, hat Wilhelm von Oranien oder irgendjemand anderes mal gesagt. Ich nahm meinen grün und lilafarbenen Matchbeutel und stopfte Zahnbürste, Seife und ein Handtuch hinein, drei saubere Schlüpfers, ein paar schwarze Nylons und ein Reservehemd. Es war noch Platz, also fügte ich einen Pullover hinzu für den Fall, dass es kühl wurde, und schließlich meinen blauen durchgeknöpften Baumwollrock, meinen einzigen Rock, weil ich nicht sicher war, wo ich landen würde, und Jeans möglicherweise nicht gerne gesehen waren. Der Rock war praktisch, weil man ihn nicht bügeln musste. Er sollte verknittert aussehen.

Es gelang mir, alles in meinem Beutel zu verstauen und den Reißverschluss zu schließen. Mein Geld trug ich wie immer in einem Brustbeutel um den Hals. Dort, wo ich bisher gewohnt habe, behält man sein Geld am Leib und lässt es niemand anderen sehen.

Unter Nevs Büchern war eines mit dem Titel *Drei Stücke* von Tur-

genjew. Eins der drei Stücke hieß *Ein Monat auf dem Lande*. Es erschien mir wie ein Fingerzeig des Schicksals, also steckte ich das Buch in die Tasche, um es während der Busfahrt zu lesen.

Ich war fast mit allem fertig, als es an der Tür läutete. Es war Ganesh.

»Ich dachte, falls du noch nicht weg bist, komme ich mit zur Victoria und winke dir hinterher.« Er hob meinen Matchbeutel hoch. »Was um alles in der Welt hast du da drin? Einen Hammer und ein Brecheisen?«

»Haha. Alles, was ich zum Übernachten brauche. Könnte sein, dass ich ein paar Tage bleibe.«

Er musterte mich und meine Kleidung mit gerunzelter Stirn, doch er sagte nichts, und ich fragte ärgerlich: »Stimmt etwas nicht?«

Er schüttelte den Kopf, doch er blieb schweigsam.

Es war mir gleichgültig, ob er meine Kleidung gut fand oder nicht, und ich wandte mich ab, um ein letztes Mal zu überprüfen, ob ich auch nichts vergessen hatte.

Plötzlich sagte er sehr laut: »Ich wünschte wirklich, du würdest nicht ganz allein dorthin fahren! Du weißt überhaupt nichts über die Gegend oder wer oder was dich dort erwartet.«

»Bestimmt nichts Schlimmeres als diese Wohnung!«, entgegnete ich schnippisch.

»Hast du die Kamera?«

»Hier.« Ich nahm sie an mich und hängte sie mir wie einen Patro-nengurt um die Schulter.

»Soll ich dir noch einmal erklären, wie sie funktioniert?«

»Danke, aber ich hab's noch nicht vergessen. Ich bin nicht total bescheuert, weißt du? Und du musst auch nicht mit zum Busbahn-hof kommen.«

»Wenn ich nachkommen und nach dir suchen muss«, entgegnete er, »dann möchte ich wissen, in welchen Bus du eingestiegen bist, wohin er gefahren ist und um welche Zeit er am Ziel ankommen sollte. Dann habe ich wenigstens etwas in der Hand, wenn ich dich bei der Polizei als vermisst melde und wir uns daran machen, deine Spur aufzunehmen.«

Seine Bemerkung war nicht gerade dazu angetan, mir Zuversicht einzulösen.

In der Victoria bekam ich einen Sitzplatz im Bus nach Basingstoke. Ganesh ging kurz weg und kehrte mit einer Plastiktüte zurück, in der ich zwei Tüten Chips, einen Tetrapak O-Saft mit einem Stroh-

halm und ein Tunfischsandwich in einer dreieckigen Plastikbox fand.

»Für den Fall, dass du keine Gelegenheit bekommst, dir etwas zum Essen zu kaufen.«

Ganesh war der beste Freund, den ich je hatte, mehr als das sogar, doch ich sagte nur: »Danke.«

Als ich schließlich in den Bus einstieg und mich auf meinen Fensterplatz setzte, stellte ich fest, dass ich ein ziemlich flaes Gefühl im Magen hatte. Mein Bauch war eine einzige zitternde Masse Wackelpudding.

Ich sah Ganesh draußen neben dem Bus stehen, die Hände in den Taschen seiner schwarzen Lederjacke, die langen schwarzen Haare offen und über den Schultern. Er hat wirklich schöne Haare. Ich kann verstehen, dass er sie nicht abschneiden will, auch wenn sein Vater fest davon überzeugt ist, dass es der erste Schritt auf dem Weg nach oben wäre. Er sah besorgt drein. Ich lächelte freundlich und winkte ihm. Er nahm eine Hand aus der Tasche, winkte zurück und zeigte mir den erhobenen Daumen.

Dann fuhren wir los. Ich war auf mich allein gestellt, auf mich allein und auf Turgenjew.

Ich fragte mich, ob Ganesh Recht behalten und ich draußen auf dem Land einen Mörder finden würde. Und ich fragte mich, was ich in diesem Fall tun würde.

**KAPITEL 8** Der Bus quälte sich durch den morgendlichen Verkehr aus London heraus. Ich hatte ein kleines Notizbuch mitgenommen und hielt es für das Klügste, wenn ich mich sogleich daran machte, mein Vorgehen zu organisieren, wie es ein richtiger Detektiv wohl auch gemacht hätte. Also begann ich, alles niederzuschreiben, was ich über Terry wusste. Überschrift: Stand der Ermittlungen.

Doch es war nicht leicht, sauber zu schreiben, während der Bus immer wieder anfuhr und bremste. Ich hatte nicht viel Platz, und eine alte Frau neben mir kramte ihr Strickzeug hervor. Sie strickte irgendein kompliziertes Muster, was zur Folge hatte, dass sie alle paar Minuten die Wolle schwungvoll über die Nadel warf und mich mit dem Ellbogen in die Rippen stieß. Sie sagte zwar jedes Mal »Entschuldigung, Liebes«, doch sie machte unbekümmert weiter.

Ich rutschte ganz in die andere Ecke meines Sitzes, direkt ans Fenster, steckte das Notizbuch weg und beschloss, die Sache zu durchdenken. Doch das funktionierte nicht, hauptsächlich deswegen, weil ich in den letzten paar Nächten so schlecht geschlafen hatte. Mein Gehirn war träge. Es war der wärmste Tag seit Wochen und deshalb richtig heiß im Bus. Die Sonne brannte durch das Fenster. Wir steckten in einem Verkehrsstau. Ich beschloss, das Denken für eine Weile sein zu lassen und mich wieder mit der Sache zu beschäftigen, wenn ich meine Sinne beisammen hatte.

Der Stau zog sich in die Länge. Die alte Lady neben mir packte ihre Thermoskanne aus. Sie war offensichtlich eine erfahrene Busreisende und nahm es mit Gelassenheit. Ich zog meinen Turgenjew aus der Jackentasche und las die ersten Seiten von *Ein Monat auf dem Lande*.

Ich wünschte, ich hätte diesen Schauspielkurs beendet. Es hatte gerade angefangen, interessant zu werden, als ich gegangen war. Ich erinnere mich noch, dass wir uns in eine Rolle hineinversetzen sollten, wenn wir lasen. Also suchte ich mir die Rolle der Natalia aus und machte mich an die intellektuelle Übung, sie zu werden.

Mein erster Gedanke war, dass die Russen Ewigkeiten brauchen mussten, um eine Unterhaltung zu führen, weil sie sich gegenseitig dauernd mit solch komplizierten Namen anredeten.

Abgesehen davon fand ich bald heraus, dass es in dem Stück um eine Gruppe von Leuten geht, die in den 1840er Jahren in der russischen Wildnis in einem Haus festsitzen, sich alle zu Tode langweilen und trotzdem versuchen, irgendwie miteinander auszukommen. Nicht sonderlich erfolgreich, wie ich hinzufügen möchte, was keine

Überraschung sein kann, wenn man bedenkt, wie lange eine Figur des Stücks braucht, um eine andere auf einen Spaziergang einzuladen.

Wie würde mein Leben auf dem Lande sein, wenn ich dort ankäme? Die Hitze war überwältigend. Ich klappte das Buch zu und schief mit dem Kopf in der harten Ecke zwischen Sitz und Fenster ein.

Als ich wieder aufwachte, fuhren wir mit ziemlichem Tempo über die Landstraße. Ich trank Ganeshs Orangensaft und aß eine Tüte Chips. Ich hatte mir immer noch nicht überlegt, was ich tun würde, wenn ich in Abbotsfield angekommen war. Ich hatte meinen Ausflug alles andere als gut vorbereitet. Nur eine Kamera auszuleihen war nicht genug. Und dann, bevor ich mich's versah, waren wir in Basingstoke und ich musste aussteigen.

Wie vermutlich die meisten anderen Menschen auch, so hatte ich mir stets vorgestellt, dass »auf Reisen sein« oder »verreisen« bedeutete, dass man die Grenzen zu einem anderen Land überschreitet. Einige Länder erscheinen einem fremdartiger als andere. Für mich beispielsweise war Ungarn nie ein fremdes Land, weil Großmutter Varady so viel darüber gesprochen hatte. Und doch war ich niemals dort. Würde ich heute hinfahren, es wäre nicht das Ungarn aus Großmutterts Erinnerung. Es wäre ein anderes Ungarn, anders als alles, was ich mir je vorgestellt hatte. Vielleicht ist das der Grund, warum ich nie ernsthaft Anstrengungen unternommen hatte, nach Ungarn zu reisen. Ich möchte nicht, dass mein Bild von Ungarn Schaden nimmt.

Die Wahrheit ist selbstverständlich subtiler, wie immer. Keiner von uns muss weit reisen, um ein anderes Stammesterritorium vorzufinden, ganz bestimmt nicht über die Grenzen des eigenen Landes hinaus. Man muss nur ein paar Straßen weit fahren, ein paar Meilen, einen einzelnen Häuserblock, und schon ist man ein Fremder. Das war es, was Ganesh mir zu sagen versucht hatte, und er hatte Recht gehabt.

Es wurde mir bewusst, sobald ich einen Fuß auf den Boden von Basingstoke setzte. Ich gehörte nicht hierher. Ich wusste nicht, wo ich anfangen sollte. Ich wanderte eine Weile umher und kaufte eine Tüte Fritten mit Malzessig, die ich auf der Straße aß, während ich überlegte, ob ich weitermachen oder einfach in den nächsten Bus zurück nach London steigen sollte. Es erschien mir kaum vorstellbar, dass ich heute Morgen noch in meiner vertrauten Umgebung aus

vernagelten Häusern und baufälligen Wohnblocks gewesen sein sollte.

Basingstoke war von einer geradezu deprimierenden Aura der Rechtschaffenheit umgeben, ein angenehmer, langweiliger kleiner Ort, immerhin halbwegs lebendig. Wahrscheinlich war es einmal ein Marktflecken gewesen, doch dann war es von der modernen Zeit eingeholt worden, besaß plötzlich zwei glänzende Bürotürme und hatte jetzt ein Janusgesicht. Menschen hasteten umher und sahen genauso aus wie in allen anderen Städten. In der Menge hier gab es eine Reihe von Frauen in wadenlangen Kleidern und Strickjacken über Blusen. Einige trugen Kopftücher, teure Kopftücher, die ihnen das Aussehen von Royais während der Freizeit verliehen. Wenn ich dagegen ein Kopftuch überziehe, sehe ich aus wie eine Babuschka.

Die Zeit verging. Ich wusste immer noch nicht, wie ich weitermachen würde, wenn ich erst in Abbotsfield angekommen war, geschweige denn, wie ich dorthin kommen und *Astara* finden sollte oder wo ich heute Nacht schlafen würde.

Ich überlegte, ob ich vielleicht Alastair Monkton anrufen und ihm sagen sollte, dass ich auf dem Weg sei, doch ich kniff, als ich die Telefonzelle gefunden hatte – außerdem hätte ich nicht einmal passendes Kleingeld gehabt. Außerdem, falls ich anrief, konnte irgendjemand das Gespräch annehmen, und wer immer dieser Jemand war, er würde möglicherweise weit weniger freundlich reagieren als – wie ich hoffte – Alastair. Falls Alastair überhaupt da war. Was, wenn er nicht da war? Was würde ich in diesem Fall tun?

Inzwischen murmelte ich vor mich hin wie die Verrückte Edna. Ich redete mir ein, dass ich nicht zu diesem Gestüt, diesem *Astara Stud*, gehen sollte. Doch wenn ich jetzt kehrt machte, nachdem ich so weit gekommen war, würde ich nicht nur jegliche Selbstachtung verlieren. Ganesh würde sich wochenlang über mich kaputtlachen.

Ich fasste mir ein Herz und machte mich auf die Suche nach einem Bus, der mich nach Abbotsfield bringen würde.

Ich hatte Glück, überhaupt einen Bus zu finden. Ich kam spät am Nachmittag in Abbotsfield an, gegen fünf Uhr. Zwei Frauen mit Einkaufstaschen stiegen aus und verschwanden rasch. Ich stand allein an der Haltestelle und sah mich unschlüssig um.

Wenn man gern auf dem Land ist, dann war die Fahrt hierher gar nicht schlecht. Die Landschaft war hübsch, glaube ich, doch was mich anging, hätte ich auch auf dem Mond sein können. Ich bin eine Städterin, durch und durch, und das wurde mir nun mit grauenhaf-

ter Klarheit deutlich, mehr noch als in Basingstoke, wo es wenigstens eine Reihe von Läden und eine Fußgängerzone gegeben hatte. Ich mag Steinmauern. Bei Steinmauern weiß man, woran man ist. Man biegt um eine Ecke und findet noch mehr Steinmauern. Wenn man auf dem Land um eine Ecke biegt, weiß man einfach nicht, was einen erwartet. In einer Stadt kann man sich verstecken. Auf dem Land kann man das nicht, oder jedenfalls ich konnte es nicht. Alles war viel zu offen. Meilen um Meilen leere Felder. Andererseits konnte man hier eine Leiche verscharren, und niemand würde je eine Spur von ihr finden.

Von diesem Gedanken war es nur noch ein Schritt bis zu der Frage, wer *mich* finden würde.

Abbotsfield war ein zersiedelter Flecken Land, um einiges größer, als ich erwartet hätte. Das Zentrum bestand aus einer Reihe von Cottages, einer Kirche, zwei Pubs, einem Postamt mit Gemischtwarenladen, einer Werkstatt und *Lisa Marie, Damen- und Herrenfriseur*. Dahinter lagen ein großes Wohnhaus mit städtischen Mietwohnungen und eine Grundschule. Am Stadtrand befand sich ein Neubauviertel mit Bungalows.

Nachdem ich alles soweit erkundet hatte, kehrte ich zum Gemischtwarenladen zurück, der noch immer geöffnet hatte. Er sah aus wie die Sorte Geschäft, die so lange nicht schließt, wie irgendjemand, der aussieht, als wollte er etwas kaufen, auf der Straße ist. Mr. Patels Laden funktionierte nach dem gleichen Prinzip. Ich ging hinein und kaufte eine Tüte Milch und fragte die Verkäuferin nach dem Weg zum Gestüt *Astara*.

Sie war offenkundig neugierig. Sie schien alles über Terrys Tod gehört zu haben. Doch sie sagte mir, in welche Richtung ich gehen musste, nämlich den Hügel hinunter, raus aus Abbotsfield und dem Wegweiser nach Winchester folgen. Anschließend sollte ich nach einer Abzweigung suchen, die zu *Lords Farm* führe.

»Da ist das Gestüt?«, fragte ich verblüfft.

Sie sagte nein, es sei bloß eine Farm, doch das Gestüt sei an der Hauptstraße nicht ausgeschildert. Man wollte es Besuchern wohl nicht so einfach machen.

Ich dankte ihr und ging zur Kirche. Ich konnte nicht hinein, sie war verschlossen, doch der Eingang war ganz interessant, ein runder normannischer, auf Kragsteinen ruhender Bogen mit fremd anmutenden geometrischen Steinmetzarbeiten. Die Motive der Seitenpartie waren unter dem Einfluss von Zeit und Witterung unkenntlich ge-

worden. Es gab einen Kirchhof mit Gräbern, ebenfalls sehr alt, moosüberwachsen, die Inschriften nicht mehr zu entziffern, doch in der hintersten Ecke befanden sich ein paar Gräber aus jüngerer Zeit. Die Sonne neigte sich dem Horizont zu, und es war nicht mehr so heiß, sondern angenehm warm und freundlich. Ich setzte mich auf einen Grabstein und verzehrte mein Tunfischsandwich, während ich mich ein wenig wie die verrückte Edna fühlte und vielleicht auch so aussah. Die Sandwiches standen kurz davor, ungenießbar zu werden; sie waren warm und weich. Vielleicht bekäme ich eine Lebensmittelvergiftung. Ich trank meine Milch und fasste endlich einen Entschluss. Viele Möglichkeiten hatte ich nicht. Ich musste zu Alastairs Gestüt und sehen, was sich dort ergab.

Heutzutage geht man im Allgemeinen davon aus, dass jeder über ein Transportmittel verfügt. Ich verfügte über keines, wenn man von meinen Füßen absieht. Als ich aus Abbotsfield aufbrach, war es sechs Uhr abends. Ich kam an einer öffentlichen Toilette auf einem Parkplatz vorbei und machte mich ein wenig frisch, ohne viel Erfolg. Ich fühlte mich immer noch verschwitzt, staubig und unordentlich. Die Stiefel waren nicht zum Marschieren geeignet, und bald darauf humpelte ich.

Ich fühlte mich eigenartig auf der Straße, auffällig wie ein Paradiesvogel, nicht nur, weil ich zunehmend stärker humpelte, sondern auch, weil niemand außer mir zu Fuß unterwegs war. Es war nicht wie in den Londoner Straßen, wo man ununterbrochen angerempelt wurde oder selbst Passanten anrempelte. Es gab nicht einmal einen Bürgersteig, nichts außer einem schmalen Trampelpfad neben der Straße. Es gab keine Häuser und daher wohl auch keinen Grund, über die Straße zu marschieren. Man ging eben einfach nicht zu Fuß in dieser Gegend.

Fahrzeuge kamen vorbei, und ein paar verlangsamten ihre Fahrt, als die Fahrer – Männer – mich musterten. Mir wurde bewusst, dass ich wie eine Anhalterin aussah. Ich steckte die Hände entschlossen in die Taschen, um zu demonstrieren, dass ich keinen Daumen hochhielt. Großmutter Varady hat immer *News of the World* und ähnliche Zeitungen gelesen. Sie waren das Beste, wenn es um Geschichten von Vergewaltigungen und Mord an jungen Frauen ging. Großmutter las die Einzelheiten mit Begeisterung vor.

»So etwas darfst du nie tun, Darlink.« Sie spähte mich über ihre Brillengläser hinweg an, während sie mir die Zeitung unter die Nase hielt und mit dem Daumen die typische Geste aller Anhalter imitier-

te. »Diese Männer sind überall da draußen! Teufel! Sie liegen auf der Lauer und warten nur auf junge Mädchen!«

Trotz Großmutter Varadys Vorträgen war ich mehr als einmal per Anhalter unterwegs gewesen. Ich hielt mich an die Regel, die mir eine Zufallsbekanntschaft in einer Kaffeestube der Heilsarmee beim Kings Cross an einem kalten Winterabend mit auf den Weg gegeben hatte. Sie ging in der Gegend auf den Straßenstrich. Ich war nur zufällig durchgekommen. Sie war von der munteren Sorte, nachdem ich erst klargestellt hatte, dass ich wirklich nur auf einen heißen Kaffee vorbeigekommen war und keinerlei Absicht hegte, ihr Konkurrenz zu machen. Sie wollte weg vom Strich, wegen ihrer Krampfadern, doch ihr Freund duldet es nicht und verprügelte sie, wenn sie sich beschwerte.

»Es ist ganz schön schwer, mit einem Minirock in der Kälte zu stehen und sich den Hintern abzufrieren!«, sagte sie. »Und es geht unheimlich auf die Knochen, besonders auf die Beine.«

Ihre Regel lautete: »Steig nie, niemals in einen Wagen mit einem Kerl, der unter fünfunddreißig ist.«

Das Gespräch kam mir wieder in den Sinn, während ich die Straße entlang wanderte. Ich erinnerte mich auch an ihren zweiten Rat, niemals einen Rock zu tragen, der so eng ist, dass man nicht rennen kann. Und Stahlplättchen unter den Absätzen zu tragen, damit man die Windschutzscheibe heraustreten kann, falls man wirklich einmal in den falschen Wagen gestiegen und es hart auf hart kam. Ich musste nie zu diesem Mittel greifen, auch wenn ich mehr als einmal in Ringkämpfe mit verschwitzten Truckern verwickelt war. Im Großen und Ganzen waren sie keine Bedrohung gewesen. Sie hatten alle Frau und Kind und wollten nur ein wenig Gesellschaft, weiter nichts. Schlimm war nur, wenn sie einen mit ihren Geschichten von der Familie und Fotos von den Kindern und spanischen Ferienstränden zu Tode langweilten.

Ich dachte über all das nach, während ich über den Trampelpfad humpelte und nach der Abzweigung Ausschau hielt, die zu *Lords Farm* führen sollte. Ich glaubte schon, ich hätte sie verpasst, und stand im Begriff kehrtzumachen und nachzusehen, als einer der vorbeifahrenden Wagen anhielt. Der Fahrer sprang heraus und rief: »Willst du mit?«

Es war ein großer schicker Wagen, ein Volvo. Der Fahrer war ein großer, ebenso schicker Typ. Er trug ein grün kariertes Hemd und eine von jenen ärmellosen khakifarbenen Jacken mit aufgesetzten

Taschen. Er sah selbstbewusst aus und versuchte ganz ohne Zweifel sein Glück.

Ich sagte »nein danke«, ich hätte es nicht mehr weit. Ich hoffte inbrünstig, Letzteres möge der Wahrheit entsprechen – viel weiter konnte ich mit diesen Stiefeln nicht mehr laufen.

Er grinste. »Komm schon, Süße, spring rein.«

Niemand, wirklich niemand nennt mich »Süße«.

»Bist du taub oder was, *Süßer?*«, entgegnete ich scharf. »Ich hab »nein« gesagt!«

Er schnitt eine Grimasse und grinste immer noch. »Oh, eine tapfere kleine Lady! Wohin soll's denn gehen?«

»Zieh Leine!«, sagte ich müde. Ich wollte mich nicht weiter mit ihm abgeben.

»Hey, kein Grund, so mit mir zu reden«, sagte er. »Ich bringe Sie hin, wohin immer Sie wollen. Wir könnten unterwegs irgendwo einen Kaffee trinken.«

Ich glaubte es einfach nicht. Konnte ein Mensch so dämlich sein und glauben, ich würde auf so einen Spruch hereinfallen?

»Du musst sie nicht mehr alle beieinander haben«, sagte ich, und anscheinend hatte es überzeugend geklungen, denn er wurde ärgerlich.

»Hören Sie«, sagte er böse, »Sie marschieren hier über die Straße und wollen mitgenommen werden, stimmt's?«

»Falsch. Ich besuche jemanden.«

Er blickte sich in einer übertriebenen Geste suchend um. Nirgendwo war ein Haus zu sehen. »Und wo?«

Ich verschwendete hier meine Zeit. Ich setzte mich wieder in Bewegung, und obgleich meine Füße wirklich schmerzten, verkniff ich mir das Humpeln, solange er mich sehen konnte. Wenn chinesische Edelfrauen mit ihren gebundenen Füßen normal gehen konnten, dann konnte ich das mit meinen Pixieboots auch.

Er stieg wieder in den Wagen und fuhr mit einer geübten Leichtigkeit neben mir her, aus der ich schloss, dass er es nicht zum ersten Mal machte. Kings Cross ist voll von Typen dieser Sorte, die langsam am Straßenrand entlang fahren, bis sie einen Polizisten sehen, und dann Gas geben, als wären sie in Silverstone.

Nachdem es eine Weile so gegangen war, hielt er ein kurzes Stück vor mir wieder an, stieg aus und versperrte mir den Weg.

»Also schön«, sagte er. »Sie haben gewonnen. Wie heißen diese Leute, die Sie besuchen wollen?«

Ich unterdrückte die erste Antwort, die mir auf den Lippen lag. Ich dachte, dass er möglicherweise ein Einheimischer war, und wenn ich ihm sagte, dass ich nach *Astara* suchte, würde er wissen, wo es lag. Sicherheitshalber fügte ich den Namen von Alastair hinzu.

Die Reaktion war außergewöhnlich. Das Grinsen auf seinem Gesicht war wie weggewischt. »Dann haben wir die gleiche Richtung. Ich bin James Monkton.« Er runzelte die Stirn und sah mich verwirrt an; offensichtlich wusste er nicht, was er weiter sagen sollte.

*O Scheiße*, dachte ich. *Ausgerechnet!*

»Aber ich kenne Sie nicht«, fuhr er schließlich zweifelnd fort. Sein Verhalten ließ erkennen, dass er eine bessere Sorte von Bekanntschaften gewohnt war.

»Ich bin Fran Varady«, stellte ich mich vor. »Ich kannte Terry... Theresa.«

Einen Augenblick lang schwieg er. Zwei Wagen rasten vorüber. Dann schlich sich ein hässlicher Ausdruck auf sein Gesicht, und er sagte: »Sie sind diese Frau, mit der Alastair in London geredet hat! Sie haben in diesem Haus gewohnt, mit Theresa! Was zur Hölle haben Sie in dieser Gegend zu suchen?«

»Das ist meine Sache, in Ordnung?« Die Straße war jetzt leer, und wir standen wieder allein auf dem Trampelpfad. Ich hoffte nur, dass ich nicht so nervös aussah, wie ich mich fühlte.

»Und ich mache sie zu meiner!«, entgegnete er. »Kehren Sie augenblicklich um und verschwinden Sie dahin, wo Sie hergekommen sind!«

»Alastair hat gesagt, dass ich ihn besuchen soll. Er hat mir seine Karte gegeben.« Ich blieb standhaft und hoffte, dass er meine Halbwahrheit nicht durchschaute. James würde wohl kaum wissen, was Alastair und ich besprochen hatten.

Er überlegte einen Augenblick, dann lenkte er ein. »Dann bringe ich Sie zu ihm. Besser, wenn Sie kein krummes Ding versuchen! Ich werde Sie im Auge behalten!« Er deutete auf seinen Wagen und fuhr sarkastisch fort: »Los schon, steigen Sie ein. Ich meine es ehrlich.«

»Danke«, sagte ich zu ihm. Ich warf meinen Matchbeutel auf den Rücksitz, und wir fuhren los.

»Alastair hat nicht gesagt, dass er Besuch erwartet.« Er blickte mich fragend von der Seite an.

Ich fühlte mich einigermaßen töricht. »Wir haben keinen genauen Termin abgesprochen. Er sagte, ich solle kommen, sobald... wenn ich Lust hätte. Es war eine spontane Entscheidung. Ich wollte eigent-

lich von Basingstoke aus anrufen, aber ich hatte keine Münzen für die öffentliche Telefonzelle.«

Es klang wenig überzeugend und war der Gipfel an schlechten Manieren. Doch James störte sich nicht an meinem Fauxpas. Er erwartete nichts anderes von mir. Seine Gedanken waren auf etwas ganz anderes gerichtet.

»Also sind Sie hierher gekommen, ohne auch nur einen Penny für einen Anruf in der Tasche zu haben? Sie sind völlig abgebrannt?«

Es war klar, was er dachte, und ich fühlte, wie mir die Röte ins Gesicht schoss. »Ich bin hergekommen, um mit Alastair zu reden. Das habe ich Ihnen bereits gesagt!«

»Nicht rein zufällig, um ihn anzupumpen?«

Sehr kalt antwortete ich: »Sie haben nicht das geringste Recht, so etwas zu sagen! Sie kennen mich doch gar nicht! Sie wissen nicht, warum ich hier bin, und es geht Sie nicht das Geringste an, wie ich die Sache sehe!«

»Ein richtiger kleiner Daniel sind Sie, was? Springen mitten hinein in die Löwengrube! Oder haben Sie vielleicht gedacht, Alastair würde allein leben?«

Tatsächlich hatte ich das angenommen – dumm von mir. Offensichtlich war es nicht der Fall. Indirekt hatte er zwar andere erwähnt, doch ich hatte nicht geglaubt, dass alle unter einem Dach wohnten. Im Augenblick interessierte mich jedoch nur, ob James hier neben mir ein ständiges Mitglied des Haushalts war oder – wie ich – nur zu Besuch.

Als ich nicht antwortete, schenkte er mir ein selbstgefälliges Grinsen. Ich tat, als bemerkte ich es nicht.

Wir erreichten die Kreuzung zu *Lords Farm*. James kurbelte am Lenkrad, und wir bogen nach links ab und kurz darauf nach rechts. Wir folgten nun einem einspurigen Fahrweg in sehr schlechtem Zustand, der sich sanft ansteigend durch die umliegende Hügellandschaft zog. Hinter einfachen Zäunen weideten Pferde. Die Wiesen schienen bereits zum Gestüt zu gehören.

Ich musterte James ein weiteres Mal verstohlen von der Seite. Ich schätzte ihn auf Ende zwanzig. Er war kräftig gebaut und sah auf eine bodenständige Art und Weise gut aus. Und was ihn da kräftig aussehender ließ, waren Muskeln, kein Fett. Ich gewann den Eindruck, dass er ganz gut auf sich aufpassen und mit so ziemlich jedem fertig werden konnte, der sich ihm in den Weg stellte.

Ich sah ihm an, was er über mich dachte. Ich bemerkte, wie er

mich mehrmals verstohlen von der Seite ansah, genau so, wie ich ihn musterte, und ich bemerkte auch den bösen Zug um seinen Mund. Schließlich begegneten sich unsere Blicke, und wir sahen beide hastig weg. Er fragte sich wohl, was er mit mir anfangen sollte. Ich glaube, es fehlte nicht viel, und er hätte mich in einer scharfen Kurve aus dem fahrenden Wagen gestoßen. Auf der anderen Seite war er neugierig, was ich von Alastair wollte.

Plötzlich fuhren wir an einem Holzschild vorbei mit einem gemalten Pferdekopf und den Worten ASTARA STUD darunter. Ein paar Tannen standen zu beiden Seiten der Einfahrt. James bog schwungvoll von der Straße ab und raste einen langen Fahrweg hinunter, der zu beiden Seiten von lila blühenden, hoch aufgeschossenen Sträuchern gesäumt war, die ich als Sommerlieder erkannte. Sommerlieder wächst überall, wo die Samen hinkommen, vorzugsweise rechts und links der Eisenbahngleise rings um London. James bremste so vor dem größten einer Reihe von Gebäuden, dass er zu allen Seiten weg spritzende Kieselsteine aufwirbelte.

»Da wären wir also«, sagte er.

Ich starrte durch das Wagenfenster. Das Haus vor uns schien das Hauptgebäude zu sein. Es war ein Bau aus roten Ziegelsteinen, die Schiebefenster von weißen Rahmen und Stürzen eingefasst, der Baustil wohl georgianisch. Auf der linken Seite erstreckte sich ein Anbau aus jüngerer Zeit und bildete einen eigenen Flügel. Das Erdgeschoss sah aus, als seien darin Büros untergebracht.

Der wirklich faszinierende Teil befand sich auf der anderen Seite des Haupthauses. Der ehemalige Hof vor den Stallungen war beträchtlich erweitert worden. Reihen von Ställen umgaben jetzt einen rechteckigen Hof. Zwischen den Stallungen und der Zufahrt lag eine Werkstatt. Dahinter konnte ich einen Blick auf einen modernen Bungalow werfen. Zu dem allgegenwärtigen Sommerlieder hatte man eine Rhododendrenhecke gepflanzt, entweder als Sichtschutz für den Bungalow oder um das Hauptgebäude von den einfacheren Bauwerken abzuschirmen.

James beobachtete mich, während ich all das in mich aufnahm. Er glaubte wahrscheinlich immer noch, ich wäre gekommen, um Alastair um Geld anzugehen. Er war sicher, dass er es verhindern konnte, falls dem so war. Ich fragte mich, ob sie Hunde hielten – von der Sorte, die unwillkommene Besucher vertreiben konnte.

»Danke fürs Mitnehmen!«, sagte ich so zuckersüß, wie ich nur konnte. »Ich wusste nicht, dass es so weit außerhalb des Dorfs liegt.«

Er lächelte gepresst und stieg aus dem Wagen. Ich sprang ebenfalls heraus und nahm meinen Beutel vom Rücksitz. Die Vordertür des Haupthauses war nur eingeklinkt, was bewies, wie anders das Leben hier war als in London. Wenn du da, wo ich herkomme, deine Tür unverschlossen lässt, sind bei deiner Rückkehr entweder all deine Sachen verschwunden, oder ein Fremder sitzt vor deinem Ofen, trinkt Dosenbier und hat seinen Kram ringsum im Zimmer ausgebreitet.

James ging voraus und öffnete die Tür, ohne mir meinen schweren Beutel abzunehmen, was überhaupt nicht gentlemanlike war. Doch ich hatte das unbestimmte Gefühl, dass James Monkton nicht ganz der Gutsherr war, als der zu erscheinen er sich alle Mühe gab.

Wir betraten eine weite Halle mit poliertem Parkettboden und einer Treppe, die zu einer Galerie hinaufführte. James öffnete eine Tür zur Rechten.

»Warum gehen Sie nicht hier rein und machen es sich bequem? Ich sehe nach, ob ich Alastair irgendwo finden kann. Vielleicht ist er im Garten hinter dem Haus oder drüben bei den Ställen.«

Es war ein Wohnzimmer. Die Abendsonne schien durch ein Erkerfenster herein, und alles sah sehr gemütlich und hübsch aus. Die Sessel waren alt und spießig und sahen aus, als würde man in ihnen versinken. In einer Ecke stand ein großer neuer Fernseher, was mich sehr überraschte. Ich hatte mir vorgestellt, wie sie jeden Abend in diesem Raum saßen und Piano oder Karten spielten oder sich Geschichten aus ledergebundenen Wälzern vorlasen, genau wie die Personen in Turgenjews Stück. Ich sank auf ein Sofa und ließ meinen Blick noch einmal durch den Raum schweifen. Wenn Terry hier aufgewachsen war, dürfte sie die Art, wie sie mit uns zusammen gehaust hatte, als die krasseste Veränderung im Wohnstil empfunden haben, die überhaupt möglich war.

Ich hatte wahrscheinlich reichlich Zeit, mich gründlich umzusehen. Denn James würde ohne jeden Zweifel versuchen, so viel wie nur irgend möglich über mich aus Alastair herauszuholen, bevor er den alten Knaben in meine Nähe ließ. Vielleicht versuchte er auch, Alastair das Einverständnis abzurufen, dass er, James, mich auf der Stelle zurück nach London schicken durfte.

An der Wand befand sich ein großer, mit Marmor eingefasster Kamin mit einem Sims, der mit gerahmten Fotos und allerlei Nippes überladen war. Ich stand auf und sah mir die Fotos genauer an. Die meisten der abgelichteten Personen kannte ich nicht. Ein Bild von

Alastair, ganz in Tweed gekleidet, war darunter, bei einem Geschicklichkeitswettbewerb für Reiter oder einer Show. Er schien einer der Richter zu sein; er hatte eine Rosette an das Revers seiner Jacke geheftet. Zwei Frauen standen bei ihm. Sie hatten wettergegerbte Gesichter und grinsten mit Zähnen in die Kamera, die jedem Pferd zur Ehre gereicht hätten.

In einem großen silbernen Rahmen entdeckte ich ein Studioporträt einer bemerkenswert schönen jungen Frau im Abendkleid. Sie sah aus, als hätte sie Millionen von Dollar. Schockiert wurde mir bewusst, dass ich auf ein Bild von Terry starrte. Dann überkamen mich Zweifel, und ich dachte für einen Augenblick, vielleicht war es eine Verwandte, die ihr ähnlich sah – Ich nahm das Bild vom Sims und betrachtete es genauer, aber es war tatsächlich Terry. Ich hielt das Foto immer noch in der Hand und starrte darauf, als ich hinter mir Schritte hörte. Ich fand gerade noch Zeit, es wieder zurückzustellen, bevor Alastair den Raum betrat, dicht gefolgt von James. Ich wusste, dass James unbedingt hören wollte, was ich zu sagen hatte und wie ich mein Herkommen erklärte.

Doch der gute alte Alastair überraschte uns beide. Er kam geradewegs auf mich zu, nahm meine Hand und sagte: »Francesca! Meine Liebe, warum haben Sie uns denn nicht wissen lassen, dass Sie kommen wollten? Ich bin wirklich sehr erfreut, Sie zu sehen! Wie gut, dass Jamie Sie unterwegs aufgelesen hat! Dieses Haus ist nämlich gar nicht so einfach zu finden!«

Ich bemerkte, dass James ein wenig verstimmt war angesichts dieser herzlichen Begrüßung. Das Gefühl, dass seine Rechnung nicht aufgegangen war, versetzte mich in Hochstimmung. Ich entschuldigte mich bei Alastair dafür, dass ich unangemeldet und zu so später Stunde eingetroffen war.

Er fragte mich, wo ich übernachten würde. Das brachte mich in Verlegenheit, und ich murmelte, dass ich wohl nach Basingstoke zurück müsste, es sei denn, in Abbotsfield gebe es so etwas wie eine Pension oder ein Zimmer, vielleicht in einem der Pubs?

»Unsinn, Sie müssen hier bleiben!«, sagte er auf der Stelle, ohne auf die negativen Zeichen von James zu achten. »Bleiben Sie, solange Sie mögen, meine Liebe! Ich sage Ruby, sie soll Ihnen ein Bett machen! Ich schätze, eine Tasse Tee würde Ihnen gut tun. Jamie, warum gehst du nicht in die Küche und machst uns eine Kanne?«

Es gefiel James ganz und gar nicht, auf diese Weise entlassen zu werden, ganz sicher nicht, um Tee zu machen, doch er gehorchte.

Ich denke, »aufgebracht« wäre der richtige Ausdruck für sein Verhalten. Mir wurde bewusst, dass er es mir ankreiden und irgendwann heimzahlen würde. Das dämpfte meine Hochstimmung ein wenig. James schien mir ein Mensch, der nichts und niemandem etwas schuldig blieb, erst recht nicht, wenn ihm jemand quer kam.

Als die Tür hinter ihm ins Schloss gefallen war, beugte sich Alastair vor.

»Haben Sie etwas herausgefunden, Francesca?« Er sah mich besorgt und hoffnungsvoll zugleich an.

Ich erklärte ihm, dass ich offen gestanden in London nicht das Geringste erreicht hatte und schlimmer noch, wo ich auch hingegangen war, die Polizei stets schneller gewesen war. »Die Polizisten leisten verdammt gute Arbeit«, schloss ich. »Wenn Sie jetzt Ihr Geld zurückwollen, ich hab's mitgebracht, abzüglich der Busfahrt. Aber ich habe nachgedacht - und vielleicht sind Sie nicht damit einverstanden...« Ich wartete, doch er schwieg, und ich war gezwungen weiterzureden. »Ich hatte nicht viel Glück, Terrys Spur in London zu verfolgen, und deshalb dachte ich, dass ich vielleicht hier beginnen muss, wo sie gelebt hat, bevor sie nach London kam. Oder dass ich vielleicht ein paar Ideen bekäme, wenn ich erst einmal gesehen hätte, woher Terry kommt. Verstehen Sie, Terry hat zwar mit uns in London das Haus geteilt, aber das heißt nicht, dass sie jemand war, den wir gut gekannt hätten. Um bei der Wahrheit zu bleiben, wir fanden sie ziemlich anstrengend und neigten dazu, sie zu ignorieren. Es tut mir Leid.«

Alastair schien meine Worte nicht als unhöflich zu empfinden. Er nickte. »Ich verstehe Sie sehr gut, Francesca. Offen gesagt, hätten Sie mir erzählt, dass Sie und Theresa Busenfreundinnen gewesen wären, hätte ich sehr skeptisch reagiert. Ich kenne meine Enkelin, und ich weiß, wie schwer sie sich getan hat, Freundschaften zu knüpfen. Sie hatte keine Freunde oder Freundinnen. Oder wenigstens nicht das, was ich unter einer echten Freundschaft verstehe.«

»Aber ich will herausfinden, was passiert ist«, beharrte ich. »Ich wünschte, ich hätte mehr mit ihr geredet. Ich wünschte, ich wäre ihr eine bessere Freundin gewesen, jemand, dem sie hätte vertrauen können. Ich verspreche Ihnen, ich werde mein Bestes geben, um herauszufinden, was geschehen ist. Ich will nicht mehr Geld. Das ist nicht der Grund, aus dem ich gekommen bin. James glaubt, das wäre der Grund, aber er irrt sich.«

Alastair runzelte die Stirn. »Meine Liebe, Jamie ist ganz gewiss

nicht derjenige, der entscheidet, wer hierher zu Besuch kommt und wer nicht! Nebenbei bemerkt weiß er zwar, dass ich Sie in London besucht habe, aber er weiß nichts von unserem kleinen Arrangement, und ich wüsste keinen Grund, warum Sie ihm etwas davon erzählen sollten. Das Geld, das ich Ihnen als Vorschuss gegeben habe, gehört Ihnen, und genau wie abgemacht werde ich Ihnen den gleichen Betrag noch einmal zukommen lassen, falls Sie etwas herausfinden.«

»Aber ich finde vielleicht gar nichts heraus«, entgegnete ich.

»Ich vertraue Ihnen voll und ganz«, sagte er optimistisch. »Jetzt, wo Sie schon einmal hier sind, können wir die Köpfe zusammenstecken, nicht wahr? Gemeinsam überlegen!«

Er klang ganz begeistert, und auch ich fühlte mich schon sehr viel besser. Er war so ein netter alter Bursche. Wenn es jetzt noch eine Fliege in der Suppe gab, dann war es Jamie Monkton, der ganz eindeutig dachte, dass ich nichts Gutes im Schilde führte.

Unvermittelt sagte Alastair: »Ich frage mich, ob irgendeiner von uns die arme Theresa je wirklich gekannt hat.«

Bevor ich darauf antworten konnte, wurde die Tür geöffnet, und eine Frau im mittleren Alter trat ein. Sie trug ein Tablett mit Teetasen.

»So, bitte sehr, meine Liebe!«, sagte sie und stellte das Tablett auf einen kleinen Tisch. »Sie sind also die Freundin von Theresa. Wirklich schön, dass Sie uns besuchen! Ich mache Therasas altes Zimmer für Sie zurecht. Ich denke, dort werden Sie sich wohl fühlen.«

»Danke sehr, Ruby!«, sagte Alastair.

Ich hatte nicht damit gerechnet, dass es eine Haushälterin geben könnte, und ganz gewiss hatte ich nicht darauf spekuliert, dass man mir Terrys Zimmer geben würde. Doch wenn noch immer einige Sachen von ihr dort waren, dann fand sich unter ihnen vielleicht ein Hinweis.

Jamie war hinzugekommen, und er sah noch verdrießlicher drein als zuvor. »Terrys Zimmer?«, fragte er in scharfem Tonfall. »Ist das... ist das für Fran nicht ein wenig deprimierend?«

»Nein, es macht mir nichts, danke«, sagte ich rasch, was mir einen bösen Blick eintrug.

Ich beschloss, die Initiative zu ergreifen, und fragte ihn: »Sind Sie ein Cousin von Theresa?«, denn das erschien mir die wahrscheinlichste Möglichkeit.

»So ähnlich«, sagte er kurz angebunden. Oder wenigstens glaube ich, dass er das sagte.

»Jamie ist eigentlich der Sohn eines meiner Cousins«, sagte Alastair. »Ziemlich komplizierte Verwandtschaft, aber Cousin reicht aus, um es zu beschreiben. Theresa nannte dich doch immer Cousin, nicht wahr?«

Jamie grunzte etwas und begann in seinen Taschen zu kramen. Ich spürte ein Kribbeln im Rücken. Er zog eine vertraut aussehende goldene Zigarettenpackung hervor. Ganz ruhig!, befahl ich mir. Es ist eine bekannte Marke. Das muss noch überhaupt nichts heißen.

Er blickte auf und bemerkte mein Starren. »Haben Sie etwas dagegen, wenn ich rauche?«

»Nein«, antwortete ich aufrichtig. Ich wollte sehen, ob er auch ein Streichholzbriefchen benutzte, um seine Zigarette anzuzünden. Aber nein, er hatte ein Feuerzeug, eines von diesen Einwegdingern aus buntem Plastik. Ich beschloss, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit sämtliche Papierkörbe im Haus zu durchsuchen.

Wir tranken unseren Tee bei leichter Konversation über das Leben auf dem Land, und schließlich kam Ruby zurück, um mir mein Zimmer zu zeigen.

Als ich an Jamie in seinem Sessel vorbeikam, murmelte er mir zu, so leise, dass außer mir niemand sonst etwas davon mitbekam: »Richten Sie sich nur nicht allzu häuslich ein!«

**KAPITEL 9** Ich folgte Ruby die Treppe hinauf und bemühte mich, eine Vorstellung vom Grundriss des Hauses zu erhalten. Durch das Leben in unserem alten Haus in London hatte ich ein Auge für die architektonischen Eigenheiten vergangener Zeiten entwickelt. Damals bevorzugte man jede Menge Stuck, Bildergalerien und Bögen.

Schon auf den ersten Blick erkannte ich, dass dieses Haus hier tief in die Baustruktur eingreifende Umbauten erfahren hatte, wahrscheinlich schon vor hundert Jahren. Zum einen hätte heutzutage niemand mehr die Genehmigung erhalten, an der Innenaufteilung eines so alten Hauses nach Gutdünken herumzupfuschen. Außerdem machten die Umbauten den Eindruck, schon vor Ewigkeiten durchgeführt worden zu sein. Hinweise dafür waren Bögen, die sich aufschwangen, aber, von einer Trennwand zerteilt, im Nirgendwo endeten; Wände deuteten unter ihrem Putz dort Rechtecke an, wo Türen zugemauert worden waren; es gab Türen und auch Fenster, deren falsche Proportionen deutlich machten, dass sie später und an Stellen, die ursprünglich nicht für sie vorgesehen waren, hinzugefügt worden waren. Der Boden hatte gefährliche Niveauunterschiede, aufgefangen durch Stufen im Korridor, die man, ohne dass sie einen Richtungswechsel bedeutet hätten, mal hinauf und mal hinunter steigen musste. Und all das im Haupthaus, nicht in einem der neueren Flügel, die ich draußen bemerkt hatte. Ich erwähnte es Ruby gegenüber.

»Das Haus scheint sehr alt zu sein. Hat man viel daran verändert?«

»Nicht zu meiner Zeit«, antwortete die Haushälterin, ohne sich zu mir umzudrehen, und sie und ihr breites Hinterteil wackelten eifrig weiter vor mir her. »Aber ich glaube, ursprünglich muss es sich um zwei Häuser gehandelt haben, die sozusagen Rücken an Rücken zueinander standen. Dieser Korridor hier...«, endlich blieb sie stehen und deutete den Gang hinauf und hinunter, durch den wir marschierten, »das hier ist die Stelle, wo einst die Häuser aufgehört haben, sehen Sie? Diese Türen wurden herausgeschlagen, um sie zu verbinden. Macht das Sauberhalten nicht gerade leicht, das kann ich Ihnen sagen!«

Wir waren am Ziel angekommen. Sie drückte eine polierte Messingklinke herunter, und Licht durchflutete den Korridor. »Das Zimmer der kleinen Theresa«, sagte sie. »Ich kann irgendwie immer noch nicht glauben, dass sie nie wiederkommen wird. Sie kommen jetzt zurecht, meine Liebe, oder? Lassen Sie mich wissen, falls Sie irgend etwas brauchen. Die Familie isst üblicherweise um sieben, aber ich

werde heute mit dem Servieren bis halb acht warten, damit Sie Gelegenheit haben, sich ein wenig einzurichten. Es gibt reichlich heißes Wasser, falls Sie vorher noch ein Bad nehmen möchten.«

Ich begriff sehr schnell, warum Ruby nicht glauben konnte, dass Terry nie mehr wiederkam. Tatsache war, dass das Zimmer wirkte, als sei sie nie weg gewesen. Sobald ich eintrat, wusste ich, dass Terry bei mir war. Ich warf sogar einen Blick auf den hohen weißen Lloyd-Sessel, halb in der Erwartung, sie dort in ihrer schmutzigen Strickjacke sitzen zu sehen und mich zwischen Spanielohren aus wirrem blondem Haar hindurch zu beobachten.

Doch etwas war anders. Früher, als sie noch gelebt hatte, war es mir stets so vorgekommen, als mochte sie mich nicht. Das hatte sich geändert. Diesmal hatte sie nichts dagegen, dass ich hier war, im Gegenteil, ich hatte das eigenartige Gefühl, als begrüßte sie meine Anwesenheit, als wüsste sie, warum ich gekommen war, und als hieße sie es gut. Sie erwartete, dass ich etwas tat. Ich hoffte, dass ich sie nicht wieder enttäuschen würde.

Alastair und Terry setzten beide all ihre Hoffnungen auf mich. Ganesh hatte Recht – ich hatte einen größeren Bissen genommen, als ich herunterschlucken konnte.

Das Zimmer war hübsch, ein Kinderzimmer eines geliebten kleinen Mädchens. Eine Reihe von Stofftieren, ausnahmslos abgewetzt und beschädigt, kauerte auf einer weiß gestrichenen Schubladenkommode. Alles war weiß gestrichen. Die Bettdecke hatte ein Blumenmuster, und es gab eine nierenförmige Frisierkommode mit einem dazu passenden Volant. Die Vorhänge passten ebenfalls dazu. Jemand hatte sich eine Menge Mühe mit diesem Zimmer gegeben. Es war sehr feminin, ein bisschen zu niedlich und definitiv nicht meine Art von Geschmack. Es machte mich irgendwie nervös mit seinem beharrlichen Festhalten an kindlicher Unschuld. Und Terry, ganz gleich, wie sie gewesen sein mochte – als unschuldig konnte man sie keinesfalls beschreiben.

Doch das war nur meine Ansicht über sie. Alastair hatte bei unserem ersten Gespräch in dem indischen Restaurant ganz eindeutig die Ansicht vertreten, dass seine Enkelin nicht wisse, wie verschlagen und hinterhältig die Welt heutzutage war. Theresa war sein kleines Mädchen gewesen und würde es immer bleiben. Der Tod hatte ihm einen Gefallen erwiesen, doch davon wusste Alastair nichts. Der Tod würde ihm helfen, das Bild, das Alastair von Terry hatte, zu erhalten, ewig jung und ewig schön. Sie war kein menschliches Wesen mit all

seinen Fehlern und seinem Recht auf eigene Erfahrungen mehr, sondern eine Puppe, eingehüllt in Zellophan, sodass ihre Kleider niemals schmutzig wurden und ihr Haar niemals unordentlich. Mein Unbehagen steigerte sich.

Ich trat ans Fenster. Es ging zur Rückseite des Hauses hinaus, was bedeutete, dass Ruby und ich auf dem Weg hierher die Wand durchschritten haben mussten, die einmal die beiden Gebäude getrennt hatte, und dass ich vom vorderen Haus in das hintere gelangt war. Es war sicher ruhiger hier, auf der dem Hof abgewandten Seite, der wahrscheinlich von frühmorgens bis spät in den Abend hinein ein lauter, geschäftiger Ort war. Die Aussicht ging hinaus auf den Garten, einem Gewirr aus wuchernden Büschen, schon lange nicht mehr zurückgeschnittenen Bäumen, ungepflegten, von Gras überwucherten Pfaden und ungeschnittenem Rasen. Trotzdem hübsch. Der Garten war ein Ort, in dem man umherspazieren konnte. Kinder würden diesen Garten lieben. Ein großartiger Platz, um Verstecken zu spielen, Räuber-und-Gendarm und all die anderen Spiele. Sogar Mörder und Detektiv.

Irgendjemand konnte dort draußen hinter den Büschen stehen und das Haus beobachten, und niemand würde es bemerken. Er konnte bis auf fünfzehn Meter heran, unsichtbar – vielleicht stand er jetzt, in diesem Augenblick dort und beobachtete mich.

Ich trat vom Fenster weg. Mir war nach einem heißen Bad zumute, und mit einem Blick auf meine Armbanduhr stellte ich fest, dass es fast zehn vor sieben war. Ruby hatte mir den Weg zum Badezimmer gezeigt, einfach über den Korridor. Ich hatte nicht viel Zeit. Hinter der Tür hing ein verblasster gesteppter Morgenmantel. Ich nahm ihn vom Haken.

Im Kragen war ein Namensschild aus Stoff eingenäht. *TE Monkton*. Es brachte mich für einen Augenblick zurück in die Zeit, als ich selbst elf Jahre alt gewesen war und gerade auf die Privatschule ging, von der mein Vater hoffte, dass sie der Grundstein meines späteren Erfolgs sein würde. Großmutter Varady hatte Namensschildchen wie dieses in all meine Sachen genäht, in meine neue Schuluniform, sogar in meine Socken. In jener Schule gab es spezielle Aufnäher dafür. Ich fragte mich, wer die Aufnäher in Terrys Sachen eingenäht hatte. Nach dem, was Alastair mir über ihre Mutter erzählt hatte, schien sie nicht der Typ zu sein, der so etwas machte, auch wenn sie in der Modebranche arbeitete und imstande sein sollte, ein paar Stiche zu nähen. Dieser alte Morgenmantel zeigte mir jedenfalls, dass

Terry in einem Internat gewesen sein musste. Ich war auf eine gewöhnliche Tagesschule gegangen. Ich war froh, dass Vater mich nicht auf ein Internat geschickt hatte. Ich hasste meine Schule, aber wenigstens konnte ich am Ende eines jeden Tages wieder nach Hause zurück.

Ich zog den Morgenmantel über und ging rasch über den Korridor zum Badezimmer hinüber. Fast hätte ich mich der Länge nach hingelegt, als ich die Tür öffnete, denn genau hinter der Schwelle befanden sich zwei jener unerwarteten Stufen. Ich betrat das Badezimmer, taumelte ins Leere und konnte mich nur dadurch retten, dass ich mich an der Türklinke festhielt und daran schaukelte wie ein Schimpanse. Ruby hätte mich wirklich warnen können.

Das Badezimmer hatte die Größe eines Schlafzimmers, war in früheren Zeiten wohl auch ein Schlafzimmer gewesen. Moderne Installationen waren nur nach und nach eingebaut worden. Ich ließ drei Zoll heißes Wasser in eine massive Wanne auf gusseisernen Löwenfüßen laufen – zu mehr blieb keine Zeit. Ich hatte meinen Rock mitgenommen und hängte ihn nun so auf, dass der Dampf die Knitterfalten herausziehen konnte, dann kletterte ich in die Wanne und legte mich ins Wasser. Ich fühlte mich verloren in ihrer Größe und überlegte, für wie viele Leute auf einmal sie wohl einst gemacht worden war. Ich hatte nicht gewusst, dass man in der guten alten viktorianischen Zeit fröhlich zusammen gebadet hatte. Ich wünschte, ich hätte mehr Wasser einlaufen lassen. Als ich mich lang ausstreckte, ragten noch immer Körperteile aus dem Wasser, meine Knie stachen hervor wie zwei winzige Gipfel, mein Bauch bildete eine flache Insel, meine Brustwarzen Korallenriffs. Ich bespritzte jede trockene Stellen gerade mit Wasser, als ich draußen vor der Badezimmertür unvermittelt ein eigenartiges Geräusch vernahm.

Es war ein leises Heulen, begleitet von einem dumpfen Grollen. Fast, als rumpelte ein kleiner Milchwagen vorbei. Ich weiß, es klingt unwahrscheinlich, aber so hörte es sich an. Dann hörte ich einen metallischen Klang und schließlich – kein Zweifel möglich – einen Aufzug.

Ein Aufzug? In einem Privathaus? Es schien, als erwartete mich ein Abend voller Überraschungen.

Ich fühlte mich besser und erfrischt, als ich kurze Zeit später aus der Wanne stieg. Ich hatte schon befürchtet herauszufinden, dass meine Zehen wund und aufgerieben vom Laufen in den Pixieboots sein würden, doch es war nichts passiert, wie ich zu meiner nicht

geringen Erleichterung feststellte. Ich konnte mir nicht leisten, ausgerechnet jetzt fußkrank im Bett zu liegen. Ich wickelte mich in den Morgenmantel, schlüpfte hinaus in den Korridor und zog hinter mir die Tür ins Schloss.

Der Gang war an dieser Stelle dunkel. Ich fummelte noch am Türgriff, als ich Schritte hinter mir hörte und dann ein überraschtes Einatmen. »Theresa?«, flüsterte eine Männerstimme.

Ich wandte mich um. Es war Jamie, weiß wie ein Bettlaken, wie ich selbst im Halbdunkel mühelos erkennen konnte.

Als er sah, wer ich war, flutete die Farbe zurück in sein Gesicht. »Was zur Hölle glauben Sie eigentlich, was Sie da tun? Das ist der Morgenmantel meiner Cousine!«, fauchte er.

»Ach?« Ich zupfte an dem Mantel. »Ich habe keinen eigenen mitgebracht. Er hing im Zimmer. Ich dachte nicht, dass irgendjemand etwas dagegen hätte.«

»Nun, *ich* habe etwas dagegen!« Er klang wirklich erschüttert.

Ich glaubte mich entschuldigen zu müssen. Er musste einen höllischen Schrecken erlitten haben. Ich sagte ihm, dass es mir Leid tat. »Ich dachte nicht, dass mich jemand sehen würde. Ich bin nur das kurze Stück über den Korridor gelaufen.«

»Lassen Sie sich bloß nicht von jemand anderem sehen! Die alten Leute... Alastair. Der alte Knabe würde glatt einen Herzschlag kriegen! Und wenn das nicht, so würde es ihn nur unnötig aufregen...«

Er wandte sich ab und stapfte davon, immer noch sichtlich mitgenommen, und ich blieb allein an der Badezimmertür zurück. Irgend etwas von dem, was er gesagt hatte, nagte an mir. Die alten Leute? Wer denn sonst noch – außer Alastair?

Zurück in meinem – in Terrys Zimmer öffnete ich eine Schublade in der Frisierkommode und fand ein Durcheinander aus den verschiedensten Kosmetika und Make-ups. Ich entdeckte einen rosafarbenen Lippenstift, der nicht zu knallig war, malte meine Lippen damit an, dann rieb ich mir mit dem Puderkissen aus einer flachen Dose über die Nase, schlüpfte in Rock und Nylons, polierte meine staubigen Stiefel mit einem Papiertuch aus einer Box auf der Kommode und machte mich schließlich auf den Weg.

Zuerst jedoch erkundete ich das Ende des Korridors. Und siehe da, in einer Nische fand ich den Aufzug. Tatsächlich ein Aufzug in einem Privathaus? In einem alten Haus, das nicht einmal über ein modernes Badezimmer verfügte? Ich überlegte, ob ich einsteigen und auf den Knopf drücken sollte, doch dann entschied ich mich dagegen

– wahrscheinlich würde man es als dreist empfinden. Ich ging zur Treppe.

Auf dem Weg nach unten hörte ich Stimmen aus dem Wohnzimmer. Jamie hielt einen Vortrag in einem überheblichen Tonfall. Ich hörte Alastairs durch die Entfernung gedämpften Protest. Dann fuhr Jamie so laut fort, dass ich jedes Wort deutlich verstand:

»Aber du weißt nicht das Geringste über diese Frau! Sie sagt, sie hätte Theresa gekannt, aber wir wissen alle sehr genau, in welcher Gesellschaft sich Theresa aufgehalten hat! Diese Frau ist wahrscheinlich irgendein dahergelaufener Heroinjunkie von Gott weiß woher! Wir werden Nadeln in den Blumenbeeten finden und müssen alles unter Verschluss halten!«

Es war der passende Zeitpunkt für meinen Auftritt. Ich stieß die Tür auf und marschierte hinein. Ich würde eine kleine Ansprache halten, dass ich nichts von Drogen hielt und nie gehalten hatte, genauso wenig, wie ich eine Diebin war, und dass sie sich deswegen keine Sorgen machen müssten. Ich würde nicht mit dem Familiensilber verschwinden. Doch bevor ich etwas sagen konnte, dröhnte eine tiefe, weibliche Stimme los:

»Sie sind also die junge Lady, die mein Bruder in London besucht hat?«

Ich hatte sie beim Eintreten nicht gesehen, und als sie die Stimme erhob, schrak ich mächtig zusammen. Ich wirbelte herum.

Vor mir saß eine stattliche alte Lady in einem Rollstuhl. Sie trug eine Rüschenbluse und einen langen Rock, der ihre Beine bedeckte. Ihr Haar war weiß mit einem leichten Blaustich und sehr hübsch gewellt. Ihre Augen lagen tief in den Höhlen, doch sie waren sehr groß und dunkel und schienen mich sofort zu durchschauen. Der Rollstuhl erklärte den Aufzug und den Lärm, den ich draußen vor dem Badezimmer gehört hatte. Sie war so offensichtlich Alastairs Schwester, dass ich es selbst dann erraten hätte, wenn sie ihn nicht »mein Bruder« genannt hätte. Sie besaß die gleichen markanten Gesichtszüge, doch sie sah ein oder zwei Jahre älter aus als er.

Alastair war aufgestanden, als ich eingetreten war, doch Jamie blieb sitzen und funkelte mich an. Er wusste, dass ich gehört hatte, was er über mich dachte. Er war froh darüber. Es sparte ihm die Mühe, mir alles noch einmal ins Gesicht zu sagen.

Höflich sagte Alastair: »Ja, das ist Francesca, Ariadne. Fran, meine Liebe, dies ist meine Schwester, Mrs. Cameron.« Dann – wie beiläufig – fügte er noch hinzu: »Dies ist ihr Haus.«

Ich gehöre wirklich nicht zu der Sorte Mensch, die leicht in Verlegenheit zu bringen ist, doch in diesem Augenblick wusste ich wirklich nicht mehr, was ich sagen sollte. Wenn dies ihr Haus war, dann hätte die Einladung zu bleiben von ihrer Seite kommen müssen und nicht von Alastair. Ich hatte nicht einmal von ihr gewusst, und da stand ich nun, fiel mit der Tür ins Haus, marschierte einfach hinein und organisierte mir eine Einladung. Ich brachte es nicht über mich, Jamie anzusehen. Ohne Zweifel sah ich in diesem Augenblick so aus, als sei jedes Vorurteil gerechtfertigt, das er gegen mich hegte.

Doch Ariadne sagte einfach: »Es ist sehr schön, Sie kennen zu lernen, Francesca. Ich hoffe sehr, dass Ihnen Ihr Zimmer gefällt. Es war früher Therasas Zimmer, wie man Ihnen ohne Zweifel bereits gesagt hat.«

Ich murmelte ein »Ja« und fügte hinzu: »Bitte nennen Sie mich Fran. Nur meine Lehrer in der Schule haben mich Francesca genannt. Wenn ich so gerufen werde, denke ich jedes Mal, dass ich in Schwierigkeiten stecke.«

»Wurden Sie häufig so gerufen?«, fragte Jamie zuckersüß.

Mrs. Cameron bedachte ihn mit einem Blick, der jeden auf der Stelle zur Salzsäule hätte erstarren lassen. Doch ihre Worte klangen überraschend nachsichtig. »Nun benimm dich, Jamie. Fran hat eine lange und anstrengende Reise unternommen, um uns zu besuchen!«

Es klang ganz so, als hätten sie mich wirklich eingeladen und als erwiese ich ihr und ihrem Bruder eine Art Gefallen, und ich war ihr wirklich dankbar dafür. Sie musste bemerkt haben, wie rot ich im Gesicht geworden war. Sie und Alastair wirkten so nett und freundlich; kaum vorstellbar, dass sie mit Jamie verwandt sein sollten.

Ruby kam herein und verkündete, dass wir uns beeilen sollten, »das Essen steht auf dem Tisch und wird kalt!«

Es war ein in seiner Zusammenstellung sehr traditionelles Essen, gegrillte Lammkoteletts mit Tomaten, Pilzen und dem besten Kartoffelpüree, das ich jemals gegessen habe, gefolgt von Melassetörtchen und Vanillesoße. Mrs. Cameron ließ die Süßspeise weg und nahm nur ein kleines Stückchen Käse. Wir anderen fielen über das Essen her und ließen nichts mehr übrig. Ich hatte überhaupt nicht bemerkt, wie ausgehungert ich gewesen war.

Nach dem Essen kehrten wir alle ins Wohnzimmer zurück. Der Kaffee wartete bereits auf einem Tablett. Es wurde allmählich spät, und so fragte ich, ob es in Ordnung sei, wenn ich jemanden in London anriefe und Bescheid gäbe, dass ich angekommen sei. »Ich zahle

das Gespräch selbstverständlich.«

»Natürlich müssen Sie anrufen und Ihren Freunden sagen, dass Sie heil angekommen und in Sicherheit sind!«, antwortete Alastair augenblicklich. »Der Apparat steht draußen in der Halle.«

Ich ging nach draußen in die leere Eingangshalle. Irgendwo in einem der angrenzenden Räume hörte ich Geschirr klappern. Ruby in der Küche. Neben dem Telefon stand eine Großvateruhr und tickte leise vor sich hin. Ansonsten war niemand in der Nähe, der mich hätte hören können.

Ich wählte die Nummer der Patels. Ganesh hob ab. »Gott sei Dank!«, sagte er. »Ich habe mir ohne Ende Sorgen gemacht! Wo steckst du?«

Ich erklärte ihm, dass ich bei den Monktons übernachtete und er sich keine Sorgen machen müsse.

»Das zu beurteilen ist wohl meine Sache!«, schimpfte er.

»Hör mal, du solltest nicht dort herumhängen! Du kennst diese Leute doch gar nicht!«

»Sie sind durch und durch ehrbar, Gan! Mach jetzt keinen Wirbel, ja? Hör zu, ich kann nicht so lange telefonieren, wie ich will. Ich wollte dir nur Bescheid geben, dass ich heil angekommen bin und alles in Ordnung ist.«

»Prima, aber falls irgendetwas Merkwürdiges passiert, ganz egal was, hörst du, dann hängst du dich ans Telefon, und ich komme mit dem Lieferwagen, um dich abzuholen! Ansonsten endest du vielleicht durch und durch tot und ganz und gar nicht ehrbar!«

»Versprochen, Gan. Bis dann.«

Ich legte den Hörer auf die Gabel und wandte mich um. Ich hatte mich geirrt, als ich annahm, niemand könnte mich hören. Jamie stand mit vor der Brust verschränkten Armen vor der geschlossenen Wohnzimmertür. Er musste irgendeine Ausrede erfunden haben, um den Raum zu verlassen, damit er mein Gespräch belauschen konnte. Ich wurde wütend.

»Genug gehört?«, fauchte ich.

»Wer ist Gan?«, konterte er.

»Das geht Sie überhaupt nichts an! Ein Freund!«

»Männlich oder weiblich?«

»Männlich. Sie stellen ziemlich unverschämte Fragen, wie? Wie können Sie es wagen, mich zu belauschen?« Ich war außer mir vor Empörung.

»Ich lausche überhaupt nicht, Süße. Ich bin rausgegangen, weil

ich eine Zigarette rauchen wollte. Ariadne verträgt es nicht. Sie muss husten, wenn ich in ihrer Gegenwart rauche.« Er zog seine Benson & Hedges aus der Tasche und bot mir eine an.

»Danke, ich rauche nicht«, sagte ich kühl.

»Wenigstens eine Tugend? Und die anderen haben Sie alle verloren, was?« Er steckte sich seine Zigarette an und grinste. »Was das Schnüffeln angeht – jede Wette, dass Sie nicht schüchtern sind und rot anlaufen, wenn es darum geht, herumzulaufen und Fragen zu stellen, Fran! Ist das nicht der Grund, aus dem Sie hergekommen sind? Oder wenigstens einer der Gründe?«

Er hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. »Na und?«, fauchte ich.

»Kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten!«, fauchte er zurück. »Dieser Gan, ist er Ihr Freund?«

»Kümmern wir uns doch beide um unsere eigenen Angelegenheiten, ja?«

Ich hatte genug von seinen Unverschämtheiten. Außerdem ging ihn meine Beziehung zu Ganesh wirklich nicht das Geringste an.

Wir starrten uns an, doch Jamie gab als Erster nach und senkte den Blick. Mit gespielter Höflichkeit hielt er mir die Wohnzimmertür auf, und ich stapfte an ihm vorbei zu den anderen.

Mrs. Cameron trank keinen Kaffee. Auf dem Tablett stand ein Glas Wasser. Ihr Bruder reichte ihr das Glas, und sie nahm ein paar Tabletten und spülte sie mit dem Wasser hinunter. Ich fragte mich, ob es Schmerzmittel waren. Ihre Gesichtszüge hatten diesen erschöpften Ausdruck, den Gesichter eben annehmen, wenn Schmerzen niemals wirklich ganz verschwinden.

Unmittelbar nachdem sie die Tabletten eingenommen hatte, verkündete sie, dass sie nun »nach oben gehen« würde, und wünschte uns allen eine gute Nacht. Damit waren außer mir nur noch die beiden Männer da, Alastair und Jamie. Alastair öffnete einen Barschrank, doch ich wollte nichts mehr trinken. Ich war vollkommen erledigt und sehnte mich nach meinem Bett, und so wünschte ich ebenfalls eine gute Nacht.

Ich war sicher, dass James, sobald ich das Zimmer verlassen hätte, erneut auf Alastair einreden würde, damit er mich wegschickte. Jeder der beiden würde einen Whisky trinken, und alles sah ganz danach aus, als hätten sie sich auf mehr als ein kurzes Gespräch zusammengesetzt. Alastair hatte Pfeife und Tabak hervorgezogen und hantierte damit herum. Ich wartete hoffnungsvoll darauf, dass ein Streichholzbriefchen auftauchte, doch er stand auf, nahm einen papiernen Fidi-

bus aus einem Glas auf dem Kaminsims, um diesen am Kaminfeuer zu entzünden. Jamie hatte erneut seine Benson & Hedges gezückt, zusammen mit seinem bunten Einwegfeuerzeug. Ich begann bereits zu glauben, dass das Streichholzbriefchen eine Spur sein könnte, die sich als Sackgasse herausstellte.

Ich machte mir keine Gedanken über das, was Jamie in meiner Abwesenheit gegen mich vorbringen würde. Ich war sicher, dass jeder der beiden älteren Herrschaften durchaus mit ihm fertig wurde. Allerdings fragte ich mich, was ihn berechtigte, hier zu sein, wenn er doch nur ein entfernterer Verwandter war.

Auf der anderen Seite war ich froh darüber, dass die beiden nun für eine Weile beschäftigt waren. Wenn ich meine Arbeit richtig machen wollte, durfte ich keine Zeit verschwenden. Ich musste Terrys Zimmer gründlich durchsuchen. Ich wusste, dass ich nur diese eine Nacht hatte, um etwas finden zu können, von dem jemand im Haus vielleicht glaubte, dass es nicht für meine Augen bestimmt war. Hernach würde es nicht mehr da sein.

Doch ich war tatsächlich auch hundemüde. Zu müde für eine aufmerksame Suche, und aller Wahrscheinlichkeit nach würde ich etwas Wichtiges gar nicht bemerken. Also beschloss ich, ganz früh aufzustehen und das Zimmer vor dem Frühstück zu durchsuchen. Ich zog die Vorhänge zurück, damit mich die Morgensonne wecken konnte.

Draußen herrschte pechschwarze Finsternis. Nicht die Art von Dunkelheit, die ich aus der Stadt gewohnt war, wo stets ein Lichtschein von der Straßenbeleuchtung über den Dächern hängt. Die Nacht hier draußen auf dem Land war eine massive schwarze Wand. Falls nicht Neumond war, lag der Mond hinter dichten Wolken verborgen.

Alles war ganz still. In der Stadt gibt es stets Hintergrundgeräusche, Verkehrslärm, fahrende Autos, Züge. Die Menschen bleiben länger auf und gehen aus, um sich zu amüsieren. Hier war es erst Viertel vor zehn, doch Ariadne lag bereits im Bett. Ich stand ebenfalls im Begriff, mich schlafen zu legen, und nach dem Fehlen jeglicher Lebenszeichen oder Geräusche zu urteilen, lagen alle anderen auf dem Gestüt – mit Ausnahme der beiden Männer im Wohnzimmer, die sich bei einem Glas Whisky unterhielten – ebenfalls längst im Bett.

Großmutter Varady hatte ihre Kindheit in einem Dorf draußen in der ungarischen *Puszt*a verbracht. Die Nächte dort seien gewesen wie

schwarzer Samt, hatte sie erzählt, übersät mit den winzigen orange-farbenen Lichtpunkten der Lagerfeuer von Hirten, die Pferde und Rinder hüteten. Vielleicht werde ich eines Tages nach Ungarn fahren, wenn ich jemals so viel Geld zusammenbringe. Es gibt eine Menge Dinge, die ich gerne einmal tun würde, wenn ich das Geld dazu hätte. Ich könnte nach meinen Wurzeln suchen. Nicht, dass ich das Gefühl habe, ich hätte in Ungarn Wurzeln. All meine Wurzeln habe ich in London. Ich spreche nicht einmal Ungarisch. Oft wünsche ich mir, ich hätte es im Kindesalter von Großmutter Varady und von Dad gelernt. Für Kinder ist das Lernen von Sprachen ein Klacks. Aber ich hatte meine Chance nicht genutzt. Eine weitere von zahllosen versäumten Gelegenheiten. Die Geschichte meines Lebens, versäumte Gelegenheiten.

Nichts durchbrach die Dunkelheit vor meinem Fenster. Das Haus war eine Oase inmitten einer See aus Nichts. Ich wünschte, ich hätte den Hof sehen können, denn dort gab es ohne Zweifel eine Notbeleuchtung, die ständig brannte. Von meinem Fenster aus war nichts davon zu sehen. Ich riss mich zusammen und redete mir ein, dass es nur ein Mangel an »Purpur« in meinen Augen war. Irgendjemand hat mir einmal erzählt, dass Stadtbewohner nicht genug »Purpur« in den Augen hätten, was auch immer das sein mag, um in der Dunkelheit gut sehen zu können. Landbewohner sind an dunklere Nächte gewöhnt und kommen besser zurecht. Ich weiß nicht, ob etwas Wahres daran ist oder nicht. Ich wusste auch nicht, ob möglicherweise jemand, dem die Dunkelheit im Gegensatz zu mir nichts ausmachte, draußen auf der Lauer lag. Der heimliche Beobachter, immer beobachtend. Ich glaubte inzwischen fest an seine Existenz, so sehr ich mir auch einzureden versuchte, dass er nur ein Hirngespinnst und ein Produkt meiner Fantasie sei.

Als hätte ich nicht genug Probleme damit, was im Innern des Hauses alles geschehen könnte. Ich drehte den großen alten Schlüssel im Schloss und sperrte mich ein.

Ich schlief ein, sobald ich mit dem Kopf das Kissen berührte – und wachte genauso plötzlich wieder auf. Ich wusste nicht, wie spät es war – und im ersten Augenblick wusste ich nicht einmal genau, wo ich mich befand. Der Mond, nun doch bereit dazu, schien durch die offenen Vorhänge in mein Zimmer, tauchte es ganz in reines silbernes Licht. Ich konnte die Möbel sehen, meine Kleider über dem Stuhl, wo ich sie hingeworfen hatte, zu müde, um etwas in den Schrank zu hängen, die Sammlung alter Spielsachen auf der Schubla-

denkmode, das Muster auf der Tapete.

Und die Messingtürklinke. Ich hatte mich im Bett aufgesetzt und blickte direkt auf die Tür und die Klinke, die sich unendlich langsam nach unten bewegte, als würde jemand auf der anderen Seite sie vorsichtig herunterdrücken. Ich starrte fasziniert hin. Ich hätte eigentlich Angst haben müssen, doch irgendwie hatte ich mit so etwas gerechnet und war darauf vorbereitet gewesen. Nicht gerade darauf, dass sich tatsächlich jemand Zutritt zu meinen Zimmer verschaffte, doch was ich in diesem Fall tun würde, hing auch von einer ganzen Reihe Dinge ab.

Außerdem, so sagte ich mir, war die Tür von innen abgesperrt.

Der Griff ging wieder nach oben. Wer auch immer dort draußen war, er schien sich die Sache noch einmal zu überlegen. Er – ich war ziemlich sicher, dass es Jamie sein musste – hatte anscheinend erkannt, dass ich den Schlüssel umgedreht hatte. Die Bodendielen knarnten. Ich dachte schon, er hätte aufgegeben, und entspannte mich wieder.

Zu früh gefreut. Einige Sekunden später war er zurück. Er war nur weggegangen, um etwas zu holen. Ein Stück Karton, das er nun unter dem recht breiten Türschlitz hindurchschob. Ich konnte mir denken, was als Nächstes kommen würde, doch ich blieb im Bett sitzen und beobachtete weiter. Ich war gespannt, ob es ihm gelingen würde. Der Schlüssel klapperte im Schloss. Er schob ihn von der anderen Seite heraus. Er fiel herunter und landete mit einem leisen Klimpern auf dem Karton. Jetzt begann er, den Karton mitsamt dem Schlüssel darauf langsam zurückzuziehen.

Wenn ich seinen Plan durchkreuzen wollte, musste ich spätestens jetzt aus dem Bett und den Schlüssel packen, bevor er meinem Zugriff entzogen wurde. Doch ich hatte zu lange gewartet; meine Einsicht kam zu spät. Der Schlüssel glitt unter der Tür hindurch und war weg. Er kratzte im Schloss. Der Türgriff wurde erneut heruntergedrückt.

Ich war nackt und verspürte nicht die geringste Lust, Jamie Monkton eine kostenlose Show zu liefern. Ich sprang aus dem Bett, packte den Morgenmantel und fand gerade ausreichend Zeit hineinzuschlüpfen, bevor sich die Tür öffnete.

»Warum kommen Sie nicht herein?«, rief ich.

Er kam mit so viel Haltung herein, wie er unter den gegebenen Umständen bewahren konnte. Er trug Tennisschuhe, Jeans und Sweatshirt. Einbrecherklamotten zu Einbrecherzeiten.

Ich hatte keine Angst, ich könnte nicht mit ihm fertig werden, denn ich war sicher, dass er keinen lautstarken Streit vom Zaun brechen würde, der ohne Zweifel Alastair auf den Plan gerufen hätte. Doch ich wollte herausfinden, was er hier zu suchen hatte. Es war nicht mein Körper, dessen war ich mir so gut wie sicher. Er musste ziemlich genau wissen, was ich von ihm dachte. Andererseits konnte man bei Männern nie wissen. Sie neigen dazu, ein Nein als ein Ja zu interpretieren, und große hübsche Burschen wie Jamie bekamen es nie in ihre dämlichen Köpfe, dass ein Mädchen sie nicht mögen könnte, ganz gleich, was man ihnen sagte.

»Wenn Sie mir jetzt erzählen wollen, dass ich das erotischste Wesen bin, das Sie je gesehen haben«, sagte ich sarkastisch, »dann vergessen Sie's lieber gleich.«

»Das soll wohl ein Scherz sein«, entgegnete er im Brustton der Überzeugung, mit so viel Überzeugung, dass ich mich alles andere als geschmeichelt fühlte; und obwohl ich es herausgefordert hatte, war ich nun beleidigt. »Ich würde Sie nicht einmal mit der Kneifzange anfassen, wenn ich Gummihandschuhe anhätte, wie man so schön sagt.«

»Auf Sexspielchen steht er auch noch«, sagte ich.

Er antwortete mit einem angewiderten Blick. »Soweit es mich betrifft, sind Sie nichts weiter als Abfall, der von der Stadt hierher geweht worden ist. Gott weiß, was ich mir bei Ihnen alles holen könnte. Vielleicht sind Sie sogar HIV-positiv! Überraschen würde mich das nicht!«

»Danke sehr.« Wenigstens wusste ich jetzt, dass er nicht hergekommen war, um mit mir zu vögeln. »Was wollen Sie?«, fragte ich.

»Sie haben vielleicht Nerven!« Er klang erstaunt, als könnte er irgendwie nicht glauben, dass ich so schwer von Begriff war. »Sie kommen hierher, schaffen es, eingeladen zu werden, umgarnen die alten Leute, ja selbst Ruby, laufen im Bademantel meiner Cousine herum, schlafen in ihrem Zimmer... und reißen sich wahrscheinlich auch alles andere unter den Nagel, was ihr gehört hat, schätze ich.«

Der rosa Lippenstift fiel mir ein, und ich spürte, wie meine Wangen brannten. Ich war nur froh über das Mondlicht, in dem er, wie ich hoffte, nichts davon sah.

»Ich schleiche jedenfals nicht zu nachtschlafender Zeit durch die Gegend und verschaffe mir Zutritt zu anderer Leute Zimmer!«, giftete ich zurück.

Er grinste nur, hielt den Schlüssel hoch und schwenkte ihn lang-

sam wie ein Metronom, das den Takt vorgibt. »Haben Sie mich erwartet?«

Er schien immer noch dem Missverständnis anzuhängen, dass ich ihn attraktiv fand und hier wach gelegen hatte in der Hoffnung, dass er kam. Ich unterdrückte den Impuls, es abzustreiten, denn er hätte mir sowieso nicht geglaubt und meinen Protest als Beweis genommen.

»Was wollen Sie?«, fragte ich so kalt, wie ich konnte.

»Eine kleine Unterhaltung, ganz freundlich und privat. Und seien Sie nicht so laut! Ich war vorsichtig, um niemanden zu wecken und den Haushalt nicht zu stören, und Sie täten gut daran, das gleiche zu tun und nicht so herumzubrüllen, als wären Sie noch immer in London an ihrer Straßenecke.«

»Gehen Sie zum Teufel!«, entgegnete ich. »Sie müssen den Verstand verloren haben, wenn Sie glauben, wir hätten irgendetwas zu besprechen!«

Trotz des Mondlichts sah ich, wie er wütend wurde. »Falsch! Wir werden die Angelegenheit hier und jetzt bereinigen, noch bevor Sie eine Chance haben, Alastair beim Frühstück zu sehen und noch einmal das verlorene kleine Mädchen zu spielen!«

Das machte mich meinerseits wütend. Trotzdem erkannte ich, dass ich sein Spiel mitspielen würde, wenn ich auf seinen Hohn reagierte. Es war an der Zeit, dass ich die Bedingungen vorgab.

»Sie können meinerwegen reden, so viel Sie wollen«, sagte ich zu ihm. »Ich sage überhaupt nichts, solange Sie mir diesen Schlüssel nicht zurückgegeben haben.«

Ich bemerkte, wie er darüber nachdachte. Er erreichte nichts, wenn ich ihn nur einfach reden ließ und nicht darauf einging. Auf diese Weise ließ sich nichts »bereinigen«.

Er wollte nicht, dass es so aussah, als hätte ich ihm ein Zugeständnis abgerungen, also beschloss er, amüsiert auf meine Forderung zu reagieren. »Hier!« Er warf mir den Schlüssel zu. Ich konnte ihn fangen, bevor er zu Boden fiel, und ich gestehe, dass mich das kleine kühle Stück Metall in der Hand ein wenig beruhigte.

Nachdem wir den Auftakt zur ersten Verhandlungsrunde soweit abgeschlossen hatten, gingen wir zur nächsten Runde über. Jamie drehte den Stuhl vor der Frisierkommode um und setzte sich.

Ich setzte mich auf den Lloyd und wickelte den Morgenmantel um mich, so gut es ging. Er war ein gutes Stück zu klein, wahrscheinlich für eine Vierzehnjährige gemacht. Ich hielt ihn über den Schenkeln

zusammen, doch meine Brüste drohten oben herauszuquellen, weil es einfach zu wenig Stoff gab.

Er beobachtete, wie ich mich unbehaglich wand, und bot schließlich an: »Wenn Sie etwas anziehen wollen, drehe ich mich solange um. Obwohl ich ein wenig überrascht bin, wie schüchtern Sie sind.«

»Nur einen Augenblick!«, fauchte ich, stand auf, schob mich zum Bett, packte die Decke, wickelte mich darin ein und kehrte zu meinem Sessel zurück, eingehüllt wie ein Stammeshäuptling bei einem Pow-Wow.

Als ich saß, legte er jede Rücksicht ab und kam zur Sache.

»Wie viel?«

»Wie viel was?«

»Wie viel verlangen Sie für Ihre Rückkehr nach London, gleich morgen früh? Ich zahle eine vernünftige Summe.«

»Warum sind Sie so interessiert daran, dass ich verschwinde?«, konterte ich.

»Fünfzig Mäuse? Achtzig, das ist mein letztes Angebot.«

Der Mann war fest entschlossen, mich zu beleidigen. Nicht nur, indem er mir das Geld anbot, sondern auch, weil die Summe so lächerlich war. Ich war ihm nicht einmal einen anständigen Betrag wert! Warum bot er mir überhaupt etwas an? Er hatte etwas zu verbergen, so viel stand fest.

»Meine Güte, Sie sind ja wirklich scharf darauf, mich endlich loszuwerden! Ich bin doch nur ein Stück Abfall, oder nicht? Warum geben Sie sich überhaupt mit mir ab? Oder habe ich Sie vielleicht aus der Fassung gebracht?«

Er vertrug keinen Spott.

Er beugte sich vor, das Gesicht wutentbrannt. »Hören Sie zu, Sie kleines Miststück! Alastair hat Theresa abgöttisch geliebt! Sie zu verlieren war für ihn, als hätte er einen Arm oder ein Bein verloren. Er vergeht vor Schuldgefühlen, der arme alte Teufel, weil er glaubt, er hätte sie retten können, wie er es nennt. Man muss kein Seelenklempner sein, um sich auszurechnen, was jetzt in ihm vorgeht! Sie sind hier hereinmarschiert, und wie Sie ohne Zweifel gehofft haben, hat er die Gelegenheit ergriffen, einen Teil seiner Schuld wieder gutzumachen. Aber ich werde nicht zulassen, dass Sie Ihr mieses kleines Spielchen mit Alastair spielen! Ich werde es nicht zulassen! Sie können sich glücklich schätzen, dass ich Ihnen überhaupt Geld anbiete! Ich könnte Sie genauso gut einfach aus dem Haus werfen und Sie zu Brei schlagen!«

Ich kämpfte gegen die Regung, vor dem Hass in seiner Stimme zurückzuweichen, aber es gelang mir, ruhig sitzen zu bleiben und seinem Blick zu begegnen. »Sie hätten einige Mühe, das den ›alten Leuten‹ zu erklären, wie Sie sie nennen. Genauso, wie Sie Mühe haben würden, Alastair zu erklären, was sich in diesem Zimmer zugetragen hat, wenn ich anfangen zu schreien!«

»Sie und schreien? Wann haben Sie zum letzten Mal geschrien, um Ihre Ehre zu verteidigen?« Er lachte schnaubend auf. »Na los, fangen Sie an! Ich werde Alastair sagen, dass alles Ihre Idee war. Sie hätten mich in Ihr Zimmer eingeladen, und dann hätten Sie versucht, Geld als Gegenleistung für Sex aus mir herauszuholen. Er kennt Sie nicht besonders gut, aber er weiß, wo Sie herkommen. Er wird mir glauben, kein Zweifel.«

»Er würde trotzdem nicht denken, dass es Ihnen das Recht gibt, unter seinem oder Ariadnes Dach herumzuhuren. Alastair ist altmodisch. Er denkt wahrscheinlich, Sie wären ein Gentleman, Jamie, und irgendwie glaube ich nicht, dass Sie ihm diese Illusion nehmen wollen. Was das Geld angeht, vergessen Sie's. Ich habe lange nachgedacht, bevor ich hierher gekommen bin. Ich werde wieder gehen, wenn ich soweit bin oder Alastair mir sagt, dass ich gehen soll, je nachdem, was zuerst eintritt. Sie werden mir jedenfalls nicht sagen, was ich zu tun habe.«

Er sprang hoch und baute sich drohend über mir auf. »Es wird Ihnen noch Leid tun, dass Sie mein Angebot abgelehnt haben!«, sagte er. »Ich werde es nicht wiederholen. Sie sind eine Närrin, Fran.«

Er marschierte hinaus. Die Tür fiel hinter ihm ins Schloss, und ich fragte mich, ob er nicht vielleicht Recht hatte.

Ich glaubte nicht, dass er zurückkommen würde. Ich brachte die Decke zurück zum Bett und kletterte hinein. Ich klopfte das Kissen zurecht und versuchte einzuschlafen, doch es war hoffnungslos.

Detektive sollten sich vor vorschnellen Schlussfolgerungen hüten. Nur weil ich Jamie nicht mochte, hieß das noch längst nicht, dass er ein Verbrecher war. Vielleicht machte er sich tatsächlich Sorgen wegen der »alten Leute« und wollte sie vor mir schützen. Vielleicht war er heute Nacht nur in mein Zimmer gekommen, um mir Geld anzubieten – und falls das nicht funktionierte, mich einzuschüchtern, damit ich verschwand. Doch je länger ich darüber nachdachte, desto unzufriedener wurde ich.

Was war es, das ihm nicht passte? Dass ich im Haus war? Oder dass ich in diesem speziellen Zimmer schlief? Falls ja – war es nur

Sentimentalität, oder fürchtete er, ich könnte unter Terrys Sachen etwas finden, das mir einen Hinweis lieferte? Und falls ja – einen Hinweis auf was?

Meine frühere Absicht war gewesen, das Zimmer zu durchsuchen, bevor irgendjemand etwas vor mir in Sicherheit bringen konnte. Vielleicht sollte ich nicht mehr länger damit warten.

Hellwach stand ich auf und schaltete das Licht ein. Ich wollte keinen Lärm machen und das ganze Haus aufwecken, also schlich ich barfuß herum, genauso verstohlen, wie Jamie es vorhin gemacht hatte.

Zuerst zog ich die Vorhänge zu für den Fall, dass tatsächlich jemand dort draußen in der Dunkelheit lauerte. Ich sah einen schwarzen Saum von Bäumen vor indigofarbenem Nachthimmel. Für einen Augenblick kam der Mond hervor und tauchte den Garten in ein Licht, das alle Farben bleich werden ließ. Meine Augen gewöhnten sich an die Dunkelheit, und ich erkannte die Umrisse von Büschen und Pfaden. Während ich hinsah, bewegten sich die Büsche, und die Blätter raschelten. Der Wind, sagte ich mir. Doch ich war nicht sicher. War das dort unten nicht ein Schatten, dunkler als die, die ihn umgaben? War er nicht hoch und schmal statt rund und breit wie die Schatten der Büsche? Tauchte da jemand gerade in die Deckung einer Hecke? Waren es nur Wolkenfetzen, die über den Mond hinwegzogen? Hatte ich etwa Halluzinationen? Eines war jedenfalls sicher – ich zeichnete mich deutlich vor dem Hintergrund des erleuchteten Zimmers ab.

Ich zog die Vorhänge zu. Es war wichtig, dass meine Fantasie nicht mit mir durchging. Ein Detektiv musste nüchtern zu Werke gehen. Ich machte mich daran, das Zimmer langsam und methodisch zu durchsuchen.

Ich begann mit den Schubladen der Frisierkommode. Sie enthielten die Dinge, die ich bereits gesehen hatte: Make-up, zerknüllte Taschentücher, ein Maniküre-Set. Ein paar alte Busfahrtscheine. Die gleiche Sorte, wie ich einen in Basingstoke gekauft hatte, um nach Abbotsfield zu fahren. Also war Terry einige Male mit dem Bus in die Stadt gefahren. Ich musste etwas Aufschlussreichereres finden; Fahrtscheine sagten überhaupt nichts. Ich wandte mich von der Frisierkommode ab und dem Schubladenschränkchen in der Ecke zu.

Ich nahm alle Stofftiere herunter und zog die Kommode von der Wand. Nichts dahinter versteckt. Nichts Interessantes in der obersten Schublade, nur ein paar Pullover. Die zweite Schublade war leer.

Die dritte war gefüllt mit alten Schul- und einigen Taschenbüchern. Ich nahm jede einzelne Schublade ganz heraus, denn ich wusste, dass es ein paar gute alte Tricks gibt, beispielsweise etwas mit Klebeband auf der Rückseite zu befestigen.

Declan hatte einmal einen Fisch auf die Rückseite einer Schublade geklebt, weil seine Vermieterin ihn aus einem möblierten Zimmer in Bayswater geworfen hatte. Er war sich sicher gewesen, dass die Bude zum Himmel gestunken haben musste, bevor der Fisch gefunden worden war.

Doch hinter den Schubladen war nichts. Ich blätterte die Bücher durch, doch es waren nur ein paar alte Krimis von Agatha Christie und die *Einführung in die Dichtung zur Zeit des Ersten Weltkriegs*. Nichts von Belang. Eines der Agatha-Christie-Bücher zeigte ein Bild von Hercule Poirot auf dem Umschlag. Ich bildete mir ein, dass er mich ein wenig herablassend angrinste. Offensichtlich dachte er, dass meine kleinen grauen Zellen den seinen eindeutig unterlegen waren. Ohne Zweifel hätte er das Rätsel um Terry innerhalb von fünf Minuten gelöst, jeden im Haus unten versammelt und auf den Mörder gezeigt – doch wer war es? Ich stellte mir vor, wie befriedigend es wäre, würde er auf Jamie deuten.

Ich blätterte die übrigen Bücher durch; vielleicht hatte ich etwas übersehen, doch es gab nichts. Ich räumte alle wieder zurück in die Schublade und richtete meine Aufmerksamkeit auf den Kleiderschrank. Kein Glück. Ich suchte unter dem Bett, unter der Matratze, unter dem Teppich. Ich erinnerte mich an ein Buch, in dem die Heldin ihre Liebesbriefe im Saum des Vorhangs versteckt hatte, damit ihr verschlagener Onkel sie nicht fand. Doch diese Vorhänge besaßen keinen Saum, und außerdem, wer machte heutzutage noch so ein Aufhebens um Liebesbriefe?

Entmutigt setzte ich mich auf das Bett. Es war fast fünf Uhr. Draußen war es inzwischen hell geworden, die Vögel zwitscherten. Mehrfach hörte ich ein Pferd wiehern. Drüben im Hof bei den Stallungen wurde wohl schon gearbeitet.

Ich hatte vergessen, die Stofftiere wieder auf die Truhe zu setzen. Sie lagen in einer Reihe auf dem Teppich und starrten mich aus Glasaugen an. Ich hatte das Gefühl, als säße Terrys Geist bei ihnen und starrte mich mit dem gleichen vorwurfsvollen Blick an. Ich sollte etwas finden und hatte es immer noch nicht. Ich wusste nicht einmal, was es war!

»Es bringt überhaupt nichts, wenn ihr mich alle so anseht!«, sagte

ich zu den Stofftieren. Ich stand auf und nahm sie alle auf einmal in den Arm, um sie auf ihren alten Platz zurückzusetzen. Als ich dies tat, knisterte eines von ihnen.

Wenn ich etwas Kleines, Schmales zu verstecken hätte, dachte ich, dann gäbe es schlechtere Verstecke als ein altes Stofftier. Wenn ich es schon nicht in den Vorhang nähen konnte wie die Heldin in diesem Buch, dann konnte ich es wenigstens in eines der Tiere einnähen.

Ich untersuchte eines nach dem anderen. Ich fuhr mit dem Daumen über die Nähte, zupfte an den Gliedern und Köpfen und bestatete sie.

Bingo! Es war das blauweiße Kaninchen. Als ich seinen Bauch bestatete, knisterte es erneut. Jemand hatte etwas in seinen Bauch eingenäht, und die Naht war nicht sehr geschickt wieder geschlossen worden. Die Stiche waren weit und unregelmäßig. Ich nahm eine Nagelschere aus der Frisierkommode und schnitt ein paar Stiche auf. Die Naht ließ sich leicht auseinander ziehen, und ich steckte meine Finger in den Bauch des Stofftieres. Ich fühlte ein winzig klein zusammengefaltetes Stück Papier.

Vorsichtig und mit vor Aufregung feuchten Händen zog ich es hervor. Es waren zwei Blätter, nicht nur ein einzelnes. Zwei Blätter Briefpapier, klein zusammengefaltet. Entdeckte ich hier vielleicht gerade eine geheime Leidenschaft? Falls ja, hatte ich nicht das Recht, diesen Brief zu lesen.

Ich faltete ihn auseinander und warf einen Blick auf die Unterschrift.

Sie stammte von Ariadne Cameron.

**KAPITEL 10** Ich saß auf der Bettkante und legte die beiden dicken, cremeweißen Blätter Seite an Seite unter die Nachttischlampe. Sie waren nur einseitig beschrieben, und beide trugen das Wappen des Gestüts. Das Datum lag drei Jahre zurück. Der Brief begann mit: *Lieber Philip...*

Der einzige Philip, der mir in dieser Sache bisher untergekommen war, war Terrys Vater, Philip Monkton. Ich wusste nichts weiter über ihn, als dass er im Ausland lebte, nicht besonders beliebt und von Terrys Mutter geschieden war. Warum dieser Brief von seiner Tante in Terrys Besitz war und warum Terry geglaubt hatte, ihn verstecken zu müssen, konnte ich nur herausfinden, indem ich ihn las. Ich schob jegliche Gewissensbisse darüber beiseite, dass ich in der privaten Korrespondenz von jemand anderem herumschnüffelte, und überflog den Inhalt mit unschicklicher Neugierde.

Die Schrift war klein, aber ausgeprägt, die Handschrift einer gebildeten älteren Person. Nur wenige Menschen heutzutage sind imstande, so schön, sauber und gleichmäßig zu schreiben wie mit einem Lineal gezogen. Meine eigene Handschrift beispielsweise gleicht eher den Spuren einer betrunkenen Spinne.

Der Brief begann mit einer allgemeinen Frage nach Philips Wohlergehen und ein paar Anmerkungen zu Ariadnes nicht gerade blendendem Gesundheitszustand. Dann kam sie zum Kern der Sache.

*Ich schreibe dir, Philip, um dir mitzuteilen, dass ich nun die Einzelheiten meines neuen Testaments geregelt habe und dass Watkins, der Nachlassverwalter, alles aufsetzt. Ich werde es am Montag unterschreiben. Selbstverständlich gilt meine erste Sorge der Zukunft des Gestüts.*

*Bis vor kurzem war mein Bruder der Erbe des gesamten Anwesens. Doch die Zeit ist nicht stehen geblieben, und die veränderten Umstände haben ein neues Arrangement erforderlich gemacht. Alastair ist nicht mehr der Jüngste, genauso wenig wie ich, und möchte die Last der Verantwortung nicht tragen. Außerdem ist Gevatter Tod ebenso sehr hinter seiner Seele her wie hinter meiner! Du hast nie irgendwelches Interesse am Gestüt gezeigt, und du bist außerdem erfolgreich mit deinem eigenen beruflichen Fortkommen beschäftigt. Weder du noch Alastair benötigen Geld. Mit Ausnahme von ein paar persönlichen Hinterlassenschaften habe ich daher alles Theresa vermacht. Mit »alles« meine ich das Gestüt, sämtliche Besitztümer einschließlich dieses Hauses und meine persönliche Habe und mein Vermögen, nachdem sämtliche Verbindlichkeiten beglichen sind. Ich*

*habe mit Alastair darüber gesprochen, und er hält es für die beste Entscheidung. Ich hoffe, auch du bist zufrieden damit. Theresa wird dadurch zu einer wohlhabenden jungen Frau, und du wirst nie wieder finanzielle Belastungen ihretwegen zu tragen haben. In Anbetracht deiner neuerlichen Eheschließung{die dir zu gegebener Zeit wohl eine neue Familie schenken wird}, bin ich sicher, dass du meine Entscheidung als große Erleichterung betrachten wirst.*

*Theresa war in letzter Zeit ein wenig wild und hat uns mancherlei Sorgen bereitet. Doch das ist das Vorrecht der Jugend. So Gott will, bleiben mir noch ein paar Jahre zu leben, und wenn der Zeitpunkt gekommen ist, an dem sie ihr Erbe antritt, wird sie älter und klüger sein und bereit, sich niederzulassen. Sie hat gute Anlagen und einen hellen Kopf, und ich zweifle nicht daran, dass sie zurechtkommen wird.*

*Ich habe es Jamie bereits gesagt. Er ist wahrscheinlich enttäuscht, nachdem er so hart gearbeitet hat. Doch er ist kein so naher Verwandter, und außerdem, so denke ich, gehört er zu den Menschen, die jemanden über sich brauchen. Würde man ihn völlig in Ruhe sich selbst überlassen, könnte sich die Versuchung einer größeren Summe Geldes als zu stark erweisen, und er würde das Gestüt verkaufen. Ich glaube nicht, dass Theresa so etwas tun würde. Sie weiß, wie viel mir das Gestüt bedeutet hat. Zu schade, dass unsere Familie so klein ist.*

Der Brief schloss mit einer Reihe von allgemein gehaltenen Bemerkungen.

Ich setzte mich zurück und überlegte angestrengt. Der Brief hatte einen leicht ironischen Unterton, der mir ausnehmend gut gefiel. Es war nicht zu überhören, dass Ariadne Philips Wiederheirat nicht guthieß. Sie hatte nicht im mindesten die Absicht, nur einen Penny ihres Geldes in die Hände dieser neuen Frau oder irgendeines Kindes fallen zu lassen, das aus dieser Ehe hervorging. Der arme alte Philip war sprichwörtlich enterbt worden. Sie hatte es mit freundlicheren Worten gesagt, doch genau das war geschehen, und Philip wurde darüber nicht im Zweifel gelassen.

Der Brief war Dynamit. Vermutlich wusste Ariadne nichts davon, dass er in Terrys Hände gefallen war, und deswegen hatte Terry sich so viel Mühe gemacht, ihn zu verstecken.

Wie war sie überhaupt in seinen Besitz gelangt? Hatte Philip ihr den Brief gezeigt oder ihn ihr sogar geschickt? War sie durch Zufall unter den Papieren ihres Vaters darauf gestoßen und hatte ihn ein-

fach an sich genommen? Hatte Ariadne – oder sonst irgendjemand – Terry jemals offen gesagt, dass sie eines Tages Ariadnes gesamtes Vermögen erben würde? Und ein Vermögen war es ganz bestimmt. Oder hatten Alastair und Ariadne es für unklug gehalten, einem so jungen Mädchen zu verraten, dass es eines Tages sehr, sehr reich sein würde?

Ich riss mich zusammen. Spekulationen waren gefährlich. Trotzdem war ich sicher, dass ich eine äußerst wichtige Information in Händen hielt. Sie warf ein neues Licht auf Terrys Ermordung. Janice Morgan hätte sicherlich eine Menge darum gegeben, von diesem Brief zu erfahren.

Ich musste ihn sicher aufbewahren. Vor allen Dingen musste ich dafür sorgen, dass er Jamie nicht in die Hände fiel.

Ah, Jamie!, dachte ich. Auch er war mehr oder weniger enterbt worden. Ariadne hielt ihn für unzuverlässig, obwohl er »hart arbeitete«, schätzungsweise hier, im Gestüt, arbeitete. Aber jemand musste schließlich das *Gestüt* leiten. Weder Alastair noch Ariadne machten den Eindruck, als wären sie dazu imstande. Trotzdem glaubte Ariadne, dass Jamie bei der ersten Gelegenheit verkaufen und das gesamte Vermögen innerhalb weniger Jahre verjubeln könnte. Ariadne kannte ihn besser als ich, und nichts von dem, was ich bisher von ihm gesehen hatte, ließ mich an ihrem Urteil über Jamie zweifeln.

Ich versuchte das Kaninchen wieder so herzurichten, als hätte ich es nicht angerührt. Ich konnte den Schlitz im Bauch nicht zusammennähen, doch ich zog den Stoff zusammen, und es sah unversehrt aus. Ich faltete den Brief genauso zusammen, wie ich ihn vorgefunden hatte, und steckte ihn in meinen Brustbeutel. Dann fiel mir ein, dass dies ein dummes Versteck war, denn wenn ich den Beutel in Gegenwart von jemand anderem öffnen musste, würde er den Brief sehen. Also nahm ich ihn wieder hervor und glättete die beiden Blätter. Das Buch von Turgenjew lag auf dem Nachttisch. Ich entfernte den Umschlag, legte die Blätter um den Einband herum und brachte den Umschlag wieder an. Es war kein perfektes Versteck, doch es musste reichen, bis ich etwas Besseres gefunden hatte.

Zufrieden kehrte ich in mein Bett zurück und schlief rasch ein.

Als ich um halb neun in einem sauberen Hemd und Jeans zum Frühstück nach unten ging, war außer Alastair niemand da.

»Guten Morgen, Fran! Haben Sie gut geschlafen? Meine Schwester frühstückt auf ihrem Zimmer. Jamie gesellt sich vielleicht später noch zu uns. Er ist seit sechs Uhr draußen in den Stallungen.«

Ich setzte mich. Ruby kam geschäftig herbei und stellte mir einen Teller Rührei mit Schinken hin. Das hatte ich schon seit Ewigkeiten nicht mehr gefrühstückt. Ich hatte ganz vergessen, wie köstlich es schmeckte.

»Freut mich zu sehen, dass Sie so einen gesunden Appetit haben«, sagte Alastair freundlich. »Es wird sicher ein schöner Tag. Wenn Sie fertig sind, nehme ich Sie mit nach draußen zu den Ställen und zeige Ihnen alles. Reiten Sie?«

Ich gestand, dass ich höchstens auf einem Drahtesel reiten konnte.

»Nun, bestimmt finden wir ein gutmütiges, ruhiges Tier, auf das wir Sie setzen können. Ich werde Kelly fragen.«

Ich war nicht sonderlich begeistert von diesem Angebot, doch ich dankte ihm und sagte: »Ich dachte, ich könnte nach Winchester fahren und mich dort ein wenig umsehen – falls es Ihnen nichts ausmacht, heißt das. Von Basingstoke geht doch sicher ein Bus nach Winchester, oder?«

Ich hatte zwei Gründe, nach Winchester zu fahren. Erstens wollte ich das Weinlokal finden, aus dem die Streichhölzer stammten, die Edna mir gezeigt hatte. Der Brief war ein wichtiger Hinweis und legte die Vermutung nahe, dass jemand ein Motiv gehabt hatte. Doch die Streichhölzer waren bislang meine einzige wirkliche Spur. Der zweite Grund war, dass ich Gan anrufen und seine Meinung über meine Entdeckung hören wollte. Ich hatte bereits am eigenen Leib erfahren, dass ich riskierte belauscht zu werden, wenn ich im Haus zu telefonieren versuchte.

»Sie wollen einen Schaufensterbummel machen, wie?«, sagte Alastair fröhlich. »Oder König Artus' Tafelrunde besichtigen? Die nämlich gibt es dort angeblich. Natürlich alles Schwindel!« Er kicherte. »Um Heinrich VIII. zu gefallen, haben sie irgendeinen alten Tisch dafür geadelt! Ich glaube, Jamie fährt heute Vormittag sowieso dorthin. Er kann Sie mitnehmen!«

Mein schöner Plan begann sich aufzulösen. Ich murmelte, dass ich ihm keine Mühe machen wolle.

»Oh, bestimmt wäre es keine Mühe für Jamie!«, entgegnete Alastair herzlich.

Ich hätte zu gerne gehört, was Jamie zu diesem Vorschlag zu sagen hatte. Wahrscheinlich würde ich es hören – später am Vormittag.

Nach dem Frühstück führte mich Alastair draußen im Hof bei den Stallungen herum. Jamie war nicht mehr aufgetaucht, und obwohl

ich im Hof nach ihm Ausschau hielt, blieb er verschwunden. Mit ein wenig Glück war er bereits nach Winchester gefahren. Vielleicht hatte ich mich getäuscht und er führte das Gestüt gar nicht in Ariadnes Namen. Vielleicht führte Kelly es, wer auch immer Kelly war.

Es war etwa halb zehn und es war ebenso offensichtlich, dass der größte Teil der morgendlichen Arbeit bereits erledigt war. Langschläfer wie ich waren an einem Ort wie diesem wenig nützlich, wo jeder mit dem ersten Hahnenschrei auf den Beinen war und Mist schaufelte.

Der Hof war sauber und aufgeräumt, bis auf einen Stapel Heuballen in einer Ecke. Ein Mädchen schuftete sich förmlich damit ab, einen Braunen zu striegeln.

»Ah«, sagte Alastair. »Kommen Sie, ich stelle Ihnen Kelly vor.«

Ich hatte geglaubt, Kelly sei ein ergrauter irischer Stallbursche mit einer karierten Mütze, doch Kelly war natürlich auch ein weiblicher Vorname, wie mir jetzt zu meiner Überraschung wieder einfiel.

Sie richtete sich auf, als wir uns näherten, und kam um das Pferd herum. In jeder Hand hielt sie eine Bürste.

»Guten Morgen, Mr. Alastair!«, sagte sie freundlich und bedachte mich mit einem neugierigen Blick.

Sie war kräftig gebaut, hatte gewaltige Schenkel, die in enganliegenden Jodhpurhosen steckten, und ihre Brüste, die einer Galionsfigur Ehre gemacht hätten, hüpfen unter ihrem Strickpullover bei jedem Schritt auf und ab. Die Ärmel des Pullovers waren bis zu den Ellbogen hochgeschoben und entblößten kräftige Unterarme und dicke Handgelenke. Sie hatte helles rötliches Haar, das zu einem langen Zopf geflochten war, und, wie es häufig bei dieser Haarfarbe der Fall ist, eine bleiche Haut mit einer alarmierenden Anzahl von Sommersprossen. Alastair stellte uns einander vor, während sie die beiden Pferdestriegel gegeneinander rieb, um sie von Haaren zu befreien. Ich hätte ihr Verhalten nicht als feindselig bezeichnen wollen, doch sie wusste offensichtlich nicht, was sie von mir halten sollte. Sie lächelte mich ein wenig unsicher an, und als Alastair sie bat, ein ruhiges Pferd zu suchen, auf dem ich reiten könnte, erwiderte sie: »Ich werde sehen, was wir tun können.«

In diesem Augenblick kam ein Mann, den ich bisher noch nicht gesehen hatte, aus einer Box und blickte zu uns hinüber. Er war im mittleren Alter, stämmig und trug eine Tweedkappe.

»Das ist Lundy«, murmelte Alastair. »Ich muss mit ihm reden. Sie entschuldigen mich sicher für einen Augenblick!«

Er ging in Lundys Richtung davon und ließ mich mit Kelly allein.

Ich nutzte die Gelegenheit, ihr zu erklären, dass ich überhaupt nicht begeistert davon war, hilflos auf einem Pferderücken zu hängen.

»Wenn Sie noch nie vorher geritten sind«, sagte sie, »dann haben wir wahrscheinlich ein Problem, ein geeignetes Pferd für Sie zu finden. Vielleicht die alte Dolly. Aber sie kann manchmal ein wenig übellaunig sein, und an ihren freien Tagen streikt sie einfach. Sie würde auf der Stelle bemerken, dass Sie eine Anfängerin sind und Scherereien machen. Wir sind kein Reitstall, wissen Sie, wir züchten Pferde.«

»Was für Pferde? Rennpferde?« Wahrscheinlich war es eine dumme Frage, doch ich als Laie, der gerade einmal wusste, wo bei einem Pferd vorne und hinten war, durfte sie mir erlauben.

Kelly schüttelte den Kopf. »Nein, Wettbewerbspferde. Springpferde, Pferde für die Dressur, Militarypferde... wir haben einen sehr guten Ruf. Die besten Reiter kommen hierher und sehen sich unsere Zuchtpferde an.«

»Wer leitet das Gestüt?«, fragte ich. »Ich nehme an, Alastair macht es nicht?«

»O nein, das macht Mr. Jamie, seit sechs oder sieben Jahren. Joey Lundy ist der Stallmeister, und ich bin Mädchen für alles, aber Mr. Jamie trifft die geschäftlichen Entscheidungen und erledigt allen Papierkram. Er verhandelt mit Käufern und so weiter. Er ist fantastisch, und er ist der Einzige, der mit dem Computer umgehen kann. Das Gestüt war auf dem absteigenden Ast, bevor er gekommen ist, doch seitdem läuft es immer besser.«

Ich dachte über ihre Antwort nach. »Das Gestüt existiert also schon einige Zeit?«

Das Pferd stampfte auf und blickte sich neugierig um. Kelly tätschelte sein Hinterteil. »Das Gestüt besteht seit dreißig Jahren!«

Das überraschte mich, und sie schien es mir anzusehen.

»Mr. und Mrs. Cameron haben es gegründet«, erklärte sie. »Dann ist Mr. Cameron gestorben, und Mrs. Cameron hat es allein weitergeführt, bis zu ihrem Unfall.«

Allmählich begann alles besser zusammen zu passen. So taktvoll es ging, fragte ich, ob der Unfall schuld daran war, dass Ariadne im Rollstuhl saß.

Kelly bestätigte das. Doch Mrs. Cameron hatte das Gestüt trotzdem bis vor ein paar Jahren weiter geleitet. Dann hatte Mr. Alastair,

wie Kelly ihn nannte, für ein paar Jahre die Leitung übernommen. Als die Arbeit zu anstrengend für ihn geworden war, hatte Jamie Monkton ihn abgelöst.

All das war faszinierend, doch sowohl Kelly als auch das Pferd wurden immer unruhiger. Sie wollte wieder an ihre Arbeit zurück. Ich dankte ihr und entschuldigte mich dafür, ihre Zeit in Anspruch genommen zu haben und nicht bleiben zu können, um ihr zur Hand zu gehen. Dann ging ich zu Alastair, der noch immer mit Lundy sprach.

Alastair stellte uns vor, und wir schüttelten uns die Hand. Lundy hatte einen Händedruck wie ein Schraubstock, und er lächelte nicht, als er meine Finger fast zerquetschte. Aus der Nähe betrachtet machte er einen ziemlich finsternen Eindruck. Seine Augen waren klein, die Augäpfel gelblich und besaßen einen harten Ausdruck – mich erinnerten sie an Kieselsteine. Ich beschloss, ihm lieber nicht in die Quere zu kommen. Er roch sehr stark nach Pferden und vermutlich auch nach Whisky – ganz sicher war es kein Eau de Toilette, und er sah wie die Sorte Mensch aus, die einen anderen so schnell und einfach aufhängte wie ein Metzger eine Schweinehälfte. Ich fragte mich, ob er rauchte, und blickte mich auf dem Hof nach zerknüllten Zigarettenpackungen um. Vergebens – zweifellos war das Rauchen hier wegen der Feuergefahr verboten. All das Heu und Stroh.

Ich sagte Alastair, dass ich ins Haus zurückkehren würde. Auf dem Weg dorthin sah ich, dass Kelly mit dem Striegeln fertig geworden war und sich einer Stallbox näherte. Sie sah zu mir und winkte. Ich erwiderte ihren Gruß. Sie marschierte weiter und hielt nur einmal an, um einen Ballen Heu aufzuheben, den sie vor sich her in die Box trug. Ich hätte ihn bestimmt nicht heben können, zumindest nicht, ohne mir den Rücken zu verrenken. Kelly war der erste Mensch, der durch und durch auf Jamies Seite stand. Und das konnte von Bedeutung sein.

Jamie hatte sich den ganzen Morgen noch nicht gezeigt. Wenn ich mich beeilte, konnte ich vielleicht los und in den Bus steigen, bevor er mit dem Wagen losfuhr. Doch als ich mein Zimmer betrat, erkannte ich, dass Jamie schneller gewesen war als ich.

Er war an diesem Morgen nirgendwo zu sehen gewesen, weil er sich einmal mehr Zutritt zu meinem Zimmer verschafft und alles durchsucht hatte. Fragen Sie mich nicht, wieso ich wusste, dass es Jamie gewesen war – ich wusste es einfach. Außerdem – wer hätte es sonst tun sollen?

Ich war wütend auf Jamie und mehr noch auf mich selbst, weil ich mit so etwas hätte rechnen müssen.

Mein Matchbeutel war umgestülpt worden. Ganeshs Kamera war in dem Beutel gewesen. Jamie hatte sie gefunden und den Film herausgerissen: Er lag zerknüllt auf dem Teppich. Ich hatte bisher kein einziges Foto geschossen, doch Jamie wollte offensichtlich kein Risiko eingehen. Ich fragte mich, was ich seiner Meinung nach fotografiert haben könnte. Ihn selbst vielleicht? Gar kein dummer Gedanke – noch etwas, auf das ich vorher noch nicht gekommen war. Ich war wirklich ein lausiger Detektiv, so viel stand fest.

Die Kleiderschranktür stand weit offen. Ich hatte sie zugemacht. Mein Rock war vom Kleiderbügel gefallen und lag auf dem Boden. Ich hob ihn auf, während ich mir schimpfend ausmalte, was ich mit dem Mistkerl anstellen würde. Er hatte sogar meine Jackentaschen umgestülpt und den Stoff heraushängen lassen.

Er hatte auch die Frisierkommode durchwühlt und das Schubladenschränkchen. Doch er hatte die Stofftiere nicht angerührt, und als ich nachsah, stellte ich zu meiner Erleichterung fest, dass er auch den Turgenjew nicht untersucht hatte. Alles war so, wie ich es verlassen hatte, der Brief versteckt zwischen Umschlag und Einbanddeckel.

Er war entschlossen, unser Jamie, aber stümperhaft im Detail. Er wusste nicht, wie viel ich wusste, und er wusste auch nicht, warum ich überhaupt hierher gekommen war. Er wollte mich loswerden, aber erst, nachdem er es herausgefunden hatte. Er wollte genau wissen, was ich vorhatte. Doch es gab nichts im Zimmer, das es ihm verraten hätte, außer...

Ich stieß einen leisen Schreckensruf aus. Mein Notizbuch! Ja, er hatte es gefunden. Er hatte auf dem Bett gesessen und darin gelesen, ich sah den Abdruck auf der Bettdecke. Dann hatte er es hingeworfen. Ich hob es auf und überflog meine Notizen. Ich hatte nicht viel geschrieben. Nur ein paar Stichworte mit Fragezeichen. »T's Eltern?«

»Der letzte Streit zu Hause?«

»Der Mann, den Gan gesehen hat?« Und dergleichen mehr.

Es hatte ihm genug verraten. Es hatte ihm verraten, dass ich Detektiv spielte, und »spielen« war genau das richtige Wort dafür. Wäre ich nur halbwegs kompetent gewesen, hätte ich das Notizbuch an einer Stelle aufbewahrt, an der niemand es gefunden hätte. Oder wenigstens hätte ich meine Formulierungen so verschlüsselt, dass niemand etwas damit hätte anfangen können.

Ich räumte auf, während ich vor mich hin murmelte, dann zog ich

meine Jacke an und ging nach unten.

Jamie war in der Halle. Er stand vor einem Spiegel und rückte seine Mütze zurecht. Er hielt sich gewiss für einen tollen Hecht, so viel war klar. Er hatte sich außerdem mit Aftershave eingesprüht, einem Aftershave, das nach Eau de Cologne roch. Dessen Duft hing schwer in der Halle, der gleiche Duft, der mir damals aufgefallen war, als Nev und ich aus Camden zurückgekehrt waren, und der mir verraten hatte, dass ein Fremder in unserem Haus gewesen war.

Er sah mich im Spiegel kommen und bemerkte den wütenden Blick, mit dem ich ihn anstarrte.

»Stimmt etwas nicht, Fran?«, fragte er süffisant. »Haben Sie schlecht geschlafen?« Er grinste und drehte sich zu mir um. »Oder haben Sie ein schlechtes Gewissen?«

»Sie müssen gerade von schlechtem Gewissen reden!«, fauchte ich.

»Mein Gewissen ist rein, Süße. Alastair hat Ruby gebeten, mir auszurichten, dass Sie nach Winchester mitgenommen werden wollen.«

»Nein, will ich nicht! Ich fahre nach Basingstoke und suche mir einen Bus! Alastair hatte die Idee, dass ich mit Ihnen fahren könnte, aber der Bus erscheint mir um einiges verlockender.«

»Sie sind echt ein übellauniges kleines Biest!« Er zuckte die Schultern. »Sie brauchen den ganzen Tag, wenn Sie mit dem Bus hin- und zurückfahren. Außerdem möchte Alastair, dass ich Sie mitnehme, und wir wollen doch, dass er glücklich ist, oder?« Er grinste erneut auf seine gemeine Weise. »Wir beide.«

Alastair kam vom Hof zurück, als wir losfuhren. Er winkte uns zu, und ich winkte zurück und bemühte mich, ihn freundlich anzulächeln.

»So ist's recht«, sagte Jamie.

Es gelang ihm erneut, mich zu ärgern, was er wohl auch beabsichtigt hatte. »Sie glauben wahrscheinlich, Sie wüssten auf alles eine Antwort, hab ich nicht Recht?«

»Überhaupt nicht, Fran«, entgegnete er. »Jedenfalls nicht, was Sie betrifft, auch wenn ich schätze, dass ich mir ein einigermaßen zutreffendes Bild machen kann.«

»Machen Sie sich ruhig weiter Bilder! Aber da, wo ich herkomme, würden Sie keine fünf Minuten überstehen, lassen Sie sich das gesagt sein.«

»Ersparen Sie mir die Geschichtchen über Ihren zweifelhaften Le-

benswandel, Fran. Wenn es Ihnen hier nicht gefällt, dann verschwinden Sie doch in dem Nebel, aus dem Sie gekommen sind! Und bleiben Sie uns aus den Füßen.«

»Sie meinen wohl: Bleiben Sie *mir* aus den Füßen. Warum haben Sie mein Zimmer durchsucht?«

Er starrte mich mit erhobenen Augenbrauen an. »Was habe ich?«

»Sie wissen ganz genau, was ich meine!«, fauchte ich. »Spielen Sie bloß keine Spielchen mit mir! Ruby hätte es nicht nötig, sich hineinzuschleichen! Sie könnte ganz offen reingehen, um Staub zu saugen oder was auch immer, wenn sie eine Ausrede braucht! Ariadne war es wohl kaum, und Alastair war bei mir!«

»Meine Güte, was für eine kleine schlaue Spürmase! Darum geht es im Grunde genommen doch, oder nicht? Sie spielen die große Detektivin. Notizbuch, Kamera, alles, was man so braucht!«

Er lachte mich unverblümt aus. Was ich auch entgegnete, es hätte ihn nur noch mehr belustigt, also schwieg ich, innerlich vor Wut schäumend.

Ich hatte noch einen weiteren Grund zu schweigen. Mir war eingefallen, wie Alastair darauf beharrt hatte, mich nach dem Frühstück auf dem Hof herumzuführen, und wie er mit Kelly geredet hatte, um ein geeignetes Pferd für mich zu finden, obwohl ich ihm recht deutlich zu verstehen gegeben hatte, dass ich mich fürs Reiten alles andere als begeisterte.

Hatte er Jamie Zeit verschaffen wollen, um meine Sachen zu durchsuchen? Ich hoffte nicht. Doch Alastair hatte auch den Vorschlag gemacht, dass Jamie mich nach Winchester mitnehmen sollte. Vielleicht, damit Jamie mich im Auge behalten konnte?

Ich fühlte mich inzwischen ganz elend. Ich hatte Alastair vertraut. Ein Detektiv sollte sich nicht von solchen Gefühlen leiten lassen. Von heute an würde ich niemandem mehr vertrauen.

Jamie hatte offensichtlich vor, quer durch die Felder zu fahren. Wir nahmen den schmalen Fahrweg mit dem Wegweiser zu *Lords Farm* und holperten über die zahllosen Schlaglöcher. Zu beiden Seiten gab es hohe Böschungen, und nirgendwo war eine Ausweichstelle. Jamie fuhr mit hoher Geschwindigkeit, und ich hoffte inbrünstig, dass uns nichts entgegen kam, beispielsweise ein Traktor.

Noch während ich daran dachte, bogen wir um eine Kurve, und Jamie trat fluchend und mit aller Kraft in die Bremsen. Ich wurde nach vorn in den Sicherheitsgurt geschleudert und umklammerte das Armaturenbrett. Auf dem Weg standen Kühe. Sie waren durch ein

offenes Gatter zur Rechten von ihrer Weide gekommen und blockierten nun den schmalen Weg vor uns.

Wir fuhren ganz langsam heran, doch es nutzte nichts. Die Tiere waren auf der schmalen Straße stehen geblieben, und uns blieb nichts anderes übrig, als ebenfalls stehen zu bleiben. Rings um uns waren flauschigpelzige Leiber und große, schwermütige Augen. Sie schielten durch die Fenster herein und schwenkten ihre schmutzverkrusteten Schwänze gegen den Wagen, was Jamie fuchsteufelswild machte.

»Diese verdammten Mistviecher! Ich hab den Wagen erst vor zwei Tagen gewaschen! Wer ist für sie verantwortlich?«

»Niemand«, sagte ich und machte mich auf meinem Sitz ganz klein. Ein mächtiges Rindvieh untersuchte die Tür auf meiner Seite des Wagens. Sein Atem ließ die Scheibe von der Außenseite beschlagen, während das Tier versuchte, die Tür zu öffnen. Seine breite Zunge und das weiche Maul hinterließen speichelnasse Spuren auf dem Glas. Ich konnte nachfühlen, warum Jamie wütend wurde.

Und er schäumte vor Wut: »Das ist lächerlich! Fran, steigen Sie aus und scheuchen Sie die Biester aus dem Weg!«

»Was?! Sie haben wohl den Verstand verloren!«

Er funkelte mich an. »Gehen Sie schon! Sie wollten doch hinaus aufs Land! Sie müssen nichts weiter tun als sie ein wenig antreiben. Sie weichen Ihnen aus.«

»Vergessen Sie's!«

»Sie versauen mir den Wagen von oben bis unten! Was ist los mit Ihnen? Haben Sie etwa Angst? Ich dachte, Sie wären von der harten Sorte! Sie wüssten, wo es lang geht und all der Mumpitz! Ich würde dort, wo Sie herkommen, keine fünf Minuten durchhalten? Nun, hier draußen machen Sie sich jedenfalls nicht halb so gut!«

Ich weiß, dass ich seine beleidigenden Worte hätte ignorieren müssen. Ich hätte mich nicht provozieren lassen dürfen. Er stachelte mich auf, etwas zu tun, das ich besser bleiben lassen sollte. Ich wusste all das, trotzdem schnappte ich nach seinem Köder. »Also schön!« Ich schlüpfte aus meiner Jacke – ich konnte mir nicht leisten, dass sie schmutzig wurde – und stieg aus dem Wagen.

Ich hatte Mühe, überhaupt die Tür aufzudrücken, denn die Kuh, die sich so dafür interessiert hatte, wollte nicht zurückweichen. Ich drückte und drückte, und Jamie giftete, dass ich draußen alles nur noch schlimmer machte, doch endlich ging das Rindvieh aus dem Weg.

Nachdem ich draußen war, saß ich zunächst einmal fest. Rings um mich herum waren Kühe. Es gab eine Sache, von der sogar ich als Stadtmensch wusste, dass Kühe jede Menge davon produzierten, und so achtete ich peinlich genau darauf, wo ich meinen Fuß hinsetzte. Wissen Sie überhaupt, wie groß eine Kuh ist? Sie ist gewaltig. Wie ein Panzer. Mit einer Kuh fängt man keinen Streit an. Sie tut, was sie will und wo sie es will. Nicht nur, dass diese Rindviecher keinerlei Anstalten machten, aus dem Weg zu gehen – sie schienen mich für eine interessante Neuigkeit zu halten, und alle auf einmal wollten mich näher in Augenschein nehmen. Ich wurde von dampfenden, stinkenden, tropfenden Monstern gegen den Wagen gedrückt.

Es war eine Frage der Ehre, obwohl ich eher das Gefühl hatte, als ginge es um Leben und Tod. Ich konnte nicht zurück in den Wagen. Jamie würde mich niemals einsteigen lassen. Also schob ich mich langsam nach vorn und klatschte in die Hände.

Nichts.

Die Kühe ignorierten das Geräusch, doch die Fliegen, die bis jetzt um die Kühe herumgeschwirrt waren, begannen jetzt auch mich zu untersuchen. Ich wedelte mit den Händen und schüttelte den Kopf, um sie zu vertreiben. Als ich einen Blick nach hinten durch die Windschutzscheibe warf, lachte sich Jamie hinter dem Steuer halb kaputt.

Das machte mich wütend. Ich klatschte der nächsten Kuh auf den Rücken. »Los schon, Bluebell, du musst mir helfen! Wir beide müssen gegen ihn zusammenhalten!«

Die Kuh drehte den Kopf und starrte mich aus großen dunklen Augen an. Ein schwarzweiß geflecktes Tier mit einem traurigen Blick kam herbei. Ich musste mich verhalten, als wäre ich der Leitbulle, und hoffen, dass mein Bluff funktionierte.

Ich stieß einen durchdringenden Pfiff aus und brüllte: »Bewegung, los!« Wie ein Cowboy.

Es war eigenartig, doch sie setzten sich in Bewegung. Ganz langsam drängten sie seitwärts, rempelten einander an und fingen lautlos an zu muhen. Meine Panik war unterdessen verraucht, und ich erkannte, dass etwas ihren Weg zu blockieren schien. Ich schob mich zwischen ihnen hindurch, und ganz wie ich mir gedacht hatte – gleich hinter der nächsten Kurve lag ein Bauernhof und das Tor war geschlossen.

Ich hakte es los und schob es auf. Die Kühe trotteten mit beachtlicher Zielstrebigkeit hindurch und verteilten sich im Hof.

Dann rannte ein Hund herbei und bellte mich an. Ich war zwischen Tor und Kühen gefangen und konnte nichts weiter tun, als mich hinter dem Tor in Sicherheit zu bringen, während der Hund mich von der anderen Seite anknurrte. Die Kühe schienen ihn ebenso wenig zu mögen wie ich, und eine von ihnen senkte den Kopf und startete einen Angriff. Der Hund wich geschickt aus und gesellte sich dabei auf der anderen Seite des Tores zu mir.

Wir wurden von einem Mann in einem Pullover und Gummistiefeln gerettet, der aus einem Stall kam und brüllte: »Was ist denn los?«

»Das Tor war verschlossen! Sie konnten nicht rein!«, brüllte ich zurück.

»Oh. Ja.« Er schob die Kühe aus dem Weg, und sie trotteten in Richtung Stall und verschwanden darin. Der Bauer oder Farmer oder was auch immer er war, kam auf mich zu. Er war ein großer Bursche mit einem Brustkorb wie ein Fass, und er legte kraftvolle breite, schwierige Arbeiterhände auf das Gatter.

»Wer sind Sie?«, fragte er.

Seine Stimme hatte den Tonfall gebildeter Menschen, und seine Frage klang nicht unhöflich, sondern neugierig. Der Hund ließ mich nun auch in Ruhe, nachdem er gesehen hatte, dass der Mann nichts gegen mich hatte. Er setzte sich abwartend hin und ließ seine Zunge heraushängen.

Ich erklärte, dass wir mit dem Wagen hinter der Herde festgesteckt hätten. Ich war gerade fertig geworden, als eine Hupe ertönte. Wir hoben beide den Kopf und sahen Jamie, der so nahe zum Tor gefahren war, wie es ging, und mir nun wild gestikulierend zuwinkte, endlich wieder in den Wagen zu steigen.

Die freundliche Haltung des Mannes kühlte merklich ab. »Gehören Sie zu ihm?« Der Ton seiner Frage verriet mir, dass er Jamie kannte und im Wesentlichen die gleiche Meinung über ihn hatte wie ich.

»Ich gehöre nicht zu ihm!«, begehrte ich auf. »Er nimmt mich ein Stück weit mit, aber das ist auch schon alles! Ich wohne bei den Monktons, aber ich bin Alastair Monktons Gast.«

»Ach ja?« Er musterte mich nachdenklich. Sein Gesicht war sonnenverbrannt, und er besaß freundliche blaue Augen mit kleinen Krähenfüßen in den Winkeln. Er trug eine von jenen Tweedkappen, die hier scheinbar jeder so liebte, doch unter dem Rand lugte ein wirrer Schopf hellbrauner Haare hervor. Es war etwas an ihm, das ich

mochte – und er sah mich an, als mochte er mich auch.

»Mein Name ist Fran Varady«, stellte ich mich höflich vor. »Ist das hier *Lords Farm*? Ich hab das Schild gesehen, ein Stück weiter hinten.«

»Sehr erfreut, Sie kennen zu lernen, Fran. Ja, das hier ist *Lords Farm*. Willkommen, wenn Sie verstehen, was ich meine!«

Er grinste und wischte eine seiner Schaufelhände an seinem Pullover ab, bevor er sie mir anbot. »Ich bin Nick Bryant.« Es war ganz offensichtlich, dass er Jamie absichtlich ignorierte, der mir wütende Grimassen schnitt und winkte, dass ich gefälligst wieder in den Wagen kommen sollte.

Ich wandte ihm den Rücken zu. Jamie öffnete die Wagentür und lehnte sich heraus. »Fran! Kommen Sie jetzt zurück in den Wagen, oder wollen Sie den ganzen Tag Maulaffen feilhalten?«

In diesem Augenblick bemerkte er meinen Begleiter und sagte laut und mürrisch: »Du bist es, Bryant! Deine verdammten Mistviecher haben meinen Wagen von oben bis unten versaut!«

»Ach du grüne Neune!«, sagte Nick liebenswürdig. »Das haben sie tatsächlich. Du wirst also den Eimer und den Schwamm auspacken müssen, Jim.«

»Nenn mich nicht Jim!«, brüllte Jamie. Er riss sich sichtlich zusammen, um nicht die Beherrschung zu verlieren. Dann sah er zuerst mich und dann Bryant an. »Und wie geht es Mrs. Bryant?«, erkundigte er sich mit einem maliziösen Seitenblick zu mir.

Verdammt, dachte ich. Die Netten sind immer schon vergeben.

»Ihr geht es gut, danke. Was machen der alte Mr. Monkton und Mrs. Cameron? Sind alle gesund?«

Jamie antwortete wenig höflich, dass alle wohlauf wären, und da es offensichtlich keine weiteren Familienmitglieder gab, nach denen man sich hätte erkundigen können, kam die Unterhaltung für den Augenblick zum Erliegen.

»Ich denke, ich gehe jetzt besser«, sagte ich entschuldigend zu Nick. Ich wollte dringender als je zuvor mit ihm reden, nachdem nun klar war, dass er Jamie und die Monktons kannte. »Hören Sie«, sagte ich rasch und mit gedämpfter Stimme. »Es mag eigenartig klingen, aber ich muss noch einmal zurückkommen und mit Ihnen sprechen!«

»Wenn Sie nicht augenblicklich in den Wagen kommen, werde ich ohne Sie weiterfahren!«, blaffte Jamie.

»Ich muss gehen«, drängte ich.

Nick warf Jamie einen bösen Blick zu. »Passen Sie auf sich auf«, murmelte er. »Und kommen Sie wieder, wann immer Sie wollen.«

Ich stieg wieder in den Wagen. Jamie sah mich mit verkniffener Miene an und prüfte schnüffelnd die Luft. »Sie stinken nach Kühen!«, sagte er. »Machen Sie das Fenster auf!«

»Und wessen Schuld ist das?«

Er fuhr mit quietschenden Reifen los. Ich winkte Nick zum Abschied zu, und er erwiderte meinen Gruß, bevor er sich abwandte und zum Stall und seinen Kühen stapfte.

»Hätte ich mir eigentlich gleich denken können, dass dieser Bauerntölpel Ihr Typ ist!«, sagte Jamie sarkastisch.

»Wenigstens hat er sich im Gegensatz zu Ihnen höflich benommen!«

Jamie murmelte etwas vor sich hin, das ich nicht verstand. Nach einer Weile redete er wieder laut. Es klang gelassen, beinahe höflich.

»Hören Sie, Fran, wir können so weitermachen und uns ständig angiften, oder wie können die Karten auf den Tisch legen. Heute Nacht war ein Fehler, das gebe ich zu. Trotzdem müssen wir uns unterhalten.«

Er hatte mich wahrscheinlich die ganze Zeit für unterbelichtet gehalten. Nun hatte er erkannt, dass ich in Nick Bryant einen möglichen Verbündeten hatte, und passte seine Taktik dementsprechend an. Zuerst Schikane und Einschüchterung, dann Freundlichkeit und Vernunft.

»Es gibt nichts, über das ich mit Ihnen reden möchte«, sagte ich. »Und ich habe auch keinen Grund dafür. Alastair hat mich in London besucht. Er hat *mich* besucht. Ich erwidere seinen Besuch. Es geht nur ihn und mich etwas an und sonst niemanden.«

Jamie zischte missbilligend und raste durch eine weitere Kurve. »Es geht mich auch etwas an. Ich gehöre zur Familie, Fran. Tatsächlich bin ich das letzte Familienmitglied, das ihnen abgesehen von Alastairs Sohn Philip jetzt noch geblieben ist. Ich fühle mich für die alten Leute verantwortlich! Ich *bin* für sie verantwortlich! Ich trage die Verantwortung für alles hier auf dem Gestüt, und ich nehme diese Verantwortung sehr ernst!«

Ich wollte nichts von dem preisgeben, was ich dem Brief entnommen hatte, deswegen fragte ich beiläufig: »Warum leitet Philip nicht das Gestüt?«

»Phil?«, schnaubte Jamie. »Phil hasst Pferde! Außerdem kommt er nicht mit Alastair aus. Alastair ist ein integerer alter Knabe. Er gibt

sich alle Mühe, seinen Sohn willkommen zu heißen, wann immer er auftaucht. Aber es ist nicht leicht. Wären Sie hier gewesen, als die beiden – ich meine Phil und Marcie, Therasas Mutter – zur Beerdigung ihrer Tochter gekommen sind, dann würden Sie verstehen, was ich meine. Von wegen unerschwinglichem Groll. Sie wurden bereits vor einigen Jahren geschieden, und Phil ist wieder verheiratet. Er hat seine zweite Frau nicht mitgebracht. Ich habe mich gefragt, ob er es wagen würde, aber nicht einmal Phil hat so viel Nerven.«

Das versetzte mir einen Schock. Ich hatte nicht gewusst, dass Theresa in der Zeit zwischen Alastairs Besuch bei mir in London und meiner Reise hierher beigesetzt worden war. Ich sagte es Jamie und erkundigte mich dann ziemlich kleinlaut, ob sie auf dem Friedhof von Abbotsfield beigesetzt wäre. Ich hatte dort gesessen und mein Tunfischsandwich gegessen, und vielleicht hatte sie nur ein paar Yards von mir weg unter der Erde gelegen, doch das erzählte ich Jamie nicht.

Er sagte, dass sie dort begraben lag, und in mir stieg ein seltsam grimmiges Gefühl auf. Die Polizei habe die Leiche freigegeben, sagte er, weil Theresa in der Erde beigesetzt und nicht verbrannt werden sollte. Er erklärte es nicht weiter, doch ich konnte mir den Grund denken. Sie konnten die Tote jederzeit exhumieren, sollte es erforderlich werden.

»Wie ist Terrys Mutter? Sie sagten, ihr Name sei Marcia?«

Er nickte. »Sie ist ein verwöhntes Miststück, aber ich mag sie. Um fair zu sein, sie war ziemlich fertig bei der Beerdigung, genau wie Phil. Ich möchte nicht, dass Sie einen falschen Eindruck gewinnen. Trotzdem konnte keiner der beiden es abwarten, hinterher wieder von hier zu verschwinden. Phil zurück in die Staaten und Marcia zu dem neuen Mann in ihrem Leben.« Jamie schnaubte auf. »Wahrscheinlich traut sie ihm nicht weit genug über den Weg, um ihn länger allein zu lassen.«

Ich wartete eine Minute, dann fragte ich: »Und das ist die ganze Familie? Sonst gibt es wirklich niemanden?«

»Nicht eine Seele.« Wir waren an einer Kreuzung mit einer größeren, verkehrsreicheren Straße angelangt. Jamie hielt an und wartete auf eine Lücke, um sich einzufädeln.

»Ich möchte nicht, dass Sie hier herumerschleichen und Fragen stellen. Ariadne ist krank und Alastair ist zerbrechlicher, als man ihm von außen ansieht. Therasas Tod hat beide zutiefst getroffen. Machen Sie die Dinge nicht schlimmer, als sie ohnehin schon sind.«

»Ich bin nicht dumm!«, sagte ich grob. »Ich werde taktvoll sein.«

»Ich dulde es nicht! Wenn ich feststelle, dass Sie mit einem der beiden darüber reden, breche ich Ihnen den schmutzigen kleinen Hals!«

Wir schwiegen, bis wir in Winchester angekommen waren. Er stellte den Wagen auf einem öffentlichen Parkplatz in der Nähe des Stadtzentrums ab.

»Wenn Sie mit mir zurückfahren wollen, dann seien Sie um vier Uhr wieder hier. Falls Sie nicht da sind, gehe ich davon aus, dass Sie den Bus genommen haben oder nehmen wollen.«

»Ich nehme den Bus«, sagte ich.

Ich hatte meine Jacke nicht wieder angezogen, nachdem ich nach dem Gespräch mit Nick wieder in den Wagen gestiegen war. Jetzt nahm ich sie an mich. Lose Münzen, die ich für meine Telefongespräche in den Taschen gehabt hatte, fielen heraus und rollten über den Rand des Sitzes. Die meisten verschwanden unter dem Sitz.

Ich fluchte und bückte mich danach, während Jamie mich ungeduldig beobachtete. Ich schob die Hand tastend unter den Sitz, um die Münzen wieder einzusammeln, als ich etwas anderes entdeckte, etwas Kleines, Pyramidenförmiges, das sich irgendwie vertraut und staubig anfühlte, ohne dass ich zu sagen gewusst hätte, was es war. Instinktiv sammelte ich es zusammen mit den Münzen ein, verbarg alles in der geschlossenen Faust und schob es in meine Jackentasche.

Jamie warf die Tür zu und schloss ab. Wir trennten uns am Ende der Straße, und endlich konnte ich einen Blick auf meine Finger werfen, mit denen ich unter den Sitz gegriffen hatte. Die Fingerspitzen waren mit blauer Farbe beschmiert.

Ich griff in die Tasche und nahm den kleinen Gegenstand hervor.

Es war ein Rest blauer Kreide. Eines von Squibs Kreidestücken, dessen war ich mir fast sicher. Und das zusammen mit dem Geruch nach Eau de Cologne und der allgemeinen Beschreibung des Fremden, den Ganesh gesehen hatte, brachte mich zu der festen Überzeugung, dass Jamie in unserem Haus gewesen war. Das Stück Kreide hatte sich entweder in seiner Schuhsohle festgesetzt, oder er hatte an jenem Tag eine Hose mit Umschlägen getragen. Drei Anhaltspunkte waren zu viel für einen Zufall.

Also warst *du* es, Jamie!, dachte ich, gefolgt von einem noch weit alarmierenderen Gedanken: Die Notiz, die ich dummerweise in mein Buch geschrieben hatte, über den Mann, den Ganesh gesehen hatte!

Falls ich Recht hatte und Jamie dieser Mann war, dann schwebte

Gan in großer Gefahr. Gut möglich, dass Jamie der Mörder war, und ich hatte ihm freundlicherweise sein nächstes Opfer gezeigt.

Immer vorausgesetzt natürlich, das nächste Opfer war nicht ich selbst.

**KAPITEL 11** Winchester entpuppte sich als echte Überraschung für mich. Ich hatte nicht damit gerechnet, eine so geschäftige Stadt vorzufinden, doch es war offensichtlich ein Touristenort. Die Bürgersteige waren voll, die Straßen verstopft von Autos. Es gab eine Reihe teurer Boutiquen und jede Menge Restaurants und Cafés. Also würde die Suche nach dem Weinlokal nicht so leicht werden, wie ich mir das vorgestellt hatte.

Nachdem ich nun noch weniger Grund hatte, Jamie zu vertrauen, musste ich zunächst einmal sicherstellen, dass er mir nicht heimlich folgte. In diesem Gedränge würde es ihm nicht schwer fallen, sich unbemerkt an meine Fersen zu heften. Ich schlängelte mich zwischen Fußgängergruppen hindurch, huschte halsbrecherisch zwischen hupenden Autos hindurch über die Straße und wurde mit einer nicht unbeträchtlichen Menge von Flüchen bedacht, bis ich endlich das Gefühl hatte, ihm entwischt zu sein – falls er versucht hatte, mich zu beschatten. Wenn er mich jetzt wieder fand, dann war das einfach nur Pech.

Ich erinnerte mich nicht genau an den Namen des Weinlokals auf dem Streichholzbriefchen, doch er hatte irgendetwas mit kirchlicher Architektur zu tun. Krypta oder Gewölbe oder Kreuzgang, etwas in der Art. Auf dem Umschlag war eine Skizze von einem gotischen Bogen zu sehen gewesen. Ich ging davon aus, dass es sich irgendwo in zentraler Lage befinden musste, dort, wo die meisten Touristen herumliefen. Trotzdem benötigte ich eine ganze Weile (ich muss nicht extra erwähnen, dass sich jeder, den ich ansprach, als Besucher herausstellte), bis ich gefunden hatte, was ich suchte. Irgendwann stolperte ich durch eine schmale Seitengasse. Es musste einfach die richtige sein. Nicht nur, weil ich am Ende meiner Kräfte war, sondern auch, weil es nur eine begrenzte Anzahl an Restaurants in einer Gegend geben kann, und dieses war das letzte mit einem Namen, der entfernt an das Raster erinnerte, nach dem ich meine Suche organisiert hatte. *Beneath the Arches*, hieß es. Ich hatte also nicht viel daneben gelegen.

Ich ging hinein. Es sah alt aus, und es war ein Gewölbe. Es ging auf Mittag zu, und das Lokal war gut besetzt. Ich drückte mich in eine Ecke und bestellte ein Glas Rotwein und ein Käsesandwich, weil es das preiswerteste Gericht auf der Speisekarte war. Auf meinem Tisch stand ein Aschenbecher, und darin lag ein Streichholzbriefchen, das genauso aussah wie das, das Edna mir so stolz gezeigt hatte. Ich steckte es ein. Ich hatte das richtige Lokal gefunden.

Ich war nicht ganz sicher, wie mir das bei meinen weiteren Nachforschungen helfen konnte. Das Sandwich und der Wein trafen ein. Während ich aß, dachte ich über das nach, was ich bisher in Erfahrung gebracht hatte. Ich entwickelte mehrere Theorien, doch jedes Mal, wenn ich meinte, endlich eine schlüssige Theorie aufgestellt zu haben, verwarf ich sie zwei Minuten später wieder.

Ich bezahlte meine Rechnung und ging auf die Damentoilette. Unmittelbar vor dem Eingang zu den Toiletten entdeckte ich, genau wie ich gehofft hatte, ein öffentliches Telefon, und Gott sei Dank eines, das mit Münzen funktionierte und nicht mit Telefonkarten. Ich rief bei den Patels an.

Wie es das Pech wollte, nahm Mr. Patel meinen Anruf entgegen, und obwohl ich ihn bat, Ganesh zu rufen, begann er eine Unterhaltung mit mir. Ich wollte ihn nicht brüskieren, doch ich versuchte ihm klar zu machen, dass öffentliche Telefone Münzen fraßen und ich nicht allzu viel Kleingeld besaß.

Schließlich erbarmte er sich und rief nach Ganesh. Meine Münzen waren fast aufgebraucht.

»Hör zu!«, sagte ich zu Ganesh, bevor er anfangen konnte zu reden. »Ich habe fast kein Geld mehr, deswegen habe ich nicht viel Zeit. Ich bin in Winchester, in dem Weinlokal, aus dem Ednas Streichholzbriefchen stammt.«

»Was denn für ein Streichholzbriefchen?«, fragte Ganesh. »Du hast mir nur etwas von einer Packung Zigaretten erzählt!«

Aus dem Hörer kam ein gewaltiges Poltern von herabfallenden Kisten, gefolgt von streitenden Stimmen irgendwo hinter Ganesh. Ich hoffte, dass er mich noch verstehen konnte.

»Sie hatte auch ein Streichholzbriefchen! Unterbrich mich nicht, Gan, bitte! Ich hab keine Münzen mehr, das hab ich dir doch schon gesagt. Ich glaube, dass der Mann, den du auf der Straße gesehen hast, hier unten lebt. Sein Name ist Jamie Monkton. Es ist der gleiche Mann, der die Zigaretenschachtel hat fallen lassen. Ich bin ziemlich sicher. Und Gan - Jamie weiß, dass du ihn gesehen hast, also sei bitte vorsichtig! Er ist ein gemeiner, hinterhältiger Kerl. Ich hab noch mehr gefunden, einen Brief. Ich denke, es hat alles mit dem Nachlass zu tun.«

Irgendjemand am anderen Ende der Leitung fing an, mit einem Hammer gegen irgendwelche metallischen Gegenstände zu schlagen. »Was?«, brüllte er.

»Einem Nachlass! Einem Testament!«, brüllte ich genauso laut.

»Einem Stück Papier, in dem steht, wer nach deinem Tod was bekommt!«

»Wenn du all das herausgefunden hast, dann komm jetzt zurück!«  
Er klang nicht sonderlich beeindruckt.

»Geht nicht«, antwortete ich. »Ich hab heute jemanden kennen gelernt, der mir vielleicht noch mehr erzählen kann. Einen Farmer.«

»Was?«

»Einen Farmer...« Tut-tut-tut. »Ich hab kein Geld mehr.«

»Fran!«

Die Leitung war tot.

Ich bestellte mir eine Tasse Kaffee und ließ mir Kleingeld herausgeben. Diesmal rief ich auf der Polizeiwache an und fragte nach Inspector Janice Morgan. Zuerst hielten sie mich hin, wahrscheinlich um herauszufinden, was ich wollte, doch ich ließ mich nicht darauf ein. Ich sagte ihnen, dass ich entweder mit Janice reden wollte oder gar nicht. Falls sie nicht im Haus wäre, würde ich später zurückrufen.

Schließlich stellten sie mich zu ihr durch.

»Fran!« Janice brüllte durch die Leitung, so laut, dass ich um mein Trommelfell fürchtete. »Was zur Hölle glauben Sie eigentlich, was Sie da machen? Sie hätten die Stadt nicht verlassen dürfen, ohne mich über Ihre Absichten aufzuklären und mir zumindest Ihre neue Anschrift mitzuteilen! Wo stecken Sie?«

Ich hatte aus meinem Anruf bei Ganesh gelernt. Ich sagte ihr, dass ich nur wenige Münzen hätte, und bat sie, mich zurückzurufen. Ich gab ihr die Nummer des Fernsprechers und hängte auf.

Es klingelte fast im gleichen Augenblick. Ich nahm den Hörer ab. »Janice, hören Sie zu! Brüllen Sie mich nicht an. Sie können mich anbrüllen, wenn ich wieder in der Stadt bin!«

Ich erzählte ihr, was ich auch Ganesh gesagt hatte und warum ich in diesem Weinlokal war, dass Edna mir ein Streichholzbriefchen gezeigt und wahrscheinlich den gleichen Mann gesehen hatte wie Ganesh. »Ich habe Eau de Cologne gerochen, als wir an diesem Abend in das Haus zurückgekehrt sind. Habe ich Ihnen das nicht gesagt? Jamie Monkton benutzt ein sehr ähnliches Eau de Cologne.«

Sie brüllte nicht mehr, sondern wurde leise und sachlich. »Fran, Sie könnten uns allen eine gewaltige Menge Scherereien verursachen. Sie sind intelligent genug, um zu wissen, dass Sie sich nicht in polizeiliche Ermittlungen einmischen sollten. Was diesen Brief angeht, Sie sind nicht befugt, irgendetwas aus diesem Haus mitzunehmen,

und falls Sie es doch tun, dann ist das Diebstahl.«

»Aber ich habe das Gefühl, dass dieser Brief der Schlüssel zu der ganzen Sache ist!« Ich wurde allmählich ärgerlich. Sie musste wirklich nicht so zugeknöpft sein. Hörte vielleicht noch jemand anderes mit? Ja, dachte ich, wahrscheinlich hörte jemand mit. Ihr Vorgesetzter vielleicht.

»Wir brauchen mehr als nur Vermutungen, Francesca! Ich habe schon jetzt mehr als genug Grund, Sie wegen Behinderung polizeilicher Ermittlungen zu belangen! Was diesen Jamie Monkton angeht, kann ich aufgrund derart dürftigen Beweismaterials überhaupt nichts unternehmen! Die Zeugenaussage dieser Pennerin ist nutzlos, das wissen Sie selbst. Sie ist nicht zurechnungsfähig. Was die so genannte Geruchsidentifikation eines Parfüms angeht – all diese Toilettenwässerchen für Männer riechen mehr oder weniger gleich! Tom benutzt sie auch. Sie stinken!«

»Aber nicht dieses! Wie geht es eigentlich dem guten alten Tom?«, fragte ich, weil sie verlegen klang und ich ein wenig sticheln wollte.

»Er ist noch immer ein Mistkerl. Er will wieder einziehen!«

»Und Sie lassen ihn?«

»Er will unsere Ehe retten. Er hat sogar einen Termin bei einem Eheberater für uns vereinbart.« Ihr Tonfall änderte sich. »Doch das hat nichts mit dieser Sache zu tun! Ich kann nicht gegen diesen Monkton vorgehen, nur weil Sie glauben, sein Parfüm wiederzuerkennen! Das ist kein Partyspiel, Fran. Die Beschreibung, die Ihr Freund Ganesh Patel uns geliefert hat, ist auch alles andere als präzise. Sie haben den geheimnisvollen Mann nicht gesehen! Sie wissen nicht, ob es Jamie Monkton war! Sie *spekulieren*, Fran, das ist alles!«

Allmählich kamen mir selbst Zweifel. Ich konnte mich irren.

»Die Kreide...«, sagte ich verzweifelt.

»Ist Ihnen selbst aus der Jackentasche gefallen, mitsamt den Münzen!«

»Ist sie nicht! Ich hatte keine Kreide in der Tasche, das weiß ich genau!«

»Beweisen Sie's! Das können Sie nämlich nicht. Hören Sie, das hier ist richtige polizeiliche Ermittlungsarbeit, kein Spiel. Wenn Sie Detektiv spielen wollen, dann gehen Sie und kaufen sich *Cluedo*!«

»Aber ich habe Ganesh vielleicht in Gefahr gebracht!«, bellte ich in die Sprechmuschel. Zwei Frauen auf dem Weg zur Toilette warfen mir erschrockene Blicke zu.

»Sie sind in Gefahr, Fran«, sagte Janice zuckersüß. »Und ich bin

es, die Ihnen gefährlich wird! Schaffen Sie Ihren Hintern hierher nach London zurück, und zwar *pronto*, haben Sie mich verstanden? Und hören Sie auf mit diesem Unsinn! Wenn Sie weiter versuchen, Detektiv zu spielen, werde ich dafür sorgen, dass man Sie wirklich wegen Behinderung polizeilicher Ermittlungen belangt!«

»Stecken Sie sich Ihre Ermittlungen sonst wohin!«, giftete ich. Ihre Undankbarkeit hatte mich wirklich auf die Palme gebracht. Ich legte den Hörer auf, bevor sie antworten konnte.

Ich stampfte zurück in das Lokal und fast in mein Verderben.

Jamie war da. Er saß an einem Tisch und begann gerade seine Nierenpastete zu essen, während er sich mit einem blassen Mann in einem Geschäftsanzug unterhielt. Der blasser Mann löffelte eine Suppe, und es sah aus, als wäre sie alles, was er essen würde. Neben seinem Glas stand eine Flasche Mineralwasser. Vielleicht litt er unter einem Magengeschwür. Depressiv genug sah er jedenfalls aus. Obwohl wahrscheinlich jeder depressiv geworden wäre, wenn er mit Jamie in einem mit Touristen voll gestopften Raum sitzen und ihm dabei zusehen musste, wie er sich durch Pastete und Pommes frites Futterte und dabei eine halbe Flasche Wein niedermachte. Sie schienen das Restaurant genau in dem Augenblick betreten zu haben, als ich zum Telefonieren nach hinten gegangen war. Glück gehabt – hätte ich an einem Tisch gesessen, hätten sie mich mit Sicherheit gesehen. Und wenn ich nicht nach einem Telefon gesucht oder wenn Mr. Patel mich nicht so lange aufgehalten hätte, wäre ich vielleicht gegangen, ohne sie zu treffen. Doch hier saß er nun, Jamie Monkton, lebensgroß und in Farbe. Das *Beneath the Arches* schien eines seiner Lieblingslokale zu sein.

Ich wünschte, ich hätte den Mut gehabt, wieder nach hinten zu gehen und erneut Janice anzurufen. Denn Jamie in diesem Lokal zu treffen war ein weiterer Zufall, und selbst sie würde zugeben müssen, dass es einer zu viel war. Wenn nicht Jamie das Streichholzbriefchen verloren hatte, dann war es jemand anderes gewesen, der dieses Restaurant in Winchester besucht hatte. Die Wahrscheinlichkeit dafür ging gegen Null.

Ich hatte Jamie nicht nach seinem Grund gefragt, warum er heute nach Winchester fahren musste, und außerdem wäre es höchst unwahrscheinlich gewesen, dass er mir geantwortet hätte. Eindeutig handelte es sich um ein geschäftliches Essen. Ich hätte zu gerne gewusst, was sie da besprachen. Jamie redete die meiste Zeit, während der Blasser mit seinem Löffel im Teller herumfuhr und in düste-

rem Schweigen ein Brot in die Suppe krümelte, während er zuhörte. Ich hoffte, dass Jamie sich so sehr auf sein Gegenüber konzentrierte, dass er alles andere rings um sich vergaß. Ich musste an seinem Tisch vorbei, um nach draußen auf die Straße zu gelangen.

Ich schob mich vorbei und versuchte, sie nicht anzusehen. Wenn jemand dich ansieht, dann spürst du es irgendwie. Ich erreichte den Ausgang, ohne dass jemand hinter mir herrief, und als ich einen Blick nach hinten warf, stellte ich fest, dass Jamie immer noch auf den anderen einredete, während er gleichzeitig sein Glas nachfüllte. Der blasse Mann im Geschäftsanzug sah selbst von hinten deprimiert aus.

Ich war auf der Straße und in Sicherheit. Ich machte mich auf den Weg. Ich hatte noch ein paar Einkäufe zu erledigen.

Ich ging zur nächsten Drogerie und kaufte einen neuen Film für die Kamera. Ich wollte so rasch wie möglich zum Gestüt zurück, und die Busse brauchten lang und fuhren in viel zu großen Abständen. Also blieb mir nichts anderes übrig, als per Anhalter zu fahren.

Ich hatte Glück. Eine Frau im mittleren Alter hielt an. Auf ihrem Gesicht stand Besorgnis, als sie durch das Fenster zu mir nach draußen spähte.

»Sie sollten so etwas wirklich nicht tun, meine Liebe! Es ist viel zu gefährlich! Jeder könnte anhalten, wirklich jeder!«

»Ich würde nicht mit jedem mitfahren, ehrlich«, antwortete ich. »Ich würde überhaupt nicht per Anhalter fahren, wenn ich nicht in einer verzweifelten Lage wäre! Mein Freund hat mich einfach auf die Straße gesetzt. Wir hatten einen Streit. Er hat mich aus seinem Wagen geworfen und ist weggefahren! Ich weiß nicht einmal genau, wo ich bin! Ich muss zu einem Ort ganz in der Nähe von Basingstoke, nach Abbotsfield.«

Sie war schockiert. »Wie gefühllos! Was für ein verantwortungsloser junger Mann! Also wirklich, es gibt keine Entschuldigung für ein derart schändliches Verhalten!« Auf ihrem Gesicht spiegelte sich Unentschlossenheit. »Normalerweise nehme ich keine Anhalter mit. Man weiß nie...«

Sie musterte mich erneut, und ich gab mir Mühe, unschuldig und harmlos und erschöpft dreinzublicken.

»Ich denke, es geht in Ordnung«, sagte sie schließlich. »Ich fahre bis in die Nähe von Basingstoke. Ich kann Sie kurz vorher auf der Hauptstraße absetzen.«

Ich stieg in den Wagen, bevor sie Zeit fand, ihre Meinung noch

einmal zu ändern, und dankte ihr wortreich.

»Weswegen haben Sie sich denn mit Ihrem Freund gestritten?«, fragte sie neugierig, als wir losfuhren.

Das war eine heikle Frage. Dann sah ich den kleinen Plastikhund an dem Schlüsselbund, der im Zündschloss steckte. Es war ein Dackel.

»Er hat verlangt, dass ich meine Hündin weggebe!«, sagte ich. »Er wollte nicht, dass ich sie behalte!«

»Was?!« Sie verlor fast die Kontrolle über den Wagen. Vielleicht hätte ich kein Thema wählen sollen, das ihr so nahe ging. »Was haben Sie – er – mit dem Hund gemacht?«, fragte sie scharf.

Ich durfte keinen Fehler machen. »Eine Freundin hat sie genommen. Ein gutes neues Zuhause, ich bin mir sicher. Auf dem Land und alles. Es geht ihr nicht schlecht. Es ist nur... ich musste sie weggeben! Ich habe sie sehr geliebt. Sie hat in meinem Bett geschlafen. Das hat ihm nicht gefallen. Er meinte, er wäre allergisch gegen sie. Aber ich glaube das nicht! In Wirklichkeit wollte er sie loswerden, das ist alles. Er war eifersüchtig!«

Sie schniefte entrüstet. »Hätten Sie keinen Kompromiss finden können? Einen Hundekorb kaufen?«

»Er wollte es nicht«, sagte ich. »Er hat gesagt, sie muss weg.«

»Zu welcher Rasse gehört denn Ihr Hund?«

Man kann alles übertreiben. Ich wandte den Blick von dem kleinen Plastikdackel ab, der munter am Schlüsselbund baumelte. »Ein Mischling. Halb Retriever, halb deutscher Schäferhund.«

»Meine Güte, das ist ein ziemlich großer Hund für das Bett! Ich muss Ihnen sagen, meine Liebe, dass ich verstehen kann, wenn Ihr Freund Einwände hat.«

»Aber sie hat auf meinem Bett geschlafen, seit sie ein Welpen war!«, sagte ich leidenschaftlich. Inzwischen glaubte ich die Geschichte schon selbst. Ich fühlte mich richtig krank vor Kummer.

Sie seufzte. »Ich weiß, wie das mit Tieren ist. So einen Welpen hat man ganz schnell fürs Leben verdorben. Es sind so wunderbare kleine Wesen. Schlechte Angewohnheiten schleichen sich schnell ein. Und dann wird aus dem Welpen ein großer Hund... das war nicht sehr klug von Ihnen, meine Liebe.«

»Ja, das weiß ich jetzt auch«, sagte ich schwach. »Ich werde den gleichen Fehler nicht noch einmal machen.«

»Sie wollen sich einen neuen Hund zulegen?«

»Ja. Und einen neuen Freund.«

»Vielleicht sollten Sie sich einen kleineren aussuchen«, sagte sie nachdenklich.

»Allerdings. Er war Bodybuilder, und ich hatte nicht die geringste Chance gegen ihn.«

»Nein, Liebes, ich meine einen kleineren Hund!« Sie runzelte die Stirn. »Ein Bodybuilder? Gemeinsam im Bett mit einem Schäferhundmischling? Und Sie? Das kann doch unmöglich bequem gewesen sein in Ihrem Bett!«

Sie hatte mich ursprünglich kurz vor Basingstoke absetzen wollen, doch angesichts meiner Zwangslage, wie sie es nannte, und dem Kummer, den ich allem Anschein nach wegen der Trennung von meiner Hündin verspürte, bestand sie darauf, mich bis in die Stadt und zur Bushaltestelle zu bringen.

»Sie haben Geld für den Fahrschein, Liebes?«

Ich versicherte ihr, dass ich Geld besaß. Ich fühlte mich inzwischen schuldig wie Gott weiß was, doch die Täuschung war um einer guten Sache willen geschehen, und meine Wohltäterin fuhr davon in dem sie wärmenden Gefühl, eine gute Tat vollbracht zu haben.

Ich sprang in den Bus nach Abbotsfield und schätzte, dass ich vor Jamie wieder zu Hause sein würde. Ich wusste, dass er gegen vier Uhr nachmittags aus Winchester losfahren wollte, und ich wusste, wie lange wir für die Hinfahrt gebraucht hatten. Also konnte ich mir ungefähr ausrechnen, wann er frühestens zu Hause eintreffen würde.

Genau wie ich mir gedacht hatte, war auf *Astara* nichts von seinem Wagen zu sehen. Ich sah in der Garage nach. Leer.

Es war zwar knapp, aber ich hatte es tatsächlich geschafft.

Ich wollte wissen, wer sonst noch in der Nähe war, denn ich wollte nicht beobachtet werden, wenn Jamie zurückkam. Ich ging zum Hof und den Stallungen hinüber. Es herrschte eine nachmittäglich schläfrige Stimmung. Ich fragte mich, wo Kelly war. Als ich beim Eingang stand und mich umsah, wieherte ein Pferd in einer Box ganz in der Nähe, eine männliche Stimme fluchte, und einen Augenblick später kam Lundy heraus.

Er sah mich und blieb stehen. »Kann ich Ihnen helfen?«, fragte er, und seine Worte standen in einem bemerkenswerten Kontrast zu der Art und Weise, wie sie hervorgestoßen wurden. Die einzige Hilfe, die er mir zu geben bereit war, war Hilfe auf meinem Weg nach draußen, wahrscheinlich mit Unterstützung seiner Stiefel.

Ich sagte ihm, dass ich nach Kelly suchte. Eigentlich wollte ich nicht zu ihr und mich in eine Unterhaltung verwickeln lassen, denn

ich durfte Jamies Rückkehr nicht versäumen, doch ich musste Lundy einen Grund nennen, warum ich mich hier herumtrieb.

»Sie ist nicht da.« Er kam näher, und ich wich instinktiv einen Schritt zurück. Es war ein taktisch unkluger Zug, denn er wähnte sich augenblicklich in der Position des Stärkeren.

»Ich muss mit Ihnen reden«, sagte er geheimnisvoll.

»Worüber?«, entgegnete ich und blieb diesmal eisern stehen, obwohl ich am liebsten davongelaufen wäre. Er kann mir nichts tun, sagte ich mir. Ich bin Alastairs Gast.

»Was suchen Sie hier?«

»Ich suche Kelly«, wiederholte ich wenig freundlich.

»Spielen Sie nicht das Dummchen!« Er reckte mir sein hässliches Gesicht entgegen. »Ich meine nicht den verdammten Stall. Ich meine hier, auf *Astara*. Wie heißen Sie noch gleich?«

»Ich bin zu Besuch!«, sagte ich mit großartiger Geste.

Er spuckte zur Seite aus und gab mir damit zu verstehen, was er von meiner Antwort hielt.

»Fragen Sie doch Mr. Alastair, wenn Sie mir nicht glauben!«

Seine kleinen steinharten Augen bohrten sich in mich. »Sie halten sich wohl für sehr clever, wie? Passen Sie bloß auf! Ich werd Sie im Auge behalten!« Das glaubte ich ihm sofort.

Ich beschloss, ihm nicht zu antworten, hauptsächlich deswegen, weil mir keine passende Antwort einfallen wollte. Er schien zufrieden, dass er seine Drohungen losgeworden war, und wandte sich ab, um wieder in die Pferdebox zurückzukehren und das unglückselige Tier darin weiter zu verwünschen.

Ich eilte davon und verbarg mich im Gestrüpp aus Sommerflieder neben der Garage. Der süße Duft war überwältigend und erinnerte mich an Honig. Die malvenfarbenen Blüten wurden von zahllosen Schmetterlingen bevölkert. Ein kleiner Vogel, dessen Art ich nicht bestimmen konnte (ich kenne nur Spatzen), schoss zwischen den Schmetterlingen hindurch und fing sie geschickt. Sie taten mir Leid, und gleichzeitig bewunderte ich die Geschicklichkeit des kleinen Vogels.

Er war auf der Jagd. Ich lag mit schussbereiter Kamera auf der Lauer. Denn auch ich war auf der Jagd.

Jamie ließ nicht lange auf sich warten. Um anzukommen, brauchte er etwa zehn Minuten länger, als ich mir ausgerechnet hatte. Vielleicht hatte er in Winchester auf dem Parkplatz noch ein paar Minuten gewartet, um zu sehen, ob ich mit ihm fahren würde. Er fuhr den

Wagen zur Garage hinauf und stieg aus. Ich machte einen Schnappschuss von ihm, als er die Tür schloss. Dann ging er um den Wagen herum und inspizierte die großen Schmutzflecken von unserer Begegnung mit der Kuhherde. Es gab mir Gelegenheit zu zwei weiteren Schnappschüssen. Schließlich blickte er die Auffahrt hinunter, und ich erhielt Gelegenheit zu einer wunderbaren Profilaufnahme.

Ich wurde unvorsichtig, und anscheinend muss ich mich bewegt haben, denn der Flieder raschelte, und Jamies Kopf fuhr zu mir herum. Ich hielt den Atem an. Doch mein kleiner Freund, der Vogel, flatterte genau in diesem Augenblick auf. Jamie entspannte sich wieder und ging pfeifend in Richtung des Hauses davon.

Ich wartete noch ein paar Minuten und folgte ihm. Ich betrat das Haus durch die Küche. Ruby war da und machte Kuchenteig. Eine andere Frau, die ich noch nie zuvor gesehen hatte, bearbeitete einen Stapel Bügelwäsche in der Ecke.

»Hallo, meine Liebe«, begrüßte mich Ruby. »Sie sind also mit Mr. Jamie zurückgekommen?«

»Nein, ich bin früher gekommen. Ich war fertig in der Stadt.« Ich warf einen neugierigen Blick zu der anderen Frau, die nicht von ihrer Arbeit aufgesehen hatte und auch sonst mit keinem Zeichen zu erkennen gab, dass sie mein Eintreten bemerkt hatte.

Sie besaß eine unförmige Gestalt und sah aus, als bestünde sie aus Teig. Ihr glattes graues Haar war in der Mitte gescheitelt und mit ein paar Klammern nach hinten gesteckt. Sie trug eine Schürze, wie ich sie seit vielen Jahren nicht mehr gesehen hatte.

»Das ist Mrs. Lundy«, sagte Ruby und nickte in Richtung der Frau. »Sie kommt zweimal die Woche vorbei und hilft mir im Haus.«

In der Annahme, dass Mrs. Lundy Rubys Worte gehört hatte, sagte ich Hallo. Doch sie bügelte weiter, ohne auch nur die geringste Reaktion zu zeigen.

»Gehört sie... ich meine, ist sie...?«

»Joey Lundys Frau«, kam Ruby mir zuvor. »Sie wohnen im Bungalow hinter dem Haus.«

Sie redete ganz normal, und Mrs. Lundy musste es hören – trotzdem ließ sie sich nicht das Geringste anmerken. Sie hielt lange genug inne, um Wasser aus einer kleinen Schüssel auf die Wäsche zu spritzen, dann machte sie weiter. Mir kam der Gedanke, dass sie vielleicht taub war.

So taktvoll es ging; hob ich eine Hand und tippte mit fragend hochgezogenen Augenbrauen gegen mein Ohr.

»O nein!«, sagte Ruby fröhlich. »Sie hört ganz normal. Sie redet nur nicht viel. Ein wenig schwer von Begriff, aber eine fleißige Person. Sie hat das Bügeln zu einer richtigen Kunstform erhoben.«

Ein grauenvoller Gedanke stieg in mir auf. »Kelly, das Stallmädchen – sie ist nicht etwa die Tochter der beiden, oder?«

»Du meine Güte, nein!« Ruby kicherte. »Sie wohnt nur bei ihnen.«

Bei den Lundys zu wohnen musste ungefähr so gemütlich sein wie ein Quartier im Tower von London.

Ruby klopfte den Rührlöffel am Rand der Teigschüssel ab. »So, fertig.« Sie begann den Teig in eine feuerfeste Pyrexschüssel zu heben, die zur Hälfte mit gedünsteten Früchten gefüllt war. Dann hielt sie mir den Löffel mit den Teigresten hin. »Möchten Sie ihn ablecken, oder sind Sie zu alt für so etwas? Als Theresa klein war, hat sie immer neben mir gewartet, bis ich ihr den Löffel gegeben habe. Auch als sie älter war, hat sie es noch getan.«

»Ich jedenfalls bin auch nicht zu alt!«, sagte ich und nahm den Löffel entgegen. »Ich habe immer den Löffel abgeleckt, wenn meine Oma Kuchen gebacken hat. Ihr Schokoladenkuchen war wunderbar.«

Ruby schob die Schüssel in den Backofen und machte sich anschließend daran, die Küche wieder aufzuräumen. Mrs. Lundy faltete einen Kopfkissenbezug, legte ihn auf einen Stapel fertig gebügelter Wäsche und nahm ein weiteres Stück von einem erschreckenden Berg ungebügelter Sachen. Sie mochte das Bügeln zu einer Kunstform erhoben haben, doch es hatte sie anscheinend in einen Zombie verwandelt. Vielleicht war es auch das Leben mit Mr. Lundy. Doch sie war nicht taub, und trotz allem, was Ruby gesagt hatte, verstand sie vielleicht mehr als erwartet. Genug, um jedes Wort, das ich sagte, zu ihrem Ehemann zu tragen. Auf der anderen Seite war die Gelegenheit zu einem Gespräch mit Ruby einfach zu gut. Ich musste es riskieren.

»Ruby«, begann ich vorsichtig. »Sie... Sie wissen, dass ich mit Theresa in einem Haus gewohnt habe, oder?«

»Man hat es mir gesagt, ja.« Ruby richtete sich auf und stieß laut die Luft aus. »Uff!« Ihr Gesicht wirkte freundlich, doch ihre Augen blickten wachsam. »Hat sie in Schwierigkeiten gesteckt, die Ärmste? Wenn Sie mich fragen, es muss so gewesen sein!«

»Ich weiß es nicht, Ruby. Wenn Sie in Schwierigkeiten war, dann hat sie mir nichts davon erzählt. Ehrlich nicht. Ich hätte es Alastair bestimmt gesagt, wenn ich es gewusst hätte.«

»Theresa war ein halsstarriges Kind.« Ruby schüttelte den Kopf.

»Mr. Alastair und Mrs. Cameron haben sie abgöttisch geliebt, doch sie hat ihnen das Leben sehr schwer gemacht. Die beiden wurden alt, verstehen Sie? Sie kamen nicht zurecht mit den Problemen, die junge Menschen haben. Ganz besonders nicht die heutigen jungen Menschen. Sie wollten ihr helfen, aber sie konnten nicht. Sie wussten nicht wie.«

»Was für Probleme?«, fragte ich treuherzig. Mrs. Lundy verspritzte Wasser und bügelte weiter. Es zischte leise unter der Hitze des Bügeleisens. Zu dumm, dass sie das Gespräch mit anhörte, doch ich konnte es nicht ändern.

Entweder war Ruby in diesem Augenblick eingefallen, dass Mrs. Lundy zugegen war, oder sie war nicht bereit, mit einer Fremden zu klatschen, und eine Fremde war ich. »Fragen Sie mich nicht, Verehrteste!«, sagte sie und schwieg.

Sie würde nichts mehr sagen. Ich dankte ihr dafür, dass ich den Löffel hatte ablecken dürfen, und ging an Mrs. Lundy vorbei aus der Küche. Als ich auf ihrer Höhe war, sah sie auf. Ich gewann den flüchtigen Eindruck eines flachen, ausdruckslosen Gesichts, das dick mit Puder bedeckt war. Kein Lippenstift, kein Augenmake-up, keine Anstrengung, sich sonst irgendwie herzurichten. Es erschien mir eigenartig. Ich lächelte ihr zu, und sie senkte auf der Stelle den Blick - doch nicht, bevor ich nicht ein Aufblitzen in ihren Augen bemerkt hatte. Keine Erwiderung meines Grußes, sondern Angst.

Es gab mir auf dem Weg nach oben in mein Zimmer reichlich zu denken. Als ich angekommen war, vervollständigte ich meine Bildokumentation. Ich fertigte eine Fotografie von Terrys Zimmer an, mit den Stofftieren auf der Schubladenkommode. Dann fotografierte ich das Kaninchen. Als Nächstes kam der Schlitz im Bauch an die Reihe, aus dem ich den Brief gezogen hatte. Dann nahm ich den Brief aus seinem Versteck zwischen Bucheinband und Umschlag, knipste beide Seiten, obwohl die Schrift wahrscheinlich nicht besonders gut zu lesen sein würde, und legte ihn wieder zurück.

Als ich mit alledem fertig war, spulte ich den Film zurück, obwohl er längst nicht voll war, und wickelte ihn in ein wenig Watte aus der Frisierkommode. Ich schrieb einen kurzen Brief an Ganesh, in dem ich ihn bat, den Film bei einem Express-Service entwickeln zu lassen und auf dem schnellsten Weg zu Inspector Janice zu bringen, weil er untermauerte, was ich beiden am Telefon bereits gesagt hatte. Ich bat ihn außerdem, sich die Bilder von Jamie genau anzusehen; vielleicht erkannte er den Fremden wieder, den er an dem Tag, an dem Terry

gestorben war, in unserer Straße gesehen hatte.

Als ich mit allem fertig war, erhob ich mich und ging nach unten. Ich öffnete die Zimmertür und atmete erschrocken ein.

Vor mir stand Mrs. Lundy. Sie hatte an meiner Tür gestanden und wich vor mir zurück, und sie sah so erschrocken und verängstigt aus, dass ich ihr ganz automatisch versicherte: »Schon gut, keine Sorge!«

Sie schartete verlegen mit den Füßen. »Ich war am Wäscheschrank«, sagte sie.

»Es ist sehr viel Bügelwäsche.« Ich wusste nicht so recht, was ich mit der armen Frau reden sollte.

Sie schien immer noch zu glauben, dass ich mit ihr schimpfen wollte, weil sie sich im falschen Teil des Hauses aufhielt. »Ich bin nach oben gekommen, um alles in den Wäscheschrank zu legen«, wiederholte sie und sah mich mit ihrem flachen Gesicht an, bevor sie sich abwandte und davoneilte.

Doch nicht, bevor ich den Grund für die dicke Puderschicht in ihrem Gesicht bemerkt hatte. Die teigigen Züge darunter waren geschwollen, grün und blau. Joey Lundy war einer von jenen Mistkerlen, die ihre Ehefrauen verprügelten.

Langsam kehrte ich nach unten in die Küche zurück. Ich war unglaublich wütend und sehr ruhig zugleich. Ruby saß am Tisch und genoss still eine Tasse Tee, während sie sich in einem Frauenmagazin die Rezeptseiten ansah und darauf wartete, dass ihr eigener Früchtebiskuit im Backofen fertig wurde.

»Joey verprügelt seine Frau!«, stellte ich fest. »Warum unternimmt niemand etwas dagegen?«

Sie sah von den hübschen Bildern perfekter Kuchen und komplizierter Desserts auf. »Man darf sich nicht in die Angelegenheiten zwischen Mann und Frau einmischen!«, sagte sie vorwurfsvoll.

»Blödsinn!«

Sie errötete. »Mr. Alastair hat mit Lundy darüber gesprochen. Lundy ist ein guter Arbeiter.« Sie beugte sich vor. »Möchten Sie vielleicht, dass Mr. Alastair Lundy rauswirft?«

»Ich hätte ihn schon längst rausgeworfen!«, schimpfte ich.

»Ja, wahrscheinlich. Und was dann? Er würde dieser armen Kreatur die Schuld geben und es ihr heimzahlen. Sie würde ihn nicht verlassen. Er würde sie mit sich zerren, wohin auch immer er gehen würde. Es würde noch schlimmer werden für sie. Mr. Alastair behält die Dinge im Auge. Es gibt eine Grenze, und Lundy weiß das. Überlassen Sie das alles Mr. Alastair, meine Liebe.«

Sie hatte Recht, leider. Lucy war intelligent, redegewandt und jung gewesen, und ihr war es schwer gefallen, sich von ihrem gewalttätigen Ehemann zu trennen. Mrs. Lundy war nicht imstande, einen solchen Bruch zu vollziehen. Hier war die Situation einigermaßen unter Kontrolle. Es war das Beste, was sie sich erhoffen konnte. Ich gestand es mir nur ungern ein, doch es schien keinen anderen Weg zu geben.

Ich fragte Ruby, ob sie Briefmarken und einen Umschlag habe, vorzugsweise einen stabilen aus braunem Manilapapier. Er müsse nicht neu sein; ich könne die alte Anschrift einfach durchstreichen.

Doch sie hatte etwas Besseres. Sie gab mir eine kleine gefütterte Versandtasche, und ich kaufte ihr zwei First-Class-Briefmarken ab. Ich verdrückte mich in eine Ecke, steckte meinen Brief an Ganesh und die Filmpatrone in die Tasche und klebte sie mit Tesafilm zu. Dann schlüpfte ich aus dem Haus und ging ein Stück weit die Straße hinunter, wo ich beim letzten Mal einen Briefkasten bemerkt hatte.

Als ich den Umschlag eingeworfen hatte, spürte ich Erleichterung. Nachdem es meine Hände verlassen hatte und in den Briefkasten gefallen war, gab es für Jamie keine Möglichkeit mehr, es wieder in seinen Besitz zu bringen, selbst wenn er herausfand, was es damit auf sich hatte. Es war auf dem Weg zu Ganesh, und wenn alles nach Plan lief, von Ganesh zu Inspector Janice.

Als Detektiv wurde ich allmählich besser. Zumindest war ich besser organisiert.

Morgen würde ich zu *Lords Farm* gehen. Ich wusste nun, um welche Zeit die Kühe zum Melken kamen, und ich würde diese Zeit meiden. Ich hoffte, dass Nick Bryant dann auch noch da war. Ich hatte so ein Gefühl, als könnte ich mich ein wenig mit ihm unterhalten... und mit seiner Frau natürlich auch.

Es war eine Stunde vor dem Abendessen. Ich wollte noch nicht ins Haus zurück, und außerdem hatte ich noch etwas anderes zu erledigen.

Ich wollte es nicht wirklich, doch es musste getan werden. Ich marschierte den Weg entlang, bog auf die Hauptstraße ab und ging weiter in Richtung Abbotsfield. Nachdem ich den Weg kannte, schien es gar nicht mehr so weit zu sein. Es dauerte eine Viertelstunde. Ich ging auf den Friedhof und suchte die Ecke, wo neue Grabsteine anzeigten, dass hier in jüngster Zeit Beerdigungen stattgefunden hatten.

Therasas Grab war ganz frisch und hatte noch keinen Stein. Statt-

dessen stand am Kopfende ein weißes Holzkreuz mit ihrem Namen und ihrem Todesdatum darauf. Auf dem Grab lagen Blumen. Frische Blumen.

Es wurde spät, und der Friedhof lag sehr still und verlassen. Gelegentlich fuhr ein Wagen vorbei, doch das Geräusch drang nur gedämpft zu mir. Die Zeit schien stehen geblieben zu sein. Das weiße Kreuz war ein wenig schief. Der Boden setzte sich allmählich. Das war auch der Grund, warum Terrys Grab noch keinen Stein trug. Das schien mir eine Frist zu setzen; als müsste ich das Rätsel lösen, bevor der Boden sich weit genug gesetzt hatte, um einen Marmorstein zu tragen. Im Augenblick befand sich das Grab in einer Art Schwebestand – nicht mehr frisch und noch nicht endgültig. Alles noch unfertig, dachte ich.

Ein eigenartiges Gefühl beschlich mich – als wäre ich nicht allein. Als stünde jemand hinter mir, vielleicht schon eine ganze Weile, und beobachtete mich. Ich wirbelte herum – doch da war niemand.

»Alles nur Einbildung, schon wieder, Fran«, sagte ich laut zu mir. Ich warf einen Blick auf meine Armbanduhr. Zeit für den Rückweg.

»Keine Sorge, Terry«, sagte ich zu dem weißen Kreuz. »Ich finde heraus, wer es war, und ich Sorge dafür, dass er bekommt, was er verdient!«

Ich hoffte, dass ich mein Versprechen würde halten können. Jetzt mehr denn je, weil es nichts gab, das ich gegen Lundy unternehmen konnte, der seine Frau so verdammt mies behandelte. So viele Dinge liefen falsch, und ich wollte wenigstens eines davon in Ordnung bringen.

Mehr noch, ich erinnerte mich an die blauen Flecken auf Terrys Leichnam. Janice hatte meine Aufmerksamkeit darauf gelenkt. Bis zu diesem Augenblick hatte ich mich ausschließlich auf Jamie Monkton konzentriert. Aber Joey Lundy war jemand, der gerne Frauen schlug.

**KAPITEL 12** Auch der beste Plan überlebt nicht länger als bis zum ersten Gefecht. Mein Plan ging nicht völlig schief, doch es gab eine unerwartete Verzögerung.

Ich war am nächsten Morgen pünktlich zum Frühstück unten, in der Absicht, der Farm einen frühen Besuch abzustatten. Alastair saß bereits am Tisch und las in einer Zeitung, und wenige Minuten später erschien Jamie. Was zumindest bedeutete, dass er nicht schon wieder mein Zimmer durchwühlte und meine wenigen Besitztümer durcheinander warf. Wir sagten uns »Guten Morgen« und wechselten frostige Blicke, nur damit jeder von uns wusste, dass sich zwischen uns nicht das Geringste geändert hatte.

»Was haben Sie heute vor, Francesca?«, fragte Alastair unvermittelt und tauchte hinter der Zeitung auf. Jamie sah neugierig von seinem Teller mit *cooked breakfast* – die üblichen kleinen, scharf gewürzten Chipolatawürstchen, gebratene Pilze und Tomaten – hoch.

»Ich spaziere ins Dorf«, sagte ich beiläufig. »Ich sehe mich ein wenig um.« Ich hatte keine Veranlassung zu erzählen, dass ich am Abend vorher Terrys Grab besucht hatte.

»Sie brauchen andere Schuhe«, sagte Jamie grinsend. Er spielte darauf an, wie ich am Tag unserer ersten Begegnung am Straßenrand entlanggehumpelt war.

»Wir haben bestimmt noch ein paar Gummistiefel irgendwo herumstehen, die Ihnen passen müssten«, sagte Alastair. »Wir haben sie in allen Größen und Farben hinten auf der Veranda.«

Das war keine schlechte Idee. Ich sagte, dass ich nachsehen würde. Jamie beobachtete mich noch immer und lauschte unserer Unterhaltung. Ich war nicht ganz sicher, ob er erriet, was ich vorhatte – selbst wenn, er konnte mich nicht daran hindern. Aber ich dachte nicht im Traum daran, ihn in meine Pläne einzuweißen.

Nach dem Frühstück ging ich in die Küche und half Ruby beim Abtrocknen, bevor ich sie nach den Gummistiefeln fragte.

»Das sollte kein Problem sein«, sagte sie. »Wollen doch mal sehen...«

Eine Glocke über der Tür läutete. Sie blickte auf. »Das wird Mr. Watkins sein. Er kommt zu Mrs. Cameron. Er meinte, dass er früh kommen würde, aber ich denke, es ist noch ein wenig zu früh. Ich glaube nicht, dass sie schon soweit ist. Warten Sie einen Augenblick, ja?«

Sie beeilte sich, hinaus in die Halle und zum Haupteingang zu kommen.

Watkins war der Name des Anwalts, der in Mrs. Camerons Brief erwähnt wurde. Vielleicht war das Zufall, doch das hielt ich für unwahrscheinlich. Ich schlich hinter Ruby her und lauerte in einer dunklen Ecke der Halle hinter einem Hutständer.

»Wenn Sie vielleicht einen Augenblick lang warten würden, Sir?«, sagte Ruby gerade. »Ich laufe nach oben und sehe nach, ob sie fertig ist. Vielleicht ist auch Mr. Alastair in der Nähe.«

»Schon gut, nur keine Umstände«, sagte eine dunkle, düstere Stimme. »Ich warte einfach so lange im Wohnzimmer, und falls Mrs. Cameron noch nicht bereit ist, mich zu empfangen, gehe ich nach draußen und sehe mich ein wenig bei den Ställen um.«

Ruby stampfte die Treppe hinauf. Leises Schlurfen und Atmen verrieten mir, dass Watkins in das Zimmer ging, in das Jamie mich bei meiner Ankunft geführt hatte.

Ich streckte den Kopf hinter dem Hutständer hervor. Die Halle war leer, doch die Tür zum Wohnzimmer stand offen. Vorsichtig schlich ich hin und spähte hinein.

Er stand am Kamin, mit dem Rücken zu mir, und rückte die Bilder auf dem Sims pedantisch genau und, wie ich fand, ein wenig anmaßend zurecht. Selbst aus diesem Blickwinkel erkannte ich den bleichen Mann wieder, mit dem Jamie am Vortag gegessen hatte.

Wie das Pech es wollte, blickte er in diesem Augenblick auf, nachdem er alles neu ausgerichtet hatte, und hinauf in den Spiegel über dem Kamin. Ich sprang zurück hinter den Türpfosten, doch es war zu spät. Seine bleichen Gesichtszüge erstarrten, und er drehte sich um.

»Wer ist da? Kommen Sie heraus!«

Ich trottete so unbefangen in das Zimmer, wie ich nur konnte. »Verzeihung. Ich wollte nicht stören. Ich bin nur hergekommen, um Zeitung zu lesen.«

Er sah sich mit erhobenen Augenbrauen um. »Ich sehe nirgendwo eine Zeitung.«

»Dann wird Alastair sie noch haben. Er hat beim Frühstück darin gelesen.«

Watkins musterte mich noch immer voller Argwohn. Vielleicht war es auch sein normaler Gesichtsausdruck. »Sind Sie die junge Frau, die aus London hierher gekommen ist?«

Jamie schien ihm von mir erzählt zu haben. Ich bejahte die Frage.

»Ich verstehe«, sagte er und sah irgendwie verwirrt aus. »Sind wir uns rein zufällig schon einmal begegnet?«

Ich sagte ihm, dass ich das für unwahrscheinlich hielt, doch innerlich fluchte ich. Jamie mochte gestern bei seinem Treffen mit Watkins im *Beneath the Arches* zu sehr abgelenkt gewesen sein, um mich zu bemerken, als ich aus dem Lokal schlich. Doch Watkins gehörte offensichtlich zu der Sorte von Menschen, denen kaum etwas entging und die ohne Zweifel über eine Art fotografisches Gedächtnis verfügten. Irgendwo in seinem Unterbewusstsein ruhte ein Bild mit meinem Gesicht darauf, und früher oder später würde er es mit einem Ort in Zusammenhang bringen.

»Bitte verzeihen Sie, aber Sie kommen mir irgendwie bekannt vor.«

»Viele Frauen sehen aus wie ich«, entgegnete ich schwach.

»Tatsächlich?« Er hatte seine Zweifel. Er zog eine Uhr aus einer Westentasche und sah darauf. Seine Zeit war Geld.

»Ich bin eigentlich recht froh über eine Gelegenheit, mich mit Ihnen zu unterhalten.« Er steckte die Uhr weg. »Haben Sie ein wenig Zeit?«

Ich setzte an zu erklären, dass ich eigentlich auf dem Weg nach draußen gewesen sei, doch etwas an seinem bleichen Gesicht und seiner professionellen Art entkräftete jeglichen Einwand. Ich sagte, dass ich mir ein paar Minuten nehmen könne.

»Gut. Vielleicht wären Sie noch so freundlich, die Tür zu schließen!«

Ich kam seiner Bitte nach und hockte mich auf die vorderste Kante eines Sessels. Er besaß jene Art von Ausstrahlung, die es einem unmöglich macht, sich zurückzulehnen und zu entspannen.

Er setzte sich ebenfalls, vorsichtig, als könnte der Sessel unter ihm plötzlich nachgeben, und zog die Beine seiner glänzenden Hosen hoch. Darunter kam ein Spalt totenbleicher weißer Haut zum Vorschein, gefolgt von verwaschenen Wollsocken. Er legte die Spitzen der knöchigen Finger aneinander. »Wenn ich recht informiert bin, gehören Sie zu dieser Gruppe junger Leute, die gemeinsam mit Miss Monkton in London ein Haus besetzt hatten.«

»Gemeinsam mit Terry, ja.«

»Die Polizei hat selbstverständlich bereits mit Ihnen gesprochen.« Seine Haltung legte nahe, dass ich die Erste war, die seiner Meinung nach zum Verhör vorgeladen werden sollte.

»Mehrmals«, versicherte ich ihm.

Seine Gesichtszüge zuckten. »Und die Polizei ist darüber informiert, dass Sie sich hier aufhalten?«

Dank meines Anrufs bei Janice konnte ich von ganzem Herzen versichern, dass Inspector Morgan über meinen Aufenthaltsort informiert sei.

Seine Fingerspitzen tippten gegeneinander, während er mich so lange schweigend anstarrte, dass ich richtig nervös wurde.

»Waren Sie eng mit Miss Monkton befreundet?«

»In London gab es kaum jemanden, der ihr näher gestanden hätte«, sagte ich und hatte eine leise Ahnung, dass meine Antwort der Wahrheit sehr nahe kam.

Die Auskunft gefiel ihm nicht. Die tippenden Finger erstarrten. Er presste die ohnehin dünnen Lippen zusammen und blähte die Nasenflügel. »Hat sie mit Ihnen über Ihr Zuhause gesprochen? Oder über ihre Familie?«

Im vollen Bewusstsein der Tatsache, dass er nichts von dem nachprüfen konnte, was ich ihm erzählte, sagte ich: »Ziemlich oft, ja.«

Ich fragte mich, ob er Schach spielte. Er beobachtete mich, als überlegte er seinen nächsten Zug und wiege meinen möglichen Gegenzug ab. Wahrscheinlich hätte er einen guten Schachspieler abgegeben. Schließlich sagte er vorsichtig: »Allerdings, wenn ich richtig informiert bin, haben Sie der Polizei mitgeteilt, dass Sie sehr wenig über Theresa wüssten?«

Ja, er hätte einen guten Schachspieler abgegeben. Gut darin, die Schwächen seines Gegners zu entdecken, ohne sich selbst zu verraten.

»Nichts, das mit ihrem Tod in Zusammenhang steht, nein. Wir dachten, sie sei außer Haus, während sie in Wirklichkeit...« Ich deutete zur Decke hinauf. »Der Gedanke, dass wir unten gesessen haben und sie... dass sie an der Decke hing... sie so zu finden.«

»Ja, ja«, sagte er knapp. »Ganz recht. Diese Geschichte ist höchst unglücklich. Sie hat nicht rein zufällig irgendwann einmal von der Zukunft gesprochen? Beispielsweise über das Gestüt?«

»Nur ganz vage«, sagte ich ausweichend.

Er wusste nicht genau, was er mit meiner Antwort anfangen sollte, und saß dort mit seinen durchbohrenden Augen, umgeben von ungesund weißer Haut, die aussah wie daneben gegangene pocherte Eier. »Und Ihr persönliches Interesse an dieser Sache?«

Es blieb mir erspart, eine Antwort zu finden, die diesen modernen Torquemada befriedigen würde, denn in diesem Augenblick klopfte es an der Tür, und Ruby trat ohne weitere Umschweife ein.

»Mrs. Cameron ist jetzt soweit, Sie zu empfangen, Mr. Watkins«, sagte sie. »Möchten Sie nach oben gehen?«

Watkins erhob sich aus dem Sessel – ich hätte schwören können, dass seine Knie krachten – und sammelte die alte verschrammte Ledertasche auf, die er wahrscheinlich gekauft hatte, als er nach der Universität seine erste Stelle in einer Anwaltskanzlei angetreten hatte. Er nickte mir unmerklich zu und verließ das Zimmer.

»So«, sagte Ruby, ohne sich ihre Überraschung anmerken zu lassen, mich hier vorzufinden, bei einem Tête-à-tête mit dem Anwalt, wo sie mich doch in der Küche zurückgelassen hatte.

Da sie nicht nach einer Erklärung fragte, lieferte ich ihr auch keine. Ich folgte ihr zurück in die Küche in dem Gefühl, dass das Gespräch mit dem Anwalt nicht sonderlich gut verlaufen war. Watkins war misstrauisch. Sobald ihm wieder einfiel, wo er mich schon einmal gesehen hatte – und es würde ihm einfallen, ohne Zweifel – würde er Jamie auf der Stelle informieren.

Jamie würde wütend sein und glauben, dass ich ihm hinterherspioniert hatte. Trotzdem war er wahrscheinlich nicht in der Position, etwas dagegen zu unternehmen. Alles hing davon ab, was er in diesem Restaurant mit Watkins besprochen hatte. Auch Watkins hatte möglicherweise Dreck am Stecken. Er wäre nicht der erste Anwalt, der das Gesetz beugte, und ich hatte das unbestimmte Gefühl, dass dieses Treffen gestern im Weinlokal genau aus diesem Grund stattgefunden hatte.

Ruby führte mich zur rückseitigen Veranda, und ich inspizierte die Sammlung alter Gummistiefel. Ich fand ein Paar in einer kleinen Größe, das vermutlich Terry gehört hatte. Ich stellte meinen Fuß probeweise daneben. Ich schlüpfte nicht gleich hinein, weil die Stiefel innen voller Spinnweben waren. Wenn es etwas gibt, das ich auf den Tod nicht leiden kann, dann meinen Fuß in einen Schuh zu stecken, in dem irgendein Tier lauert. In unserem Haus war das ziemlich häufig geschehen. Hauptsächlich Asseln und Spinnen, gelegentlich auch Silberfischchen, gegen die ich ganz besonders allergisch war, weil sie einem so schnell entglitten. Ich hatte mir angewöhnt, die Schuhe heftig gegeneinander zu klopfen, bevor ich hineinstieg, um so sehen zu können, was herausfiel.

Ruby brachte mir eine schauerhaft aussehende gewachste Jacke »für den Fall, dass es anfängt zu regnen«. Ich nahm sie dankbar entgegen und hoffte, dass ich in den alten Gummistiefeln und der Barbourjacke ein wenig mehr wie jemand von hier aussah, als dies ges-

tern der Fall gewesen war.

Ich ging mit den Stiefeln nach draußen und schlug sie gegen die Wand, um alle ungebetenen kriechenden Gäste zu vertreiben. Wie vermutet waren die Stiefel voller Staub und toter Spinnen. Als ich sicher war, dass nichts mehr darin lauerte, schlüpfte ich hinein. Die Gummistiefel waren ziemlich eng, stellte ich fest, als ich in ihnen zur Vorderseite des Hauses stapfte. Vor dem Haus parkte ein blauer Mercedes. Watkins' Mandanten schienen gut zu zahlen. Ich blieb stehen, um den Wagen zu bewundern, und ein weiterer Wagen bog in die Auffahrt ein und blieb neben mir stehen. Die Tür ging auf, und eine Blondine stieg aus.

Sie war in den Vierzigern und trug ein Outfit, das noch weit weniger in diese Umgebung passte als meine Klamotten an meinem ersten Tag hier draußen auf dem Land. Es bestand aus einem kurzen schwarzen Rock und hauchdünnen schwarzen Nylonstrümpfen, eine Wahl, die sie hätte nicht treffen dürfen, weil ihre Beine zwar ausgesprochen hübsch, ihre Knie jedoch hübschhässlich, weil knubbelig waren.

Die zu diesem Ensemble gehörende Jacke war orangerot mit großen verschnörkelten Goldknöpfen und sah kostspielig aus. An den Füßen trug sie flache Slipper, wahrscheinlich zum Fahren. Die restliche Kleidung schrie förmlich nach besonders hochhackigen Stöckelschuhen. Ihr dichtes schulterlanges Haar wirkte, als sei es von der Sonne gebleicht, sie trug es nach hinten gebürstet, wo es von einem Haarband gehalten wurde. Ich schätzte, dass Diät zu halten für sie einfach zum Leben dazugehörte. Ihre Haut war gebräunt, und ihr Gesicht sah streng und unnatürlich straff aus. Sie ähnelte Terry so sehr, dass für mich kein Zweifel bestand: Das war ihre Mutter, Marcia Monkton.

Sie hatte mich ebenso kritisch gemustert. »Wer sind Sie?«, fragte sie schließlich, ohne sich mit langen Vorreden aufzuhalten.

Da es das zweite Mal war, dass ich an diesem Morgen von einem mir wildfremden Menschen verhört wurde, reagierte ich schneller.

»Fran Varady«, sagte ich und fügte hinzu: »Und Sie sind Terrys Mutter.«

Sie blinzelte. »Therasas Mutter!«, korrigierte sie mich eisig.

»Bitte verzeihen Sie. Wir nannten sie Terry, weil wir sie so kennen gelernt haben und sie nie anders genannt werden wollte.«

»Wer ist *wir*?« Ohne Luft zu holen, beantwortete sie ihre Frage selbst: »Sie sind eine von diesen schrecklichen Alternativen, die in

diesem besetzten Haus gewohnt haben!«

Selbst wenn ich ihr zugute hielt, dass sie der Ereignisse wegen angespannt war, so benahm sie sich ausgesprochen grob und unhöflich. Ich versuchte ihr zu erklären, dass ich für meinen Teil stets versucht hatte, einer Arbeit nachzugehen, und dass das Haus unser Heim gewesen war und wir es gemocht hatten.

Sie zuckte die Schultern. »Vielleicht war es für Sie und Ihre Freunde das Richtige. Nach dem, was die Polizei uns gesagt hat, war es nicht die Art Unterkunft, von der ich denke, dass sie meiner Tochter zugesagt hätte.«

Ich hielt es für angebracht, ihr auf die eine oder andere Weise mein Beileid auszusprechen, doch sie nahm es nicht gut auf.

»Es tut Ihnen Leid? Das sollte es Ihnen verdammt noch mal auch, Ihnen allen! Gott weiß, was in diesem Haus vorgegangen ist...«

Der Kies hinter uns knirschte, und ich wandte mich um. Jamie kam uns entgegen. »Marcie! Wir haben nicht damit gerechnet, dass du noch einmal vorbeischaust!«

»Hallo Jamie.« Sie ging an mir vorbei, und sie küssten sich auf die Wangen. »Ich bin auf dem Weg zur Küste und zur Fähre. Ich dachte, ich schaue besser noch einmal rein und vertrage mich wieder mit dem alten Burschen. Wir hatten einen ziemlichen Streit, als ich zur... zur Beerdigung hier war.«

»Er konnte dich verstehen, Marcie. Mach dir deswegen keine Gedanken. Er weiß, wie sehr dich das alles mitgenommen hat.«

Jamie blickte von Marcia zu dem blauen Mercedes und wieder zurück. Ihre Ankunft hatte die Dinge verkompliziert. Ich war plötzlich Nebensache – Marcia stellte eine größere Bedrohung für die wie auch immer geartete Verschwörung dar, die er mit Watkins in diesem Weinlokal in Winchester eingefädelt hatte. Doch er machte gute Miene zum bösen Spiel.

»Bleibst du zum Mittagessen, Marcie?«

Sie zuckte mit den orangefarbenen Schultern. »Ich fürchte, so viel Zeit habe ich nicht. Ich bin schon knapp dran. Trotzdem, ich dachte, ich sollte ihn noch einmal besuchen.« Sie warf einen Seitenblick zu mir. »Was hat sie hier zu suchen?«

»Würden wir das nicht alle gerne wissen?«, schnaubte Jamie.

Das Misstrauen, das ihr natürlicher Gesichtsausdruck zu sein schien, verstärkte sich noch in ihren schmalen Zügen. »Ist das nicht der Mercedes von Sammy Watkins?«

»Er hat einen Termin bei Tante Ariadne.« Jamie blickte unbehag-

lich drein.

»Spielst du wieder eines von deinen miesen kleinen Spielchen, Jamie?« Sie hielt sich wirklich nicht lange mit Vorreden auf. Sie stellte Jamie genau die Frage, die ich ihm auch zu gerne gestellt hätte.

Doch Jamie dachte nicht daran, sie in meinem Beisein zu beantworten. »Familienangelegenheiten, Marcie!« Er deutete wütend mit dem Kopf in meine Richtung.

»Sie kommen ja sicher ohne mich zurecht«, sagte ich und wandte mich ab. »Ich mache einen Spaziergang.«

Es fügte sich ziemlich gut ineinander. Wenn Jamie mit Marcia beschäftigt war, fand er keine Zeit, mir zu folgen. Doch Marcia hatte ihre eigenen Vorstellungen.

»Sie gehen nirgendwohin!«, sagte sie grob. »Nicht, bevor ich mich mit Ihnen unterhalten habe!«

Ich wollte ihr gerade eine passende Antwort geben, doch dann fiel mir ein, dass ein guter Detektiv die Gelegenheit nicht versäumen würde, mit ihr zu reden. Ich würde keine zweite Chance erhalten. Jamie murmelte, dass er gehen und Alastair und Ariadne über ihre Ankunft informieren würde. Er ging derart eifrig davon, dass ich mich fragte, ob er auch versuchen würde, Watkins Bescheid zu geben. Wie dem auch sei: Marcia und ich blieben allein zurück. Wir standen uns gegenüber wie zwei feindselige Katzen, die sich jeden Augenblick zur Verteidigung ihres Reviers in die Wolle kriegen würden.

»Was ist geschehen?«, verlangte sie zu wissen.

»Ich weiß es nicht.«

»Hören Sie mir auf mit diesem Mist!«, fauchte sie. »Sie müssen es wissen! Sie waren dort!«

»Nicht, als...« Ich unterbrach mich rechtzeitig. Ich redete immerhin mit einer Frau, deren Tochter ermordet worden war. »Nicht, als es geschah«, sagte ich.

Ihre Gesichtszüge wurden vor Zorn womöglich noch verkniffener, und die Ähnlichkeit zu Terry nahm zu. Es war ein eigenartiges Gefühl für mich – als stünde Terry selbst vor mir.

»Wie ist sie überhaupt dorthin gekommen, zu... Ihnen?«

»Sie brauchte einen Platz zum Wohnen«, erklärte ich.

»Sie hatte einen Platz zum Wohnen!« Ihre Stimme drohte sich zu überschlagen, teils Schluchzen, teils Wut, und sie deutete mit bebender Hand auf das Haus hinter uns. »Sie hat hier gewohnt!«

»Sie wollte nicht hier wohnen.«

»Warum nicht?«, brüllte Marcia wütend.

»Warum fragen Sie mich? Warum haben Sie nicht Ihre Tochter gefragt, als Sie noch eine Chance dazu hatten? Haben Sie Terry jemals die Frage gestellt, ob sie hier zurückgelassen werden wollte?«

»Sie wurde nicht zurückgelassen!«

»Ach nein?« Ich hätte ihre Trauer respektieren müssen, doch unter all den Designerklamotten steckte eine Kämpferin, ein Straßenkind – ich kannte diesen Typ. Sie würde kein Pardon geben, und sie würde jede Freundlichkeit von meiner Seite als Schwäche auslegen.

»Sie wissen überhaupt nichts!« Sie war ein Stück auf mich zugekommen, und es sah aus, als würde sie mich jeden Augenblick anspringen. Ihre manikürten Fingernägel waren lang und spitz.

Ich machte mich fluchtbereit. »Vielleicht weiß ich mehr, als Sie glauben! Meine Mutter hat mich auch sitzen lassen. Ich weiß, wie es sich anfühlt.«

Sie zögerte, musterte mich von oben bis unten und dachte nach. Als sie wieder zu reden begann, klang ihre Stimme ruhiger, aber immer noch hart wie Stahl.

»Ich schulde Ihnen keine Erklärungen. Meine Ehe ging in die Brüche. Ich musste mir meinen Lebensunterhalt verdienen. Man bot mir die Chance, in meinen alten Beruf zurückzukehren, den einzigen Beruf, in dem ich mich auskenne. Ich konnte das Angebot unmöglich ablehnen. Theresa war in den besten Händen. Ihr Vater zahlte die Kosten für eine gute Schule. Als sie die Schule abgeschlossen hatte, versuchte ich, sie an der Kunstakademie unterzubringen. Sie lehnte ab und rannte davon. Wir waren ganz krank vor Sorge und suchten überall nach ihr. Schließlich fanden wir sie und brachten sie wieder nach Hause zurück. Sie lief erneut davon. Mehr als einmal. Irgendwann zog sie mit einer Bande von Hippies durch das ganze Land. Ich versuchte mit ihr zu reden, doch sie ließ mich nicht an sich heran. Sie schien ganz versessen darauf...« Ihre Stimme bebte. »Sie schien ganz versessen darauf, sich selbst zu zerstören. Wir hätten es kommen sehen müssen. Das, was geschehen ist.«

Ich erkannte, dass sie mir die Wahrheit sagte, doch es war nicht alles. Sie verschwieg mir eine ganze Menge, wahrscheinlich, weil sie glaubte, dass es mich nichts anging. Und sie hatte Recht: Es ging mich nichts an. Vielleicht ließ sie etwas aus, das nicht in das von ihr so sorgsam gezeichnete Bild einer liebenden Mutter passte, die ihr Bestes getan hatte, alles getan hatte, was in ihren Kräften stand – unter den gegebenen schwierigen Umständen. Sie musste es selbst

glauben. Wie konnte ich ihr daraus einen Vorwurf machen? Was hätte ich an ihrer Stelle getan?

Ich mochte sie immer noch nicht, doch ich entwickelte langsam ein wenig Mitgefühl für sie, und das machte mich verlegen und hinderte mich daran, mir meine Position innerhalb unseres Gesprächs zu sichern. Ich murmelte etwas von wegen, dass nicht jeder Ausreißer unter derart tragischen Umständen ende.

Sie nahm meine Worte auf, als wären sie eine Redewendung, die sie noch nie zuvor gehört hatte.

»Tragische Umstände? Welche von all diesen äußerst elenden Umständen würden Sie denn als *tragisch* definieren? Ihren Tod? Die Verschwendung ihres Talents? Das elende Leben, das sie in London geführt hat? Die verkommenen Bekanntschaften, die meine Tochter in die Gosse gezogen haben, was schließlich ihren Tod zur Folge hatte?«

Sie wartete, als könnte ich Antworten geben auf diese von der Trauer einer Mutter diktierten Fragen, auf die es gar keine Antworten gab.

Gegen die letzte Frage hätte ich normalerweise heftig protestiert, doch ich begann allmählich zu verstehen, warum Janice sich so davor scheute, bei Gelegenheiten wie diesen mit den Angehörigen zu reden.

»Sie hat ihr Leben wohl nicht mit den gleichen Augen gesehen wie Sie«, wich ich aus. »Das Haus in der Jubilee Street war unser Heim, und wir haben uns dort einigermaßen wohl gefühlt. Terry war tatsächlich sehr begabt und wusste genau, was sie wollte.«

Sie starrte mich an, als wollte sie mich in der Luft zerreißen. Sie wollte nichts von alledem wissen.

Wie dumm von mir, dass ich es überhaupt versucht hatte. Ihre Trauer hatte sie unzugänglich gemacht für vernünftige Argumente. Ich zementierte meinen Irrweg, indem ich erneut mein Bedauern ausdrückte. Da ich nicht wusste, wie ich es nennen sollte, endete ich lahm mit einem Hinweis auf »den Unfall«.

»Unfall? Sie nennen das einen Unfall?«

Sie war wieder in der Offensive. »Meine Tochter wurde *ermordet*, und ich bin alles andere als überzeugt, dass Sie und die anderen in diesem besetzten Haus nichts damit zu tun haben! Mehr noch, was genau haben Sie eigentlich hier zu suchen?«

»Alastair hat mich...«, begann ich schwach.

»Machen Sie sich nicht die Mühe!« Sie kam ganz dicht heran. »Pa-

cken Sie einfach nur Ihre Koffer und verschwinden Sie! Sie bedeuten nichts als Ärger! Sie waren ein Teil von Therasas Problemen, und die haben Sie zusammen mit Ihren Straßenmanieren hierher gebracht! Alastair und Ariadne haben dafür keinen Bedarf! Ich hoffe zutiefst, dass eines Tages jemand mit Ihnen abrechnet! Wenn nicht die Polizei, dann jemand anderes. Die gleiche Sorte Leute etwa, die meine Tochter umgebracht hat! Das Leben meiner Tochter ist verschwendet. Sie hätte so viel erreichen können. Niemand dagegen wird Sie vermissen: Sie sind ein Nichts!« Ihre Stimme wurde wieder schrill und bebte. »Warum hat es nicht Sie treffen können? Wer würde Sie vermissen? Warum musste es ausgerechnet jemanden treffen, der so liebenswert, so wunderbar ist wie meine Tochter? Es ist alles so unfair!«

Sie wandte sich auf dem Absatz um und wäre fast gestolpert. Ich trat vor, um sie am Ellbogen zu fassen zu bekommen, um ihr Halt zu geben, doch sie bedachte mich nur mit einem wütenden Blick und ging dann hoch erhobenen Hauptes in Richtung Haus davon.

Irgendwann während unseres Gesprächs war Jamie zurückgekehrt. Ich hatte nicht genau gesehen wann. Er schien einen guten Teil der Unterhaltung mitgehört zu haben, denn er sah mich an und kicherte belustigt.

»Sie halten sich doch für so hart, Fran, nicht wahr? Aber Marcie können Sie nicht annähernd das Wasser reichen.«

»Verschwinden Sie einfach!«, sagte ich zu ihm und stapfte in meinen geliehenen Stiefeln davon. Er lachte laut hinter mir her.

Ich wusste, dass er sich täuschte. Marcia fand in diesen Tagen heraus, dass sie nicht halb so hart war, wie sie von sich selbst geglaubt hatte. Keiner von uns ist das.

**KAPITEL 13** Die Unterhaltung mit Marcia hatte mich mehr mitgenommen, als ich mir selbst zunächst eingestehen wollte. Nicht nur, weil sie so tief um ihre Tochter trauerte oder so unverblümt den Wunsch ausgesprochen hatte, dass ich an Stelle ihrer Tochter vom Leuchterhaken hätte baumeln sollen. Sie hatte die Art und Weise verändert, in der ich bisher betrachtet hatte, von meiner eigenen Mutter verlassen worden zu sein. Vielleicht hatte ich meine Mutter ebenso wie Terrys Mutter vorschnell verurteilt. Sie musste einen guten Grund gehabt haben, als sie ging. So sehr ich meinen Vater auch liebte, er und meine Mutter hatten offensichtlich Probleme gehabt, die sich nicht hatten lösen lassen. Wenn sie mich nicht mitgenommen hatte, dann vielleicht deswegen, weil sie – genau wie Marcia – ein ganz neues Leben aus dem Nichts aufbauen musste, ohne von einem kleinen Kind am Rockschoß behindert zu werden, oder deswegen, weil sie keine geeignete Unterkunft für sich und ein Kind finden konnte.

Dann dachte ich an Lucy und ihre Kinder. Selbst in unserem besetzten Haus hatte sie nicht eine Sekunde lang daran gedacht, ihre Kinder im Stich zu lassen. Ganz gleich, wie schlimm die Dinge auch standen, hatte sie mir einmal anvertraut, sie und ihre beiden Kinder würden zusammenbleiben. Sie hätte niemals geduldet, dass die Kinder vom Jugendamt abgeholt würden oder der leibliche Vater sie bekäme. »Ich würde ihn lieber umbringen!«, hatte sie gesagt. Ich glaube, sie meinte es ernst.

Es war kompliziert, und um fair zu sein, ich war nicht in der Position zu urteilen. Ich hatte selbst noch keine solchen oder ähnlichen Erfahrungen hinter mir. Doch ich glaubte, dass ich an meinen Kindern festgehalten hätte, genau wie Lucy. Oder wenigstens hätte ich es versucht.

Der Hund sah mich kommen, als ich durch das Tor auf den Hof ging, und rannte mir entgegen. Er bellte einmal, dann schnüffelte er an meinen Gummistiefeln und wedelte mit dem Schwanz. Es war schön, dass er mich wiedererkannte. Ich hoffte, dass Nick mich ebenfalls erkannte und sich erinnerte, dass er mich eingeladen hatte, ihn zu besuchen.

In diesem Augenblick kam er aus einer Scheune. Er hatte einen schmutzigen Overall an und wischte sich die Hände an einem ölverschmierten Lappen ab. Er sah mehr nach einem Mechaniker aus als nach einem Bauern.

»Der alte Trecker gibt bald seinen Geist auf«, sagte er. »Ich brau-

che dringend einen neuen. Jeden Tag ist etwas anderes nicht in Ordnung. Trotzdem: Nett Sie wiederzusehen! Sind Sie gut in die Stadt gekommen?»

»Prima, danke. Hübscher Hof. Ich bin eine waschechte Städterin, wie Sie unschwer erkennen können.« Ich machte eine Handbewegung in Richtung des Hofes. »Ich war in meinem ganzen Leben noch nie auf einem richtigen Bauernhof.«

»Nein? Tatsächlich?« Er schien es kaum glauben zu können, während er einen Blick nach hinten auf die Gebäude warf. »Es gibt nicht viel zu sehen. Das hier ist eine richtige Farm, kein Abschreibungsprojekt zu Zwecken der Steuerersparnis. Kommen Sie rein, und wir trinken eine Tasse Kaffee oder sonst etwas. Ich könnte einen Drink gebrauchen.«

Ich zögerte. »Ich möchte Ihrer Frau nicht zur Last fallen.«

»Frau?« Er starrte mich überrascht an.

»Jamie hat nach Mrs. Bryant gefragt...«

»Oh, meine Mutter!« Er grinste. »Ich bin nicht verheiratet. Ich habe noch keine Frau gefunden, die bereit ist, mit mir den Hof zu bewirtschaften. Es ist ein anstrengendes Leben.«

Ich hatte nicht mit einer Mutter gerechnet und spürte Nervosität in mir aufsteigen. Anständigen Müttern stand ich nur selten Auge in Auge gegenüber. Ich war froh darüber, dass ich die Gummistiefel und die Barbourjacke trug. Wenigstens würde ich nicht in meinen Pixieboots herumstöckeln.

Während ich Nick ins Haus folgte, versuchte ich mich innerlich auf die Begegnung mit seiner Mutter vorzubereiten. Ich stellte sie mir als kleine, verhärmte Frau mit rosigen Wangen vor, die in einer Schürze am Herd stand und Teegebäck zubereitete, nachdem sie den ganzen Morgen im Hühnerstall gearbeitet hatte.

An der Hintertür zog Nick die Stiefel mit Hilfe eines alten Holzgerätes aus, von dem ich annahm, dass es ein »Stiefelknecht« war. Ich folgte seinem Beispiel, und dann tappten wir auf Socken ins Haus. Der Boden war mit Steinplatten gefliest und uneben, und die Küche sah unordentlich, vollgestopft und gemütlich aus. Nick führte mich in ein gleichermaßen unordentliches Wohnzimmer, wo eine Frau an einem Schreibtisch saß und leise vor sich hin murmelte, während sie auf die Tasten eines Computers hämmerte. Als wir eintraten, schwenkte sie auf ihrem Stuhl zu uns herum.

Nicks Mutter war überraschend jung. Sie hatte lange Haare, trug Jeans und ein altes Sweatshirt, und ich mochte sie auf Anhieb.

»Hallo!«, sagte sie. Sie wirkte nicht im Geringsten überrascht, mich zu sehen. »Kennen Sie sich vielleicht mit diesen Dingen aus?«

»Tut mir Leid, nein.« Schließlich kam ich aus einem Haus, in dem es noch nicht einmal elektrischen Strom gegeben hatte. Wo hätte ich da lernen sollen, mit Computern umzugehen?

»Naja, macht nichts.« Sie seufzte.

»Das ist Fran«, stellte Nick mich vor. »Sie ist auf eine Tasse Kaffee zu Besuch. Sie wohnt drüben bei Mrs. Cameron.«

»Penny«, sagte sie. Ich fragte mich, ob sie mir für den Kaffee einen Penny abnehmen wollte – doch selbst auf dem Land waren Lebensmittel nicht so billig.

»Mein Name«, erklärte sie auf meinen fragenden Blick. »Ich heiße Penny. Kommen Sie, wir gehen in die Küche, und ich setze den Kessel auf. Ich habe genug von dieser Maschine. Ich brauche eine Pause.«

Nick stand auf und ging, um aufzuräumen. Penny klapperte in der Küche in einem Schrank herum und entschuldigte sich, weil sie keinen richtigen Kaffee mehr im Haus hatte. »Nur dieses lösliche Zeug im Glas. Ich war diese Woche noch nicht einkaufen. Diese Maschine drüben...« Sie deutete in einer heftigen Bewegung mit dem Finger in Richtung des Wohnzimmers. »Sie soll eigentlich Zeit sparen, aber ich brauche viermal so lange für alles! Nick meint, ich würde mich daran gewöhnen! Ich wünschte, ich wäre auch so sicher wie er!«

Offensichtlich gab es auch kein selbst gemachtes Teegebäck. Sie nahm eine Blechdose aus dem Schrank, warf einen Blick hinein, schnitt eine Grimasse und sagte: »Und Biskuits habe ich auch nicht mehr. Sie müssen mich für eine lausige Gastgeberin halten!«

Ich versicherte ihr, dass es mir nichts ausmache, wenn es keine Biskuits gebe. Kaffee alleine reiche völlig. »Wissen Sie, es ist kein Höflichkeitsbesuch. Ich suche nach Informationen.«

Ich hatte mich entschieden, bei Penny lieber nicht unnötig um den heißen Brei herum zu reden.

Sie knallte die Biskuitdose zurück auf das Regal. »Worüber? Doch wohl hoffentlich nicht über Computer? Über die Landwirtschaft? Fragen Sie Nick.«

»Betreiben Sie und Nick den Bauernhof allein?«, fragte ich neugierig. Ich hatte stets geglaubt, dass es auf Bauernhöfen jede Menge Melkerinnen und Schafhirten und Stallknechte gab. Ich sagte ihr dies, und sie lachte laut auf.

»Heutzutage nicht mehr! Heutzutage muss jeder alles machen. Auf diesem Hof gibt es nur Nick und mich und Jeff Biles, der uns zur Hand geht, wenn es erforderlich ist. Er kennt sich besser mit der Landwirtschaft aus als wir beide zusammen. Mein Mann hat diesen Hof gekauft; er hatte große Pläne.« Sie zögerte unmerklich. »Er hat nicht lange genug gelebt, um sie umzusetzen.«

»Das tut mir Leid«, sagte ich verlegen.

»Ja, es war eine Schande. Ich wünschte, ich könnte mich nützlicher machen. Ich kann die Buchhaltung erledigen, aber das ist ungefähr alles. Landwirtschaft ist ein Geschäft wie jedes andere auch. Ich bin daran gewöhnt, mich um die finanzielle Seite der Dinge zu kümmern. Ich habe in Winchester einen kleinen Antiquitätenladen. Das Dumme ist, dass ich viel Zeit dort verbringen muss und nicht immer hier sein kann.«

»Antiquitäten?«, fragte ich. Das klang interessant.

Rasch antwortete sie: »Nichts Großartiges. Es ist eher das, was man noch vor Jahren einen Trödelladen genannt hätte. Aber ich versuche, ihn in Schuss zu halten, und er läuft gar nicht schlecht, besonders im Sommer. Die Touristen, verstehen Sie? Viele Leute wollen ein Souvenir, das eben kein moderner Tand ist. Sie kaufen mit Freuden Dinge, die offen gestanden meistens nicht mehr als edwardianischer Tand sind. Aber wenn es sie glücklich macht, warum nicht?«

Ich bemerkte, dass es schwierig sein müsse, immer wieder neue Waren heranzuschaffen. Sie sagte, dass sie üblicherweise zu Haushaltsauflösungen fahre, die es in dieser Gegend fast jede Woche gebe.

»Vergessen Sie nicht«, sagte sie, »ich bin nicht hinter wertvollen Sachen her. Alte Bilderrahmen, altes Porzellan, Nippes, Sammellampen, Kleidung aus vergangenen Zeiten, die noch in Schuss und zu gebrauchen ist. Am besten von allem gehen Spielsachen, aber sie sind schwer zu kriegen. Alte Spielsachen sind Sammlerobjekte, und normalerweise sind die Händler schon vor mir da gewesen. Ich habe ein festes Limit für das, was die angekauften Waren kosten dürfen, weil ich beim Wiederverkauf günstige Preise machen muss.«

»Wer führt den Laden, wenn Sie nicht da sind?«

»Eine Freundin. Sie ist eigentlich meine Partnerin und hat bei der Gründung des Ladens einen Teil des Geldes eingebracht. Aber sie hat mit der geschäftlichen Seite nichts zu tun. Sie sagt, sie könne einfach nicht rechnen. Sie ist gerne im Laden, wo Sie Menschen trifft und Dinge verkaufen kann. Leider ist sie krank geworden, und ich musste

eine Menge Zeit in der Stadt verbringen. Ich war in den letzten Wochen kaum hier draußen auf der Farm.«

Penny blickte düster drein. Ich erkannte, dass sie eine Menge Sorgen hatte, und ich fühlte mich elend, weil ich in der Absicht hergekommen war, sie und Nick wegen Terry auszuquetschen.

Doch Nicks Mutter gehörte nicht zu den Menschen, die über den Dingen brüteten. Mit einem energischen Schulterzucken schüttelte sie ihre eigenen Probleme ab. »Ich könnte Ihnen ein paar gute Tipps geben, wie man ein Geschäft praktisch aus dem Nichts aufbaut«, sagte sie und grinste mich an.

Nick kam zurück. Er hatte sich gewaschen und eine saubere Jeans und einen sauberen Pullover angezogen und sah nun wesentlich ansehnlicher aus, ja sogar richtig attraktiv. Wir saßen alle am Tisch, und es war sehr gemütlich. Ich konnte mir nicht vorstellen, warum er solche Schwierigkeiten haben sollte, eine Frau zu finden, die sich für ihn und den Hof interessierte. Tatsächlich spürte ich, wie ich selbst ein starkes Interesse an ihm zu entwickeln begann.

»Alles in Ordnung bei Mrs. Cameron?«, erkundigte er sich.

»Ich denke schon«, sagte ich. »Ich weiß es nicht.« Sie beobachteten mich. Offensichtlich waren beide sehr aufgeweckt, und ich dachte, dass ich ihnen vielleicht die ganze Geschichte erzählen sollte. Ich hatte ja bereits erkannt, dass Nick und Jamie Monkton alles andere als Freunde waren. Also ging ich kein besonderes Risiko ein, wenn ich sie ins Vertrauen zog. Tatsache war, dass ich zu sehr auf mich allein gestellt war hier draußen, weit weg von London und meiner gewohnten Umgebung. Ich brauchte Verbündete, und die Bryants kamen mir wie die perfekten Kandidaten für diesen Job vor.

»Sie kennen die Umstände von Theresa Monktons Tod?«, begann ich, und sie nickten beide schweigend, während sie mich weiter beobachteten und abwarteten.

»Ich kannte Terry aus London«, fuhr ich fort. »Wir haben zusammen in einem besetzten Haus gewohnt. Wir nannten sie Terry, nicht Theresa. Sie wollte es so.«

Penny seufzte. »Das arme Ding«, sagte sie. »Sie hatte wirklich nur Pech. Ich hab ihr immer wieder gesagt, dass sie jederzeit vorbeikommen kann, wenn sie zu Hause ist, um sich ein wenig zu unterhalten und... ich weiß nicht, einfach aus dem Haus zu kommen. Aber sie war ein merkwürdiges Ding. Sie kam nie hierher. Ich weiß nicht, ob sie einfach nur schüchtern war oder ob sie nicht reden wollte. Sie war sehr... verschlossen. Als hätte sie Angst, über sich selbst zu reden.«

»Hat sie mit Ihnen geredet?«, fragte Nick merkwürdig gespannt.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, es war genauso, wie Ihre Mutter es gerade beschrieben hat. Terry hat mit niemandem geredet.«

Ich holte aus und erzählte ihnen alles von unserem Haus, wie wir ihre Leiche gefunden hatten, wie Alastair mich in London besucht hatte. Ich erzählte nicht, dass Ganesh vielleicht gesehen hatte, wie ein Fremder, wahrscheinlich Jamie Monkton, vor Terrys Tod in unserer Straße herumgegangen hatte, und ich verschwieg auch, dass ich bei unserer Rückkehr aus Camden ein fremdes Eau de Cologne im Haus gerochen hatte. Und ich verschwieg das Stückchen Kreide in Jamies Wagen, dass Jamie mein Zimmer durchsucht hatte und dass ich den Brief von Ariadne an ihren Neffen Philip gefunden hatte.

Beide waren sichtlich aufgebracht, als ich beschrieb, wie wir die Leiche gefunden hatten. Penny war ganz blass, und Nick stand auf, um noch etwas Kaffee zu machen. Er spürte wahrscheinlich, wie sehr es seine Mutter mitnahm. Ich hoffte, dass er nicht verärgert war, weil ich sie in diesen Zustand gebracht hatte. Ich entschuldigte mich, weil ich nicht in der Absicht hergekommen war, ihnen den Tag zu verderben, sondern weil ich mir von ihnen Hilfe erhoffte.

Penny beugte sich über den Tisch zu mir hinüber und tätschelte meine Hand. »Keine Sorge, Fran. Es ist nicht angenehm, all das zu hören, wie Sie sich denken können – aber es muss für Sie noch viel schlimmer gewesen sein, die... die arme Theresa so zu finden.«

Nick knallte die Kaffeebecher zusammen und füllte sie aus dem Kessel nach.

»Verstehen Sie mich nicht falsch«, sagte er über die Schulter nach hinten, »aber bevor Sie vorbeigekommen sind, hatten wir... nun ja, eine andere Vorstellung von den Leuten, mit denen Theresa in London Umgang hatte. Wir wussten, dass sie auf eine Weise lebte, die Ariadne und Alastair niemals gutgeheißen hätten. Wir stellten uns vor, dass Sie alle irgendwelche Taugenichtse und Halunken wären. Offensichtlich haben wir uns getäuscht. Sie sind höchst normal, würde ich sagen.« Er schenkte mir ein schiefes Grinsen, das mein Herz hüpfen ließ.

»Ich kann mir vorstellen, was Sie gehört haben«, sagte ich zu ihm. »Glauben Sie mir, Terry war bei uns in guten Händen. *Wir* haben sie nicht umgebracht!«

Diesmal entschuldigten beide sich bei mir, und zwar gleichzeitig. Das gab mir das Gefühl, mich so unhöflich verhalten zu haben, dass ich glaubte, mich erneut entschuldigen zu müssen, was dazu führte,

dass wir uns alle nochmals entschuldigten, bis es uns zum Lachen reizte und wir zu kichern begannen.

Als wir uns ein wenig beruhigt hatten, sagte Penny mit zerknirschter Miene: »Es ist weiß Gott kein Thema, über das man sich lustig machen sollte, das ist das Schlimme daran. Es ist gemein und beängstigend und... und es macht mich wütend! Was um alles in der Welt ist mit ihr geschehen? Es muss doch...« Sie machte eine verzweifelte Geste. »Ich mag mir gar nicht vorstellen, wie schrecklich die letzten Augenblicke ihres Lebens gewesen sein müssen.«

Nick grunzte und vergrub das Gesicht in seinem Kaffeebecher. Ich schätzte, er war ebenfalls aufgebracht, doch er zeigte es auf andere Weise. Stark, männlich und schweigsam mit allem alleine fertig werden.

Sie wussten wahrscheinlich keine Einzelheiten, dass die arme Terry zuerst halb ohnmächtig geschlagen worden und dann aufgehängt worden war, vielleicht in der Lage, alles mitzubekommen, vielleicht nicht. Es war besser, wenn sie es nicht erfuhren.

Ich nickte nur. »Ich möchte wissen, was geschehen ist. Alastair war so freundlich und hat mich eingeladen, ihn zu besuchen, und jetzt bin ich hier. Ich wusste nichts von seiner Schwester, bis ich sie traf. Ich wusste auch nicht, dass es ihr Haus ist. Das war vielleicht peinlich, kann ich Ihnen sagen. Ich hätte mich wirklich nicht auf diese Weise aufgedrängt, wenn ich vorher von ihr gewusst hätte.«

»Ariadne ist ganz in Ordnung!«, versicherte mir Penny. »Vielleicht ein wenig steif und formell. Sie hat die meiste Zeit Schmerzen. Sie hatte vor ein paar Jahren einen schweren Reitunfall. Davor war sie eine sehr aktive Frau. An diesen Rollstuhl gefesselt zu sein muss ihr unerträglich vorkommen.«

»Ich habe davon gehört«, sagte ich. »Wenn ich richtig informiert bin, starb ihr Mann schon vor dem Unfall. Es muss ein schrecklicher Schlag gewesen sein, sich plötzlich im Rollstuhl wiederzufinden.«

»Es war mehr als das«, sagte Nick unerwartet. »Sie fiel von seinem Pferd. Dem Pferd, das ihr Mann immer geritten hat. Und der Name des Pferdes war Astara – sie haben ihr Gestüt nach diesem Pferd benannt. Der alte Cameron hatte das Pferd in der Absicht gekauft, aus seiner Blutlinie Wettbewerbspferde zu züchten. Das Pferd war unersetzlich für sie. Nach Camerons Tod ritt Ariadne es. Dann hatte sie diesen schlimmen Sturz. Man kann verstehen, wenn sie manchmal ein wenig reizbar ist.«

»Im Grunde genommen ist Ariadne eine sehr freundliche Frau!«,

beharrte Penny. »Sie hat Theresa bei sich aufgenommen, als ihre Eltern sich scheiden ließen. Und Alastair ebenfalls, wenn wir schon dabei sind. Er wusste nicht wohin, und sie nahm ihn auf. Er hat das Gestüt eine Weile für sie geführt, obwohl er nicht die richtige Person für diese Aufgabe war. Sie hätte jederzeit jemand anderen einstellen können. Und dann Jamie. Er war auch ohne Halt, bevor er auf das Gestüt kam. Auch wenn ich zugeben muss, dass er die Geschäfte im Griff hat und dass es aufwärts geht mit dem Gestüt, seit er da ist.«

»Sie hat mich ebenfalls aufgenommen, wenn man es genau bedenkt«, sagte ich. Manche Menschen nehmen streunende Tiere bei sich auf, doch Ariadne Cameron schien heimatlose Menschen aufzusammeln.

Bei der Erwähnung von Jamies Namen allerdings hatte deutlich spürbar Spannung in der Luft gelegen.

Ich warf einen Köder aus. »Ich gestehe, dass ich Jamie nicht besonders mag.«

»Jamie Monkton kümmert sich um nichts und niemanden außer Jamie Monkton!«, sagte Penny klar und deutlich. »Ich kenne ihn, seit er klein war. Er war schon als Junge ein kleiner Mistkerl, und daran hat sich bis heute nichts geändert.«

Nick beobachtete mich aufmerksam. »Fran? Glauben Sie, dass Jamie Monkton etwas mit Therasas Tod zu tun haben könnte?«

»Nick!«, rief seine Mutter schockiert.

»Ach, komm schon, Ma! Fran sucht nach Informationen! Sie hat es selbst gesagt. Sie ist den ganzen Weg von London hierher gekommen, also glaubt sie wohl kaum, dass sich der Mörder in London herumtreibt, oder?«

Er hatte Recht. Der Mörder war bestimmt nicht in London. Doch das hier war nicht der geeignete Augenblick, um Anschuldigungen vorzubringen, die ich hinterher nicht mehr zurücknehmen konnte.

Penny ließ sich nicht so einfach von ihrem Sohn beschwichtigen. »Theresa und Jamie waren Cousin und Cousine! Jedenfalls miteinander verwandt! Ich weiß sehr wohl, dass Jamie zu fast allem fähig ist, aber er würde doch nicht... ich meine, sie gehörte zu seiner *Familie*, oder nicht?«

Ich hatte eigentlich nicht den Eindruck gewonnen, dass Jamie Monkton ein Mensch war, der auf Verwandtschaft Rücksicht nahm, wenn es um seinen Vorteil ging. Doch ich wollte bei dieser Diskussion zwischen Mutter und Sohn nicht Partei ergreifen; es wäre nicht sehr diplomatisch gewesen. Also dachte ich mir meinem Teil und

kam auf den Grund zurück, aus dem ich hergekommen war.

»Ich denke, je mehr ich über Terry weiß, je näher ich ihr komme, desto mehr nähere ich mich der Antwort auf all das. Das ist der Grund, weshalb ich hierher gekommen bin und weshalb ich jetzt hier vor Ihnen sitze. Alastair hat mir erzählt, dass sie schon früher mehrfach von zu Hause weggelaufen ist – bevor sie nach London gekommen und bei uns eingezogen ist, meine ich. Einmal ist sie sogar mit irgendwelchen New-Age-Leuten durch das Land gezogen. Ich weiß, dass es stimmt, denn sie hat es mir irgendwann selbst erzählt.«

Die Bryants wechselten nervöse Blicke.

»Es dauerte nicht lange«, sagte Penny. »Ein paar Monate. Einen Sommer. Als es kühl und regnerisch wurde, kam sie zurück. Sie hatte sich ihre Gesundheit ruiniert; ich glaube, sie war ziemlich krank. Ich habe sie hin und wieder gesehen, wenn sie auf dem Weg spazieren gegangen ist. Sie war weiß wie ein Laken, und ich hatte Angst, sie könnte irgendwo ohnmächtig werden und in den Graben fallen, wo niemand sie findet. Nick und ich haben sie mehr als einmal in unserem alten Pick-up nach Hause gebracht, nachdem wir sie so gefunden haben. Sie verhielt sich immer höchst eigenartig, unfreundlich und in sich gekehrt. Ich glaube nicht, dass Alastair oder Ariadne mit ihr zurechtkamen. Das arme Kind, es brauchte dringend Hilfe, aber auf dem Gestüt gab es keine.«

Ich nippte an meinem Kaffee. »Sie hatte Eltern. Sie hätte ihre Eltern um Hilfe bitten können. Ich habe Marcia heute Morgen kennen gelernt.«

»Sie ist auf dem Gestüt? Therasas Mutter?« Penny und Nick redeten gleichzeitig. Nick stieß einen Pfiff aus.

»Die hat vielleicht Nerven! Es gab einen mörderischen Streit mit Alastair auf der Beerdigung.«

»Ich glaube, sie ist gekommen, um sich wieder mit ihm zu versöhnen.« Tatsache war, so aufschlussreich meine Begegnung mit Marcia auch gewesen war, ich hatte sie ganz schnell von meiner Liste gestrichen. Seit ihrer Scheidung hatte sie kein Interesse mehr an den Vorgängen auf dem Gestüt gezeigt, erst recht nicht mehr seit Therasas Tod. Doch das galt nicht für jemand anderen. Ich fragte: »Was ist mit Philip Monkton, Terrys Vater? Wenn Terry krank war, hätte man ihn nicht benachrichtigen müssen?«

Penny dachte über meine Frage nach. »Er ist sehr erfolgreich in seinem Beruf, und ich glaube, er versteht sich nicht besonders gut mit seiner Verwandtschaft. Er kam nicht oft vorbei, um seine Tochter

zu besuchen. Ich denke, falls es ein Problem gab, dann wollte Phil nichts davon wissen. Er hat außerdem wieder geheiratet, was die Sache noch schwieriger macht. Soweit ich weiß, ist seine neue Frau recht jung – nicht viel älter als seine Tochter, wenn Sie verstehen, was ich meine. Er wird wahrscheinlich nicht gerne ständig daran erinnert.«

Ich schwieg. Draußen war Hufgetrappel zu hören, gleichzeitig schlug der Hund an. Eine Mädchenstimme rief nach Nick.

»Das klingt nach Kelly«, sagte er und rief laut: »In der Küche, Kell!«

Augenblicke später kam sie herein, das Gesicht gerötet entweder von der Anstrengung des Ritts hierher oder vor Aufregung.

»Guten Morgen!«, rief sie glücklich. »Ich dachte, ich komme...«

In diesem Augenblick bemerkte sie mich und brach in beinahe komischer Bestürzung ab.

»Ein weiterer Gast«, sagte Penny freundlich. »Setzen Sie sich zu uns, Kelly, ich mache noch eine Kanne Kaffee.«

Kelly kam verlegen in den Raum, und ihre frühere Ausgelassenheit war wie weggewischt. Sie setzte sich, ohne den Blick von mir zu nehmen. »Hallo«, sagte sie düster.

»Fran besichtigt unseren Hof. Sie war noch nie im Leben auf einer Farm«, erklärte Nick grinsend. »Kannst du dir das vorstellen?«

»Sie haben wahrscheinlich immer nur in der Stadt gelebt, schätze ich.« Kellys Worte klangen eher nach Groll als nach Neugier.

Sie warf verstohlene Blicke auf Nick, und ich begriff recht schnell. Sie war verliebt in ihn, und zwar nicht eben wenig. Die Frage war, ob er es überhaupt bemerkte? Sie war nicht unattraktiv, strotzte vor Gesundheit und Leben. Ich für meinen Teil hätte sie als ideale Partnerin für Nick betrachtet, wie geschaffen für das Leben auf dem Land. Doch was die Menschen brauchen und was sie suchen, sind zwei verschiedene Dinge.

»Ich denke«, sagte Nick in diesem Augenblick fröhlich, »dass sie sich in null Komma nichts auf einem Bauernhof zurechtfinden würde! Sie sollten es vielleicht einmal versuchen, Fran!«

Kelly war eindeutig schockiert und bedachte mich mit einem sehr feindseligen Blick. Von nun an würde sie in mir nur noch die Rivalin sehen. Das war schade, denn ich war eigentlich ganz gut mit ihr ausgekommen, und sie wäre vielleicht eine wertvolle Verbündete gewesen.

Viel zu offensichtlich drehte sie mir den Rücken zu. »Ich bin vor-

beigekommen, Nick, weil wir uns verpasst haben, als du auf dem Gestüt gewesen bist. Lundy hat mir gesagt, du wärest zu Besuch gewesen.«

»Rein nachbarschaftlich.« Nick wirkte ein wenig verlegen. »Ich dachte, Alastair wäre auf dem Hof, und ich wollte ein wenig mit ihm reden und ihm sagen, dass Ma und ich an ihn und seine Schwester denken. Aber er war nicht bei den Stallungen, und ich wollte nicht ins Haus, weil ich keine Lust hatte, Jamie zu begegnen. Sein Wagen stand bei den Garagen, deshalb wusste ich, dass er da war. Lundy war übrigens sternhagelvoll. Wie schafft er es nur, damit durchzukommen?«

Kellys Miene war mit jedem Wort, das er sprach, trostloser geworden. Sie hatte gehofft, dass er auf dem Gestüt gewesen war, um sie zu besuchen. »Ich weiß, dass Joey trinkt, aber es hat keinen Einfluss auf seine Arbeit.«

»Sie sollten jedenfalls nicht bei den Lundys wohnen«, sagte Penny ernst. »Diesem Mann kann man nicht trauen.«

Kellys Miene hellte sich auf. Wohl in der Hoffnung auf eine Einladung, zu den Bryants auf den Bauernhof zu ziehen, schätzte ich.

Jedenfalls war für mich der Augenblick für einen taktvollen Abgang gekommen.

Ich dankte Penny für den Kaffee und sagte, dass ich nun wirklich gehen müsste.

»Kommen Sie wieder!«, drängte Penny.

»Beim nächsten Mal zeige ich Ihnen den ganzen Hof!«, versprach Nick.

In Kellys Miene spiegelte sich neuerliches Elend wider. Ohne etwas dafür zu können, hatte ich ihr den Tag gründlich verdorben.

Auf dem Rückweg zum Gestüt hatte ich reichlich Zeit und Stoff nachzudenken, und so vergaß ich Kellys kummervolles Liebesleben rasch wieder.

Ariadne war eine vermögende Frau. Alle waren von ihr abhängig. Sie war alt, und um ihre Gesundheit stand es schlecht. Sie hatte keine eigenen Kinder, und ihr Bruder, der ihr nahe stand, war selbst nicht mehr der Jüngste. Ihren Neffen Philip konnte sie nicht ausstehen, und er war, wenigstens der Theorie nach, ein erfolgreicher Mann, der nicht darauf angewiesen war, Reichtümer zu erben. Jamie hatte hart für das Gestüt gearbeitet, doch sie misstraute ihm. Auf der anderen Seite hatte sie Terry, jedenfalls nach Pennys Worten, abgöttisch geliebt. Terry war Ariadnes Erbin gewesen, aber Terry war tot.

Ohne eine wirkliche Alternative zu Terry steckte Ariadne in einem schweren Dilemma, was die Zukunft des Gestüts anging. Es gab nur wenige Kandidaten, auf die ihre Wahl hätte fallen können, von denen jedoch keiner ihren Wunschvorstellungen entsprach. Und die Zeit arbeitete gegen sie. Sie musste eine Wahl treffen, und zwar rasch.

An diesem Morgen war Watkins zu Besuch bei Ariadne gewesen. Ich war bereit, meinen linken Arm zu verwetten, dass in seiner abgewetzten alten Aktentasche ein neues Testament gewesen war. Und sehr wahrscheinlich hatte Ariadne es an diesem Morgen unterzeichnet.

Doch wer war der Begünstigte? Und bedeutete es womöglich, dass Ariadne nun selbst in Gefahr schwebte?

**KAPITEL 14** Ich musste dringend mit Ariadne sprechen, doch ich wusste, dass es nicht leicht werden würde, eine Antwort auf die wichtigste Frage von allen zu erhalten. Auf gar keinen Fall konnte ich sie einfach nach dem Inhalt ihres Testaments fragen. Doch ich war davon überzeugt, dass es die Antwort auf alle Fragen lieferte.

Während ich zurück nach *Astara* marschierte, beleuchtete ich das Problem von allen Seiten und suchte verzweifelt nach einer Möglichkeit, wie ich es angehen konnte. Bis zu diesem Augenblick hatte ich nicht gewusst, dass ein Detektiv so vielseitig sein musste. Ein Kursus in praktischer Psychologie hätte mir vielleicht weitergeholfen, doch ich hatte nie einen besucht. Ich wusste nur, dass ich es mit einer eisernen Lady alter Schule zu tun hatte, die zu allem Überdross krank war und Medikamente einnahm. Kein Wunder, dass mich der Gedanke so nervös machte. Ich wog alle Möglichkeiten, die mir einfielen, gegeneinander ab, doch keine schien auch nur halbwegs erfolgversprechend.

Ich war so sehr in Gedanken vertieft, dass ich meine Umwelt völlig vergaß. Ein wenig spät bemerkte ich, dass mir ein Wagen auf dem schmalen einspurigen Fahrweg folgte. Ich marschierte in der Mitte – es gab keinen Bürgersteig, und die Seiten waren trügerische Hinderniskurse aus im Gras verborgenen Löchern und Entwässerungsgräben. Ich nahm an, der Wagen hinter mir konnte nicht vorbei. Bereitwillig wich ich zum Straßenrand aus.

Er fuhr nicht vorbei. Er schien sich damit zu begnügen, mit der gleichen Geschwindigkeit vorwärts zu kommen wie ich, nur ein paar Meter hinter mir. Ich warf einen Blick über die Schulter. Es war ein alter Lieferwagen. Der Fahrer schien mich durch die Scheibe hindurch anzustarren, doch die Scheibe war gelb vom Alter und dort gesprungen, wo ein Stein sie getroffen hatte; ich konnte das Gesicht hinter dem Lenkrad nicht erkennen. Der Wagen kroch so langsam hinter mir her, dass er fast stand. In meinem Magen bildete sich ein dicker Klumpen, als mir bewusst wurde, dass ich gar kein Hindernis für ihn gewesen war. Er folgte mir!

Ich marschierte schneller. Mit all den Gedanken über düstere Familiengeheimnisse und mörderische Verschwörungen im Kopf war es mir gelungen, mich selbst in Panik zu versetzen. Nicht nur Ariadne schwebte in Gefahr, sondern auch ich! Ich, Fran Varady, die große Detektivin. Die sich einbildete, eine der Großen Fünf zu sein und ihre vorwitzige Nase in Jamie Monktons Angelegenheiten steckte.

Ich rannte schwerfällig los, behindert durch die Gummistiefel, die

nicht zum Laufen gemacht waren. Selbst meine Pixieboots wären besser gewesen. Sie gehörten wenigstens mir und hatten die richtige Größe.

Der Lieferwagen wurde schneller. Es war unmöglich, einem Auto davonzulaufen, nicht einmal einem so alten. Schweiß brach mir aus allen Poren. Meine Füße glühten und wollten mir nicht mehr gehorchen. Meine Beine waren taub. Es war, als würde ich durch dicken Schlamm rennen, ein Albtraum, und es wurde zunehmend unmöglich, einen Fuß vor den anderen zu setzen.

Mein Herz raste, und ich fühlte mich in dieser Wildnis mehr allein als je zuvor. Warum war ich nicht in London geblieben? In London hätte ich mich in eine Seitengasse drücken können, einen Laden betreten, in einen Bus springen, irgendetwas. Aber hier draußen war ich verloren zwischen leeren Feldern. Hätte ich mich hier durch eine Hecke zwingen oder über einen Zaun klettern wollen, wäre der Fahrer aus dem Wagen gesprungen und hätte mich gepackt, bevor ich zehn Meter weit gekommen wäre.

Die einzige Hoffnung bestand darin, die Abzweigung zum Gestüt zu erreichen. Er würde mir nicht die Auffahrt hinauf folgen – hoffte ich. Irgendjemand könnte ihn vom Haus aus sehen. Ein Stück weit voraus sah ich bereits das Holzschild und die Abzweigung. Sicherheit. Ich rannte darauf zu wie ein mittelalterlicher Flüchtling, der mit dem Mob auf den Fersen in Richtung der rettenden Kirche flüchtet. Doch es ging bergauf, steil bergauf. Ein scharfer Schmerz zuckte durch meine Seite, und ich klappte zusammen. Ich würde es nicht schaffen. Ich musste stehen bleiben.

Der Lieferwagen hatte mich eingeholt und hielt an. Eine Tür wurde zugeschlagen. Schritte näherten sich.

»Es ist soweit, Francesca«, sagte ich zu mir zwischen den Krämpfen.

Ich versuchte mich aufzurichten und stöhnte vor Schmerz. Eine Hand packte mich an der Schulter. Ich würde mich nicht kampflös ergeben, nicht einmal in meinem Zustand. Wenn Terry gekämpft hätte, wäre vielleicht alles anders gekommen und sie hätte nicht von der Decke gebaumelt. Ich stieß mit dem Ellbogen nach hinten und hörte einen überraschten Schmerzensschrei. Gut!, dachte ich, du hast ihn erwischt, wo es weh tut. Ich stieß den Ellbogen ein weiteres Mal nach hinten und wurde mit einem weiteren Schmerzensschrei belohnt.

»Fran! Hör auf damit, ja? Was machst du denn? Was habe ich dir

getan?»

Ich hörte meinen Namen, und die protestierende Stimme war mir vertraut. Ich wand mich in seinem Griff, spähte nach oben, während ich nach Luft rang und mir die stechende Seite hielt, nass geschwitzt – ich musste einen unglaublichen Anblick bieten.

»Bist du völlig verrückt geworden?«, ächzte Ganesh. »Ich versuche, dich auf mich aufmerksam zu machen, und du gehst ab wie eine Rakete! Was ist denn los mit dir? Trainierst du für die nächsten Olympischen Spiele? Als Nächstes benutzt du mich als Sandsack – hat das Landleben dir das Gehirn verrotten lassen, oder hast du völlig den Verstand verloren?!«

»Ich dachte, du wärest ein Killer und hinter mir her«, sagte ich.

Er hatte mich zum Wagen geführt, und wir waren am Gestüt vorbei und den Berg hinuntergefahren, bis wir ein kleines bewaldetes Tal erreicht hatten. Dort saßen wir, bis das Stechen in meiner Seite abgeklingen und ich wieder zu Atem gekommen war.

Ganesh saß mir zugewandt auf dem Fahrersitz, mit dem Rücken gegen die Tür gelehnt, einen Arm auf der Rücklehne, den anderen auf dem Lenkrad. Die langen schwarzen Haare hingen ihm wirr ins Gesicht, und er funkelte mich wütend zwischen den Strähnen hindurch an. Wahrscheinlich schmerzten ihn noch immer die beiden Hiebe, die ich ihm versetzt hatte, und was ich zu sagen hatte, machte ihn nicht glücklicher. Ich hingegen war ehrlich erleichtert, ihn zu sehen, auch wenn ich im Augenblick nicht viel mehr tun konnte, als ihn anzustarren.

Dann sagte er in dem Tonfall, mit dem er Eiswasser auf meine Ideen zu kippen pflegte: »Killer?«

»Ja, ich...« Ich gab mir alle Mühe, es nicht wie eine dumme Idee klingen zu lassen. »Es hätte sein können!«

»Ein Killer, ja? In einem Wagen wie diesem hier, ja? Er ist nicht gerade geeignet als Fluchtfahrzeug, findest du nicht? Er hat mit Mühe und Not die Strecke von London hierher geschafft. Wieso hast du mich eigentlich nicht erkannt? Es ist unser Lieferwagen, aus dem Geschäft! Du hast ihn oft genug gesehen!«

Was meine Aufmerksamkeit auf die Tatsache lenkte, dass es im Innern des Wagens nach Salat, Kartoffelerde und überreifen Bananen roch. Zu meinen Füßen lag ein aufgerissenes Plastiknetz mit dem Etikett: *Florida Pink Grapefruit*.

»Ja, ich weiß!«, fauchte ich und errötete. »Aber in London, nicht hier! Du hast nicht gesagt, dass du herkommen willst! Was machst

du überhaupt hier?»

»Dich retten«, sagte er. »Ich bin gekommen, um dich mit mir zurück nach London zu nehmen.«

»Nicht jetzt! Nicht jetzt, nachdem ich endlich weitergekommen bin!«

Ich platzte mit meinen jüngsten Theorien hervor. »Terry sollte alles erben. Damit hätten mehrere Leute im Regen gestanden. Beispielsweise Philip, Terrys Vater. Jeder hier sagt, dass er sich nie für das Gestüt interessiert hat und dass er selbst ein erfolgreicher Geschäftsmann ist. Ich glaube nicht, dass er seine eigene Tochter umbringen würde. Aber was ist mit Jamie? Er war an jenem Tag in London, da bin ich mir absolut sicher. Du hast ihn gesehen, genau wie Edna. Ich hab ein Stück von Squibs Kreide in seinem Wagen gefunden, und er benutzt dieses Eau de Cologne. Er besucht dieses Weinlokal, regelmäßig! Er raucht Benson & Hedges! Er hat sich krumm geschuftet, um zu verhindern, dass das Gestüt weiter den Bach runter geht, nachdem Alastair es abgewirtschaftet hat! Wahrscheinlich denkt er, dass er ein Recht darauf hat, es zu erben, mehr als jeder andere. Er gehört außerdem zur Familie. Und wahrscheinlich war er verbittert darüber, dass sie alles Terry vermachen wollte.«

»Wenn er überhaupt davon wusste«, entgegnete Ganesh. »Und selbst wenn er es wusste – warum hat er Terry nicht einfach geheiratet?«

»So machen es vielleicht die Inder«, sagte ich. »Alles in der Familie halten, um jeden Preis. In England gibt es das seit über hundert Jahren nicht mehr. Außerdem kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass unsere Terry sich in jemanden wie Jamie verliebt hätte.«

Ganesh sah nicht überzeugt aus, doch ich redete weiter. »Es gibt einen sehr unangenehmen Stallmeister namens Joey Lundy. Er prügelt seine unterbelichtete Frau grün und blau. Alastair und Ariadne scheinen sich damit zufrieden zu geben, ihm seine Stelle zu lassen und hin und wieder ein paar mahnende Worte zu sprechen, wenn die blauen Flecken der armen Mrs. Lundy zu offensichtlich werden. Terry würde vielleicht anders reagieren. Sie würde Lundy vielleicht vom Gestüt jagen, sobald es ihr gehört. Damit hat auch Lundy ein Motiv, Terry zu ermorden, und er gehört zu der Sorte Mensch, die dazu imstande ist.«

»Gibt es irgendwelche Beweise, dass dieser Lundy jemals in seinem Leben in London gewesen ist?«, vernichtete Ganesh eine weitere

meiner Theorien.

»Beweise!«, schnaubte ich. »Ich bin hier, um diese Beweise zu finden! Vielleicht arbeiten er und Jamie Monkton zusammen! Beide hatten ein Interesse daran, die arme Terry aus dem Weg zu räumen.«

»Nur deiner Theorie zufolge.« Ganesh konnte gelegentlich – wie zum Beispiel jetzt – aufreizend selbstgefällig sein.

»Also schön, da ist noch etwas«, sagte ich zu ihm. »Ich habe gesehen, wie Jamie mit diesem Anwalt gesprochen hat, diesem Watkins. In Winchester, in dem Weinlokal. Ich bin sicher, dass Jamie versucht hat, etwas über Ariadnes neues Testament in Erfahrung zu bringen. Vielleicht hat er sogar versucht, Watkins zu überreden, Druck auf Ariadne auszuüben und das Testament zu Jamies Gunsten zu verfassen. Jamie hatte ganz bestimmt nichts mit Watkins in diesem Lokal zu suchen, so viel steht fest!«

Ganesh schlug mit der flachen Hand auf das Lenkrad und fluchte wütend, was er normalerweise nie tat. »Ich habe mich manchmal gefragt, ob du verrückt bist, Fran, aber ich habe dich nie für dumm gehalten. Allmählich fange ich an, meine Meinung zu ändern! Das ist eine Familienangelegenheit. Es geht niemanden etwas an, außer die Monktons. Sie brauchen ganz bestimmt keine Fremde, die sich in alles einmischt, wie du es tust. Außerdem stellst du jede Menge haltloser Theorien auf, ohne einen einzigen Beweis zu liefern! Warum sollte Jamie Monkton sich nicht mit diesem Watkins treffen? Wahrscheinlich erledigt dieser Anwalt alle rechtlichen Angelegenheiten des Gestüts! Wie kommst du darauf, dass sie über Ariadnes Testament gesprochen haben?«

»Watkins ist heute Morgen zum Gestüt gekommen. Wenn Jamie etwas Geschäftliches mit ihm zu besprechen hatte, dann hätte er es heute tun können, ohne extra nach Winchester zu fahren. Er wollte Watkins in Winchester treffen, Gan, weil niemand auf dem Gestüt etwas davon wissen sollte! Ich muss Ariadne warnen. Hör mal, angenommen...«

»Du kannst doch nicht herumlaufen und derart haltlose Anschuldigungen von dir geben!«, unterbrach Ganesh mich heiser. »Wenn du dich irrst, steckst du bis zum Hals in der Scheiße! Und wenn du Recht hast – wenn du Recht hast, ist es nicht Ariadne, um die du dir Gedanken machen musst, sondern du selbst!« Er beugte sich kampflos vor. »Du solltest nicht eine Minute länger hier bleiben! Du hast alles herausgefunden, was es herauszufinden gibt! Wir fahren auf der Stelle nach London zurück! Wir gehen zu dieser Morgan und erzäh-

len ihr alles. Sie kann den Rest erledigen! Es ist schließlich ihr Job! Lass dein Zeug hier. Du kannst Monkton anrufen und ihn bitten, es dir zu schicken!«

»Auf gar keinen Fall!«, widersprach ich entrüstet. »Deine Kamera ist noch da, und andere Dinge. Hey, hast du den Film entwickelt?«

»Was für einen Film?«

»Du hast ihn nicht bekommen?«, fragte ich bestürzt. Dann fiel mir ein, dass ich ihn erst gestern in den Briefkasten geworfen hatte, und falls Ganesh früh am Morgen aus London losgefahren war... »Er ist jetzt bei dir zu Hause angekommen, ungeöffnet. Gan...!« Ich packte ihn an der Jacke. »Du musst zurückfahren, auf der Stelle. Du musst den Film zu der Drogerie bei euch um die Ecke zum Entwickeln bringen! Er ist in einer Stunde fertig!«

»Heißt das, dass du mit mir kommst, wenn ich jetzt fahre?«

»Nein.« Er starrte mich so wütend an, dass ich fast flehte. »Ich muss noch einen Tag länger bleiben. Ich *muss* mit Ariadne reden!«

»Sie wird dir sagen, dass du dich gefälligt um deine eigenen Angelegenheiten kümmern sollst, und ich kann es ihr nicht einmal verdenken.«

»Ich muss es trotzdem versuchen, oder?«

Er funkelte mich an. »Falsch! Das ist kein Spiel, Fran!«

»Das weiß ich selbst! Hör mal, ich weiß nicht, warum du herkommen musstest. Ich kann selbst auf mich aufpassen!«, brüllte ich.

Es wurde ziemlich laut in Gans Lieferwagen. Meine Ohren summten. Es war an der Zeit, dass ich mich wieder beruhigte.

Wir saßen ein paar Minuten lang schweigend da, bis Ganesh wieder zu reden begann – in diesem Ton, den ein Erwachsener gegenüber einem unvernünftigen Kind benutzt. Es brachte mich erneut auf die Palme.

»Du kannst nicht selbst auf dich aufpassen, Fran, nicht diesmal! Ich weiß, dass du normalerweise durchaus dazu in der Lage bist, aber hier ist nichts normal! Du befindest dich in einer fremden Gegend und unter Menschen, über die du nur sehr wenig weißt. Sie sind nicht wie du. Sie sind reich. Sie besitzen große Häuser, Land, Pferde und was weiß ich. Sie mögen untereinander streiten, aber wenn ein Außenseiter dazukommt, rücken sie zusammen. Du wirst diejenige sein, die sie opfern. Das wirst du doch wohl begreifen, oder vielleicht nicht?«

Er wartete, und als ich nicht antwortete, fuhr er noch ärgerlicher fort: »Also schön, sieh es einmal von dieser Seite. Gerade eben hast

du noch geglaubt, dass jemand dich angreift. Angenommen, du hättest Recht gehabt? Wie groß bist du? Wie viel wiegst du? Ich habe zwölfjährige Kinder gesehen, die kräftiger waren als du! Du bist einfach nicht stark genug, Fran, um dich in einem Kampf zu behaupten.«

»Das weiß ich alles selbst«, sagte ich. »Weil ich – im Gegensatz zu dem, was du zu denken scheinst – weder dumm bin noch mir nicht des Risikos bewusst. Trotzdem kann ich jetzt nicht aufgeben. Nicht an diesem Punkt. Nicht, nachdem ich den ganzen Weg hierher gekommen bin und so viel herausgefunden habe.«

Er seufzte. »Und was glaubst du, wie lange du noch brauchst?«

»Vierundzwanzig Stunden und keine Minute länger. Ich schwöre es. Heute Abend und vielleicht morgen Vormittag. Dann fahre ich nach London zurück. Ich weiß sehr wohl, dass ich hier draußen wie ein Fisch auf dem Trockenen bin. Aber ich mag es nun einmal nicht, etwas halbfertig zurückzulassen!«

Er kratzte sich am Kopf und legte die Stirn in Falten. »Also schön. Noch eine Nacht. Ich habe alles mitgenommen, um im Lieferwagen zu pennen, für den Fall, dass ich dich nicht gleich finde. Ich habe einen Schlafsack und etwas zu essen. Morgen früh, gleich nach dem Frühstück, komme ich dich holen. Wenn vorher irgendetwas schief läuft, verschwinde! Verschwinde aus dem Haus und komm hier runter ins Tal! Ich werde hier sein.«

Ich spürte mein schlechtes Gewissen, weil ich ihn angebrüllt hatte, und ich sagte ihm, dass ich es wirklich zu schätzen wusste, dass er hergekommen war, um mir zu helfen und dass er sich Sorgen um mich machte und alles.

»Ja, ja«, entgegnete er ungeduldig. »Vergiss nicht, sei auf der Hut! Wenn irgendetwas – ganz gleich was – nicht nach Plan läuft, dann renn so schnell, wie du eben vor mir davongelaufen bist!«

Ich kehrte zum Haus zurück. Sowohl Marcias Wagen als auch der Mercedes waren verschwunden. Ich humpelte zur Veranda hinter dem Haus, um mich von den Gummistiefeln zu befreien. Sie klebten förmlich an meinen geschwollenen Füßen, und ich wünschte mir einen Stiefelknecht herbei, wie ihn Nick auf der Farm benutzt hatte. Schließlich gelang es mir, sie auszuziehen, und mit einem Gefühl von Dankbarkeit entledigte ich mich der Barbourjacke, in der ich angefangen hatte zu schwitzen wie in einem türkischen Dampfbad.

Meine geschwollenen Füße passten nicht mehr in die Pixieboots, also nahm ich die Schuhe in die Hand und stolperte auf Socken in

die Küche.

Ruby war schon wieder dabei, Teig zuzubereiten. Sie war eine besessene Köchin.

»Hallo«, sagte sie, ohne mit dem Rühren aufzuhören. »Sie sehen aus, als wären Sie gerannt.«

»Ein schneller Marsch«, sagte ich, zapfte mir ein Glas Leitungswasser aus dem Hahn und trank es in einem einzigen Zug aus. Ruby beobachtete mich neugierig. Mein rotes Gesicht verriet ihr, dass es mehr als ein gesunder Marsch gewesen sein musste, doch sie sagte nichts weiter.

Sie löffelte den Teig in eine Backform und schob alles in den Ofen. Diesmal reichte sie mir den Löffel zum Ablecken, ohne vorher zu fragen.

Der Teig war süß und klebrig, und ich fühlte mich, als wäre ich ungefähr sechs Jahre alt.

»Ruby? Kommt Mrs. Cameron tagsüber eigentlich nach unten? Sie bleibt doch wohl nicht den ganzen Tag auf ihrem Zimmer, oder?«, fragte ich und deutete mit dem Teiglöffel zur Decke hinauf.

Ariadne besaß allem Anschein nach ein eigenes Wohnzimmer oben, doch ich hatte das Gefühl, dass sie es wohl kaum als angemessen betrachten würde, wenn ich einfach uneingeladen nach oben ging und an ihre Tür klopfte.

»Nicht immer, nein«, antwortete Ruby. »Sind Sie fertig mit der Schüssel? Nur, wenn sie einen ganz schlechten Tag hat. An einem schönen Tag wie heute geht sie gerne hinaus in den Garten. Sie ist eine talentierte Künstlerin. Sie ist draußen mit ihrem Zeichenblock und den Stiften.«

Ich zog meine Socken aus und wanderte barfuß in den Garten. Das Gras war wohltuend kühl unter meinen Zehen. Ariadne saß ganz hinten unter ein paar Apfelbäumen, die bessere Tage gesehen hatten. Sie hatte ein Brett auf ihrem Schoß und zeichnete. Es war ein wenig kühl trotz der Sonne, doch es schien ihr nichts auszumachen. Sie hatte zwar eine Decke über den Beinen, aber nur einen hauchdünnen Schal um den Hals geschlungen, hatte dessen Enden nach hinten geworfen, wie Isadora Duncan Schals zu tragen pflegte. Der Wind spielte mit den blass türkisfarbenen Spitzen des Schals, sie streiften über das hohe Gras.

Mir wurde bewusst, dass sie dort draußen ganz allein war, unendlich verletzlich in ihrem Rollstuhl und zu weit vom Haus entfernt, um nach Hilfe zu rufen.

»Ich wünschte, ich könnte auch zeichnen oder etwas in der Art«, sagte ich und setzte mich zu ihr ins Gras.

»Haben Sie es denn einmal versucht?« Sie lächelte zu mir herunter.

Ich gestand, dass ich es nie probiert hatte. Sie deutete auf eine Mappe neben ihrem Stuhl.

»Nehmen Sie sich ein Blatt, und wir wollen sehen, was Sie können. Versuchen Sie's mit Kohle.«

Ich tat wie geheißen und benutzte die Mappe als Unterlage. Von meiner Position aus sah ich nur eine Ecke des Hauses zwischen den Büschen und den alten Obstbäumen hindurch, also unternahm ich einen Versuch, sie zu zeichnen, doch als ich fertig war, sah alles krumm und schief aus, und die Fenster waren viel zu groß.

Ariadne begutachtete mein Werk, als ich zu der Entscheidung gelangt war, dass es nicht besser ging.

»Sie beschäftigen sich zu sehr mit Details«, sagte sie schließlich. »Zuerst müssen Sie einen allgemeinen Eindruck einfangen. Für Einzelheiten ist später noch Zeit.«

Das traf auch ziemlich genau auf meine allgemeine Lage zu. Ich überlegte angestrengt, wie ich das Gespräch auf Watkins' Besuch an diesem Morgen lenken konnte.

Während ich überlegte, zeigte sie mir, was sie gezeichnet hatte. Es sah sehr gekonnt aus, professionell. Ich erzählte ihr von Squib und seiner Pflastermalerei. Sie schien ehrlich interessiert.

»Wenn er keine richtige Ausbildung hatte, dann muss er ein außergewöhnlich gutes Auge besitzen«, sagte sie.

Ich fragte, ob sie Unterricht gehabt habe, und sie antwortete: »Ein paar Stunden.« Sie war in jungen Jahren auf einer Kunstschule gewesen.

»Hat Terry gemalt?«, fragte ich. »Ich habe sie nie dabei gesehen.«

»Theresa hatte keine Geduld.« Sie legte ihre Utensilien weg. Ich bemerkte etwas Endgültiges an der Art und Weise, wie sie sprach. Sie wollte nicht über Terry reden. Ich hielt trotzdem an diesem Thema fest.

»Sie hat nie über ihr Zuhause gesprochen. Über dieses Haus, meine ich. Oder über das Gestüt. Ich war ziemlich überrascht, als ich sah, woher sie kam.«

»Hat sie überhaupt über irgendetwas gesprochen?«, fragte Ariadne und musterte mich aus scharfen Augen.

Ich spürte, wie ich errötete. »Nein. Sie schmolte viel. Ich glaube

nicht, dass sie sich bei uns besonders wohl gefühlt hat. Es überrascht mich nicht, wenn man bedenkt, dass sie hier gelebt hat.«

»Offensichtlich war sie hier auch nicht besonders glücklich«, sagte Ariadne. »Sonst wäre sie bei uns geblieben.« Ihre Stimme klang einigmaßen ruhig, doch ich bemerkte die Bitterkeit in ihren Worten.

Ich sagte, dass Terry meiner Meinung nach nur eine schwierige Phase durchgemacht habe. Irgendwann wäre sie zurückgekehrt. Es war ein wunderschöner Ort zum Leben. Die Tatsache, dass sie in London so unglücklich gewesen war, zeigte doch, dass sie *Astara* und ihre Familie vermisst haben musste.

Ariadne antwortete nicht. Es war, als hätte ich überhaupt nicht gesprochen. Ich fühlte mich schrecklich verlegen.

Wir saßen eine Weile da. Ariadne sah einfach geradeaus, auf das Haus hinter den Büschen. Trotz ihres Alters sah ich an ihrem Profil, dass sie einst eine große Schönheit gewesen war. Ihre Haut war immer noch klar, auch wenn sie faltig und von tiefen Linien durchzogen war, und die Linie ihrer Stirn und ihrer Nase und ihrer tief liegenden Augen war klassisch. Sie hatte schlanke Hände mit langen Fingern, an denen die Ringe nur locker saßen. Doch die Hände waren sehnig, und ich erinnerte mich, dass sie vor ihrem Unfall eine sportliche Frau gewesen war, eine Reiterin. Ich hatte Angst um Ariadne, auf eine Weise, die ich nicht so einfach erklären kann. Es war nicht die Art von Angst, die ich empfunden hatte, als ich vor Ganesh davongearannt war. Ich konnte nicht mit ihr reden, ohne grob zu erscheinen, und angesichts dieser gefassten, selbstsicheren einstigen Schönheit erschien mir das beinahe eine Sünde.

Trotzdem versuchte ich es noch einmal. »Hören Sie, es tut mir Leid. Ich weiß, es klingt, als würde ich mich einmischen und alles nur noch schlimmer machen. Aber ich habe mit ihr zusammen gewohnt. Ich möchte wissen, was passiert ist. Immerhin haben wir... immerhin habe ich sie gefunden!«, sprudelte ich hervor.

Zorn stieg in mir auf. Wir hatten die Verhöre durch die Polizei erdulden müssen, Nev und Squib und ich, und wir waren behandelt worden wie Mörder. Die Polizei war immer noch nicht zufrieden. Sobald ich wieder in London war und Janice davon Wind bekam, würde sie mich in der Bruchbude, die meine Wohnung war, heimsuchen. Vielleicht war Ariadne nicht danach, mit mir über Terry zu reden. Aber sie hatte kein Recht, mich so auszuschließen, als wäre ich nicht längst tief in die unglückselige Geschichte verstrickt.

Ariadne schien zu dem gleichen Schluss zu gelangen. Nach einer

ganzen Weile sagte sie: »Ja, das haben Sie. Ich hatte es vergessen. Es muss sehr schwer für Sie und Ihre Freunde gewesen sein. Ich wage zu behaupten, dass die Vernehmungen durch die Polizei alles andere als angenehm waren.«

»Da haben Sie Recht.« Endlich lenkte sie ein. Für den Fall, dass sie ihre Zweifel hatte, fügte ich hinzu: »Terry ist nicht von einem von uns umgebracht worden. Ich für meinen Teil weiß, dass ich es nicht war, und ich weiß auch, dass es keiner von den anderen getan hat. Sie müssen mir glauben, es ist die Wahrheit!«

»Ich glaube Ihnen, Francesca. Ich halte mich für eine relativ gute Menschenkennerin.«

Ich fand einfach keinen Weg, das zu sagen, was ich ihr sagen wollte. Schließlich platzte ich hervor: »Mrs. Cameron, Sie wissen, dass Sie möglicherweise in Gefahr schweben? Wer auch immer Terry ermordet hat, könnte... Es hat möglicherweise etwas mit Ihrem Haus oder Ihrem Gestüt zu tun.«

Sie sah mich schweigend an, und ich geriet ein weiteres Mal ins Schwitzen. »Meine Liebe«, sagte sie, »Sie müssen sich wirklich nicht meinerwegen den Kopf zerbrechen. Ich bin sehr wohl imstande, auf mich selbst aufzupassen.« Sie klang fast belustigt.

Genau das Gleiche hatte ich zu Ganesh gesagt, über mich. Er hatte mir nicht geglaubt, und ich glaubte Ariadne nicht. Doch ich konnte nichts dagegen tun. Allmählich begriff ich, wie frustriert Ganesh wegen meiner Halsstarrigkeit sein musste und wie nutzlos er sich fühlte. Ariadne wollte nicht wahrhaben, dass irgendjemand hier zu ihr in diese abgelegene Ecke des Gartens kommen und, unsichtbar für jeden im Haus, den dünnen Schal straff ziehen könnte, der um ihren Hals und ihre Schultern lag.

Als könnte sie meine Gedanken lesen, sagte sie: »Es ist mein Zuhause, Francesca. Ich hoffe doch sehr, dass ich in meinem eigenen Haus sicher bin.«

Und ich hoffte inständig, dass sie sich nicht irrte.

»Zeit zum Mittagessen, denke ich.« Sie griff nach unten und löste eine Feststellbremse an der Seite ihres Rollstuhls. Dann drehte sie ihn mit ihren Zartheit vortäuschenden schmalen Händen herum und machte Anstalten, zum Haus zurückzukehren. Erst als der Stuhl richtig ausgerichtet war, drückte sie auf einen Knopf, und der kleine Elektromotor begann zu surren. Sie fuhr langsam über den unebenen Pfad davon, und ich trottete hinter ihr her, weil der Weg nicht breit genug war für zwei.

»Ich wünschte«, sagte Ariadne leichthin, als wäre ich ein ganz gewöhnlicher Besucher, den sie im Garten herumführte, »ich wünschte, Sie hätten das Haus sehen können, als mein Mann noch am Leben war. Der Garten war damals noch sehr viel gepflegter.«

Ich beichtete, dass ich herausgefunden hatte, wie das Gestüt *Astara* entstanden war und woher der Name kam. Ich wusste nichts über die Lebensdauer von Pferden, doch es schien unwahrscheinlich, dass das erste Pferd, dieser Hengst namens Astara, noch hier war. Ich fragte sie, wie viele Fohlen von dem Hengst abstammten und ob eines davon seinen Namen geerbt habe. Und ob die Pferde hier, ähnlich wie Rennpferde, Namen basierend auf denen ihrer Eltern erhielten.

»Es hat nur einen Astara gegeben«, sagte sie. »Und nach dem Unfall wurde er erschossen.«

Ich war so schockiert, dass ich stehen blieb und einen bestürzten Laut von mir gab.

Sie bremste und drehte sich mit fragend erhobenen Augenbrauen zu mir um.

»Astara wurde bei dem Unfall ebenfalls verletzt, leider.«

»Ich verstehe«, sagte ich und fragte, ob er sich ein Bein gebrochen hatte. Soweit ich wusste, wurden Pferde erschossen, die sich ein Bein brachen.

»Das nicht, doch er war für den Rest seines Lebens gezeichnet und wurde launisch und unberechenbar. Warum sind Sie so schockiert? Der Tod ist nicht das Schlimmste, was einem zustoßen kann.« Sie klopfte auf die Armlehne ihres Rollstuhls. »Es gibt Schlimmeres. Wenn ein Pferd, das einmal so wunderschön war und das man so viele Jahre geliebt hat, nur noch ein unberechenbares Wrack ist – wäre es da vielleicht besser, sein elendes Leben noch zu verlängern? Nein! Manchmal ist eine Kugel gnädiger. Ich für meinen Teil habe mich nie vor dem Tod gefürchtet. Manchmal denke ich, ich lebe schon viel zu lange. Die Griechen hatten ein Sprichwort, in dem es heißt, dass diejenigen jung sterben, die von den Göttern geliebt werden. Der Tod erhält die Schönheit, die Kraft, die Würde und die Unschuld. Das Leben hat seine eigene Art, all das zu zerstören. Wenn etwas Schönes erst einmal so schwer Schaden genommen hat, dass es nicht mehr zu retten ist, sollte es besser ganz zerstört werden.«

Der Elektromotor erwachte surrend zu neuem Leben, und sie rollte weiter in Richtung auf das Haus zu.

Ich folgte ihr schweigend. Ich wollte ihr hinterher schreien, dass es falsch sei und dass sie nicht begriffen habe, was das Leben im Grunde genommen bedeute. Dass diese Welt nicht nur für die Jungen und Schönen und Reichen da sei. Dass es auf dieser Welt auch einen Platz für solche wie mich oder Squib oder Edna gebe. Das die gesichtslosen Städteplaner, die beschlossen hatten, unser besetztes Haus abzureißen, genau der gleichen Meinung seien wie sie, Ariadne. Dass unser Haus nicht gerettet werden könne, weil es nicht wert sei, erhalten zu werden, dass es bereits zu stark verfallen sei. Doch wir hatten dieses Haus mit all seinem herabfallenden Putz und dem undichten Dach geliebt, und hätten wir eine Chance bekommen, wir hätten es ganz sicher wieder in Schuss gebracht.

Doch ich wusste, dass Ariadne mir nicht zuhören würde, falls ich versuchte, das alles zu erklären. In diesem Augenblick wurde mir bewusst, warum sie mich so ängstigte. War es der gleiche Grund, aus dem Terry sich geängstigt hatte? Terry, die hübsche kleine Puppe von Enkeltochter und Großnichte, dazu bestimmt, alles zu empfangen, was Ariadne und Alastair zu geben hatten. Doch die Puppe war von ihrem Podest gefallen und zerbrochen, war zu einer scharfgesichtigen, verdorbenen, ungezogenen Göre herangewachsen, nur noch ein »unberechenbares Wrack«, nicht zu heilen und nicht mehr zu retten.

»Wenn etwas Schönes erst einmal so schwer Schaden genommen hat, dass es nicht mehr zu retten ist, sollte es besser ganz zerstört werden.«

Wie grausam diese Worte klangen. In meinem Kopf kreisten Gedanken, die mich mit solchem Entsetzen erfüllten, dass ich sie mit aller Macht zu verdrängen suchte.

**KAPITEL 15** Ariadne aß nicht mit uns zusammen zu Mittag. Ich nahm an, dass sie auf ihrem Zimmer essen und bis zum Abend ruhen würde.

Alastair und Jamie flüsterten wie Verschwörer, als ich das Esszimmer betrat, und sie reagierten mit aufgesetzter Ausgelassenheit auf mein Erscheinen. Keiner von beiden erwähnte Marcias Besuch auch nur mit einem Wort – genauso wenig wie den von Watkins, dem Anwalt. Vielleicht ließ sich ein Teil von Alastairs guter Laune damit erklären, dass es Marcia gelungen war, die Wogen zu glätten. Ich wusste, dass er vorher wütend auf sie gewesen war. Anscheinend war es ihr diesmal gelungen, die richtigen Worte zu finden.

»Wir haben eine kleine Überraschung für Sie!«, kicherte er.

Das gefiel mir überhaupt nicht. Ich sah fragend zu Jamie. Sein leerer Gesichtsausdruck verschlimmerte meine Vorahnung. Ihr Verhalten ließ vermuten, dass sie einen Streich ausgeheckt hatten – diese Art von Streich, die für einen Dritten im Allgemeinen demütigend ist und dem er hilflos ausgeliefert ist. Es gelang mir nicht, das beunruhigende Gefühl, in diesem Fall der bedauernswerte Dritte zu sein, abzuschütteln.

»Nach dem Essen«, krächte Alastair. »Essen Sie zuerst auf.« Ein zum Tode Verurteilter bei der Henkersmahlzeit erhielt gewiss nicht weniger Aufmunterung.

Die Küche auf *Astara* war ausgezeichnet. Drei warme Mahlzeiten am Tag, einschließlich Frühstück, und ich war hungrig. Zum Mittagessen gab es Würstchen in Pfannkuchenteig. Die Würstchen ragten an den Enden aus dem goldbraunen Teig. Anschließend servierte Ruby Käse und Biskuits. Eine einfache, aber sättigende Mahlzeit. Nach dem Essen wäre ich am liebsten auf mein Zimmer gegangen und hätte eine Siesta gehalten. Doch es sollte nicht sein.

Ruby kam erneut herein, offensichtlich Teil der Verschwörung, und brachte eine Reithose, einen Reiterhut und Reiterstiefel.

»Die Sachen haben der jungen Theresa gehört«, sagte sie. »Als ich gesehen habe, dass Ihnen die Gummistiefel passen, dachte ich, dass Ihnen diese Jodhpurhosen und die Reitstiefel ebenfalls passen müssten.«

Ich schluckte mühsam, als mir dämmerte, was sie im Schilde führten.

»Wir können Sie doch unmöglich abreisen lassen, ohne Sie vorher auf ein Pferd gesetzt zu haben«, sagte Alastair herzlich. »Kelly wird die gute alte Dolly für Sie satteln. Dolly ist fromm wie ein Lamm.

Jamie wird mit Ihnen kommen und Ihnen ein wenig von der Gegend zeigen. Man muss sie vom Rücken eines Pferdes aus sehen.«

Ich wollte mir die Landschaft nicht von Jamie zeigen lassen, und ich wollte sie erst recht nicht auf dem Rücken eines Pferdes kennen lernen, doch Widerstand war eindeutig zwecklos.

Eingezwängt in Terrys Reitkleidung (die Stiefel drückten, die Hosen saßen wie eine zweite Haut) stakste ich in Begleitung meiner beiden Wohltäter nach draußen auf den Hof vor den Stallungen. Jamie sah fantastisch aus in seinen Reitsachen. Großmutter Varady und all meine ungarischen Husarenvorfahren hätten ihn als Schwiegersohn ohne Zweifel gutgeheißen. Ich wusste nicht, wo Ganesh steckte, und hoffte inbrünstig, dass er nicht in der Gegend umherwanderte – teilweise, weil er entdeckt werden konnte, und teilweise, weil ich befürchtete, dass er mich in diesen albernem Klamotten sah.

Kelly wartete auf dem Hof. Sie hielt eine graue Stute am Zügel. Sie lächelte nicht. Ich war noch immer ihre Rivalin, und es schien plötzlich durchaus möglich, dass sie bei dieser Gelegenheit Rache würde nehmen können.

Dolly, die alte Stute, schien halb zu schlafen, was mir ein wenig Mut machte. Sie hatte die Augen geschlossen und einen Hinterhuf in Ruheposition auf der Spitze aufgestützt. Meine Erleichterung, so klein sie auch gewesen sein mochte, verschwand beim Anblick von Joey Lundy, der mit einem hässlichen Grinsen auf den abstoßenden Gesichtszügen im Hintergrund lauerte.

»Da wären wir, meine Liebe!«, rief Alastair überschwänglich und tätschelte dem Pferd den Hals. »Helfen Sie der Lady in den Sattel, Lundy!« Dolly öffnete die Augen, und ihre Ohren zuckten. Wenn ich je ein Pferd gesehen hatte, das spöttisch grinste, dann dieses hier.

Lundy schlich heran und bückte sich mit verschränkten Händen. Sie alle standen um mich herum: Kein Fluchtweg offen. Ich hatte keine andere Wahl, als mich von Lundy in den Sattel katapultieren zu lassen.

Ich hatte erst ein einziges Mal im Leben auf etwas mit vier Beinen gesessen, und damals war ich noch sehr klein gewesen, nicht älter als vier. Es war Sommer, und sie hatten mich am Strand auf einen Esel gesetzt. Ich schrie Zeter und Mordio, bis sie mich wieder herunterholten. Jetzt hätte ich am liebsten wieder geschrien. Von hier oben sah alles so weit weg aus. Dollys Hals wirkte aus diesem Blickwinkel wirklich dürr und so wenig Halt versprechend, und der Kopf des Pferdes war eben auch noch so weit weg! Ich hatte das Gefühl, als

gäbe es überhaupt nichts, an dem ich mich festhalten konnte.

Kelly wieselte um mich und das Pferd herum, gab mir Anweisungen, zeigte mir, wie ich die Zügel richtig halten musste und wie ich die Füße in die Steigbügel zu setzen hatte. Jamie hatte sich inzwischen mit müheloser Eleganz in den Sattel geschwungen und sah aus, als wollte er den Angriff der Leichten Brigade persönlich anführen'.

»Wir werden die Straße meiden«, sagte er freundlich. »Also müssen Sie sich keine Gedanken wegen des Verkehrs machen. Wir reiten querfeldein.«

Das verringert die Wahrscheinlichkeit, dass Ganesh uns sieht, dachte ich erleichtert.

»Sie werden sich wunderbar amüsieren!«, krächte Alastair und winkte uns hinterher. Kelly hob die Hand zu einem stummen Gruß wie ein Gladiator in der Arena.

Aus den Augenwinkeln sah ich, wie Lundy sich verstohlen zurückzog, während wir im Schritt aus dem Hof ritten. Sein Verhalten war das eines Mannes, der nichts Gutes im Schilde führt.

Eine Weile ging es besser voran, als ich erwartet hatte. Wir überquerten ein paar Felder und Weiden. Auf einer Weide grasten Stuten mit ihren Fohlen. Die jungen Pferde mit ihren spindeldürren Beinen sahen richtig bezaubernd aus. Ich amüsierte mich zwar nicht wunderbar, aber ich tat es *fast*.

Verweist auf die Schlacht um Balaklava im Krimkrieg 1854, verfilmt u. a. mit Errol Flynn (The Charge of the Light Brigade, dt. Der Verrat des Surat Khan, 1936) (Anm. d. Übers.)

Dolly benahm sich tadellos, obwohl sie einen Neuling auf sich sitzen hatte. Sie trottete auf ihre verschlafene Art voran. Jamie öffnete und schloss Gatter und Tore und spielte tatsächlich den galanten Begleiter. Er zeigte mir die einheimischen Sehenswürdigkeiten. Ich wusste nicht recht, was ich mit dieser ganzen Geschichte anfangen sollte, und schließlich fragte ich ihn unverblümt.

»Alastairs Idee«, sagte er knapp.

»Ich hätte auch nicht geglaubt, dass Sie freiwillig den Fremdenführer für mich spielen, Jamie. Aber ich weiß nicht, wieso Alastair auf den Gedanken kommt, dass ich scharf darauf bin, mir die Gegend anzusehen! Er weiß, dass ich kein Landmensch bin.«

Jamies Pferd schnaubte und warf den Kopf. Es spürte die Emotionen seines Reiters. »Ich hoffe bei Gott, dass er nicht versucht, Sie zu einem zu machen!«, grollte Jamie. »Die Vorstellung ist grotesk!«

Er sah mich direkt an. »Und vergessen Sie nur eins nicht! Sie mögen vielleicht im Augenblick in Therasas Stiefeln stecken, aber damit ist die Grenze erreicht! Sie werden ganz bestimmt nicht ihren Platz einnehmen! Ich habe Sie schon einmal gewarnt. Ich werde nicht zulassen, dass Sie sich die Gunst der alten Leute erschleichen!«

Ich war wütend und sagte ihm, was ich von seinen anmaßenden Verdächtigungen hielt. Mein Zorn prallte von ihm ab. Ich folgte ihm über eine Weide auf eine Gruppe von Bäumen zu. Als ich mich ein wenig beruhigt hatte, wurde mir bewusst, dass Jamie selbst nicht sicher war, wie die alten Leute zu ihm standen, sonst hätte er sich meiner wegen keine Sorgen gemacht. Vielleicht hatte sich der Anwalt, trotz aller Bemühungen von Jamies Seite, standhaft geweigert, ihm etwas über den Inhalt von Ariadnes neuem Testament zu verraten. Und bevor Jamie nicht wusste, dass sein Name darin stand, konnte er sich nicht entspannen.

Manchmal ist der direkte Weg der erfolgreichste.

»Jamie!«, rief ich. »Was wird aus dem Gestüt, wenn Ariadne beschließt, ihren Lebensabend beispielsweise in Bournemouth zu verbringen?«

»Das ist Ariadnes Angelegenheit, nicht Ihre!«, rief er zurück. »Es geht Sie nichts an, Fran!«

Und manchmal endet der direkte Weg auch in einer Sackgasse.

Wir hatten unterdessen ein Areal zur Aufforstung mit Nadelhölzern erreicht. Ein breiter Fahrweg säumte die Pflanzung. In regelmäßigen Abständen verliefen breite gerade Schneisen unbebauten Bodens zwischen den Bäumen.

»Feuerschneisen«, erklärte Jamie und deutete auf einen hölzernen Beobachtungsturm.

Ich fragte, ob dieser Forst Privatbesitz sei, und er erklärte, dass das Areal Eigentum der Forstbehörde sei. Er lenkte sein Pferd in eine der breiten Schneisen, und ich folgte ihm. Die Bäume zu beiden Seiten rauschten bedrohlich im Wind. Es war ein düsterer Ort. Jamie teilte mir mit, dass es in den Wäldern Rotwild gebe, doch um diese Tageszeit würden wir wahrscheinlich keines treffen.

In diesem Augenblick fiel ein Schuss, gefolgt von einem weiteren. Etwas zischte nahe an meinem Gesicht vorbei, verfehlte nur knapp Dollys Ohren; ein Krachen, und Holz splitterte: An einem Baumstamm neben mir war plötzlich ein heller Fleck. Im nächsten Augenblick galoppierte Dolly los, als sei der Teufel hinter ihr her.

»Festhalten!«, brüllte Jamie.

Ich konnte gar nichts anderes tun, als mich verzweifelt festzukralen, während Dolly mit mir über die Schneise donnerte. Ich riss an den Zügeln, ohne Erfolg. Ich betete, dass Dolly sicher auf den Beinen war, denn der Boden war uneben und von Traktorspuren durchfurcht. Ich merkte, dass Jamie hinter mir her galoppierte, doch plötzlich schwenkte Dolly ohne Vorwarnung herum und wechselte die Richtung.

Das wäre fast das Ende unseres gemeinsamen Ausflugs gewesen und ich von Dollys Rücken auf den Boden geknallt. Doch ich rutschte nur zur Seite, schaffte es im letzten Augenblick, mich wieder aufzurichten. Ich hatte Kosaken im Zirkus gesehen, die Kunststücke wie dieses vollbracht hatten, und nicht die geringste Lust verspürt, es ihnen gleichzutun. Dolly galoppierte nun einen schmalen Pfad zwischen Bäumen hindurch, wahrscheinlich ein Wildwechsel. Der Weg war gerade breit genug für Dolly. Ich packte den Sattelknauf und Dollys Mähne und kauerte mich ganz tief über den Pferderücken, um nicht von herabhängenden Ästen getroffen zu werden. Ich spürte mehr, als ich hörte, dass ich Jamie verloren hatte. Jedenfalls war er nicht mehr hinter mir. Der Wildwechsel musste irgendwo enden, und vielleicht ritt er außen herum in dem Versuch, mich am anderen Ende abzufangen.

Dolly preschte weiter. Der Boden war weich und uneben und zum Teil morastig, und Dollys Hufe sanken ein und befreiten sich schmatzend aus dem Morast. Wir kamen zu einem Bachlauf, und sie sprang mit einem mächtigen Satz darüber hinweg. Inzwischen hatte ich längst beide Steigbügel verloren, und nur durch ein Wunder blieb ich auf ihrem Rücken. Wir jagten über eine Lichtung. Dolly schwenkte in einen neuen Weg ein – im rechten Winkel zum ersten. Sie schien zu wissen, wo sie hinwollte, doch es war unwahrscheinlich, dass Jamie es auch wusste, und wo immer er im Augenblick steckte, er würde mich wohl nicht mehr finden, nachdem Dolly einen anderen Weg eingeschlagen hatte. Ohne Vorwarnung jagten wir unter den Bäumen hinaus auf eine weitere Feuerschneise. Ich traute meinen Augen nicht – ein alter Pick-up kam über die Schneise direkt auf uns zu. Dolly sah den Wagen, wieherte und wirbelte herum. Ich segelte geradeaus weiter wie der Pfeil, der in diesem berühmten Gedicht vom Bogen schnellte, und landete in einen Schlammtümpel.

Dort lag ich, sah Sterne und hörte die Engelein singen. Undeutlich nahm ich wahr, wie kalter Schlamm durch meine Finger quoll und Feuchtigkeit durch meine Kleidung drang. Wie durch einen Nebel

hindurch hörte ich eine bekannte Stimme rufen: »Fran! Haben Sie sich verletzt?«

Ich öffnete die Augen. Nick Bryant beugte sich über mich.

Der Aufprall hatte mir die Luft aus den Lungen gepresst, doch es gelang mir, ihm, wenn auch völlig unnötig, mitzuteilen, dass ich vom Pferd gefallen war.

»Bleiben Sie ganz ruhig liegen – Sie könnten sich etwas gebrochen haben.« Besorgt untersuchte er mich. »Versuchen Sie, Ihre Arme zu bewegen – einen nach dem anderen. Dann die Beine.«

Ich gehorchte. Alles schien noch zu funktionieren. Er reichte mir die Hand und half mir, mich aufzusetzen. Ich stemmte die Arme auf die Knie und konzentrierte mich darauf, wieder zu Atem zu kommen. Ich war von oben bis unten verdreht. Dolly war verschwunden.

»Ich werde Sie nach Hause bringen«, sagte Nick. »Das Pferd findet den Weg sicher allein.«

Ich sagte ihm, dass Jamie irgendwo in der Nähe sein müsse und nach mir suche. Nick verlieh seiner Meinung Ausdruck, dass auch Jamie allein nach Hause fände. Ich entgegnete, dass ich versuchen müsste, ihn zu finden. Er würde wohl kaum ohne mich zum Gestüt zurückreiten. Wir argumentierten hin und her, als Hufschlag laut wurde und Jamie aus dem Wald galoppierte.

Er sprang aus dem Sattel und kam zu uns gerannt.

»Was zur Hölle – was machen Sie hier, Bryant?«

»Ich bin eine Abkürzung gefahren – gut, dass ich in der Nähe war! Warum haben Sie nicht besser auf sie Acht gegeben?«

Ich saß noch immer in meiner Schlammpfütze und bemühte mich, Atem zu schöpfen. Sie standen rechts und links von mir und gifteten sich an wie zwei Hunde, die um einen Knochen stritten.

»Hey!«, rief ich zu ihnen hinauf. »Wie wäre es, wenn mir jemand auf die Beine hilft?«

Sie zogen mich gemeinsam hoch.

»Ich bringe Sie in meinem Pick-up nach Hause!«, entschied Nick und hielt mich am rechten Arm fest.

»Ich werde die Stute zurückholen«, widersprach Jamie und packte mich am linken. »Sie ist bestimmt nicht weit gelaufen.«

»Sie können unmöglich von Fran erwarten, dass sie nach Hause *reite!*« Ich wurde nach rechts gezerrt.

»Ich kümmere mich um sie, verstanden?« Ich wurde nach links gezerrt.

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht, könnten Sie mich bitte loslas-

sen?«, protestierte ich.

Beide sahen mich überrascht an und ließen los.

»Ich weiß nicht, wo das Pferd ist«, sagte ich zu Jamie. »Aber es ist in dieser Richtung davongerast.« Ich deutete in die entsprechende Richtung. »Und ich nehme Nicks Angebot an, mich nach Hause zu fahren.«

»Hören Sie!«, drängte Jamie. »Ich möchte nicht, dass die alten Leute Sie in diesem Zustand sehen! Insbesondere Ariadne. Sie dürfen nicht erfahren, dass Sie vom Pferd gestürzt sind.«

»Dann schleiche ich eben durch die Hintertür ins Haus!«

Zögernd ließ er mich in den Pick-up einsteigen.

»Jamie ist ein Dummkopf«, sagte Nick, als wir über den Feldweg holperten. »Eine Anfängerin auf einen so weiten Ausritt über Stock und Stein mitzunehmen!«

»Es war nicht sein Fehler. Jemand hat ein Gewehr abgefeuert und Dolly erschreckt. Die Kugel hat mich nur um Haaresbreite verfehlt.«

»Jemand hat geschossen?« Er sah mich stirnrunzelnd an. »Vielleicht hat jemand auf Tauben geschossen, oder es war ein Wilddieb unterwegs. Wildbret bringt heutzutage einen guten Preis. Ich rufe die Forstverwaltung an, sobald wir zurück sind. Der Förster kann ein paar Leute schicken und nachsehen lassen.«

Ich überredete ihn, mich draußen auf dem Weg vor der Auffahrt rauszulassen. Ich humpelte das letzte Stück nach Hause und schlüpfte unbemerkt durch die Küchentür ins Haus.

Ruby war in der Küche und stieß einen leisen Schreckensruf aus, als sie mich sah. Ich erklärte ihr, dass Jamie nachkommen würde, sobald er das Pferd gefunden habe.

»Überlassen Sie die schmutzigen Sachen mir«, sagte Ruby. »Gehen Sie nach oben und nehmen Sie ein langes heißes Bad. Oh, und sagen Sie Mr. Alastair und Mrs. Ariadne nichts; es würde die beiden nur unnötig aufregen!«

Ich lag im heißen Wasser und fühlte mich hundert Jahre alt. Kein Gedanke mehr daran, nach draußen zu schleichen und Ganesh zu suchen. Ich humpelte in mein Zimmer und brach auf dem Bett zusammen, um bis zum Abendessen nicht mehr aufzustehen.

Ruby streckte irgendwann den Kopf herein und informierte mich, dass Mr. Jamie Dolly gefunden habe und zurück sei.

Ich war mir der Tatsache schmerzhaft bewusst, dass ich entgegen jeder Wahrscheinlichkeit heil zurückgekehrt war. Ich hatte nicht in einem Stück zurückkehren sollen. Wer auch immer die Schüsse

abgegeben hatte – er war nicht auf der Jagd nach Tauben oder Rotwild gewesen. Er hatte auf mich geschossen. Ich erinnerte mich an Lundy's merkwürdiges Verhalten, als ich vom Hof geritten war. Aber wenn es Lundy gewesen war – steckte er allein dahinter? Oder hatte er seinen hinterhältigen Plan zusammen mit Jamie ausgeheckt?

Ich hoffte, dass weder Alastair noch Ariadne etwas damit zu tun hatten.

**KAPITEL 16** Nach dem Abendessen nahm Alastair ein paar alte Fotoalben hervor und bestand darauf, dass ich sie mir ansah. Ich interessierte mich hauptsächlich für die Aufnahmen, auf denen Philip Monkton zu sehen war, weil ich ihn als Einzigen noch nicht persönlich kennen gelernt hatte. Er schien ein kräftig gebauter, zuversichtlicher Typ Mann zu sein, und er wirkte unbekümmert und attraktiv. Die wenigen Bilder, auf denen er zusammen mit Terry zu sehen war, verrieten keinerlei familiäre Nähe. Die Kamera kann lügen, im Gegensatz zu dem, was das Sprichwort sagt, doch das Verhalten war eindeutig. Die Bilder von Vater und Tochter waren die obligatorischen Familienfotos. Ich betrachtete Philip genauer und glaubte, in ihm einen Tyrannen zu erkennen.

Inzwischen hatte es heftig angefangen zu regnen. Wasser prasselte gegen die Scheiben.

»Es wird eine ungemütliche Nacht«, stellte Alastair im behaglichen Tonfall eines Mannes fest, der nicht mehr nach draußen in das schlechte Wetter musste.

Meine Gedanken waren bei Ganesh, der in seinem Lieferwagen saß, kalte Bohnen aus einer Dose aß und dem Regen lauschte, der auf das Blechdach prasselte. Ich fühlte mich schuldig. Ich hatte ein warmes Bett im ersten Stock. Auf der anderen Seite machten sich meine Prellungen und blauen Flecken unangenehm bemerkbar, und mich erwartete eine gleichermaßen ungemütliche Nacht.

Ich humpelte zum Fenster und sah hinaus. Es regnete in Strömen.

»Was ist?«, fragte Jamie misstrauisch. »Seit einer Stunde zappeln Sie nervös herum. Was gibt es dort draußen?«

»Nichts«, antwortete ich. »Ich habe dem Regen zugesehen, das ist alles.« Leise murmelnd fügte ich hinzu: »Mir tut alles weh.«

Er runzelte die Stirn und sah zu Alastair, doch er fragte nicht noch einmal nach dem Grund meiner Unruhe.

Der arme Ganesh. Aber es war seine Idee gewesen, hierher zu kommen.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, konnte ich mich kaum bewegen. Jeder Versuch war von Schmerzen begleitet. Hätte ich die Wahl gehabt, wäre ich den ganzen Tag geblieben, wo ich war. Doch ich hatte keine Wahl. Ich rutschte über die Bettkante und landete mit den Knien auf dem Boden. Ich kämpfte gegen die Schmerzen an, mühte mich stöhnend auf die Beine und machte mich gebeugt wie Quasimodo auf den Weg ins Badezimmer. Ein heißes Bad erwies sich als lindernd, und ich fasste genug Mut, um die Treppe in Angriff zu

nehmen.

Es erforderte einiges an Selbstbeherrschung, das Frühstückszimmer zu betreten, als sei alles in schönster Ordnung. Doch Alastair schien nichts zu bemerken, und Jamie war nicht da.

Es hatte aufgehört zu regnen. Es gelang mir, unbemerkt einen Toast mit Marmelade einzustecken und nach draußen zu gehen, als sei alles in bester Ordnung. Ganesh hatte sich inzwischen wahrscheinlich eine Lungenentzündung eingefangen. Er würde husten und fiebern und kaum noch genügend Luft haben, um mir »Ich hab's dir gleich gesagt« zu sagen.

Ich atmete tief durch. Die Luft war erfüllt vom Geruch feuchten Laubs. Der nächtliche Guss hatte tiefe Pfützen auf dem Weg zurückgelassen. Die Zweige der Fliederbüsche zu beiden Seiten hingen tief herab und tropften vor Nässe. Plötzlich hörte ich ein Rascheln im Dickicht, und eine Stimme flüsterte drängend: »Fran!«

Ich spähte in den nassen Dschungel. »Ganesh? Bist du in Ordnung?«

Er kam heraus, und er war eindeutig alles andere als in Ordnung. Er war in einem schrecklichen Zustand, durchnässt bis auf die Haut, unrasiert und zitternd vor Kälte. Doch es war mehr als körperliches Unbehagen, was ihm zu schaffen machte, das erkannte ich an seiner niedergeschlagenen Miene und dem Blick in seinen Augen.

Ich packte ihn bei der Hand. »Was ist passiert, Ganesh?«

Er drückte meine Finger und ließ dann wieder los. »Fran, wir müssen von hier weg! Wir müssen nach London! Wir... ich muss die Polizei alarmieren!« Er schluckte und warf einen nervösen Blick zum Haus.

Vorsicht war tatsächlich angebracht. »Jamie schnüffelt mir hinterher«, sagte ich zu ihm. »Zurück in die Büsche, Gan!« Ich gab ihm einen Schubs, und wir drückten uns beide in das nasse Unterholz. Wasser tropfte mir in den Nacken, und nasse Zweige streiften über mein Gesicht. »Was ist denn los, erzähl endlich!«, drängte ich.

»Der Wald unten im Tal, wo ich geparkt habe.« Er riss sich sichtlich mühsam zusammen und streifte die nassen Haare mit beiden Händen nach hinten. »Ich bin in den Wald gegangen, um... na ja, aus dem üblichen Grund. Danach bin ich ein wenig umhergestreift, einfach so, um mich umzusehen.« Sein Unterkiefer bebte. »Ich... ich hab ein Grab gefunden, Fran.«

Zuerst konnte ich nichts sagen. Ich starrte ihn in wachsendem Entsetzen und voller Bestürzung an. »Bist du ganz sicher, Ganesh?«,

stieß ich hervor. »Der Boden ist ziemlich uneben da draußen.«

»Ich sage dir, es ist ein Grab! Der Regen muss die Erde weggespült haben! Es kann noch nicht lange dort sein, verstehst du? Ich... ich hab eine Hand unter den Zweigen und dem Gestrüpp gesehen! Ich habe einen Stock genommen und ein paar Äste und Blätter weggescharrt, um das Gesicht zu erkennen.« Er stockte und fügte schließlich mit erstickter Stimme hinzu: »Es tut mir so Leid, Fran... Es ist jemand, den wir kannten.«

»Wer?«, fragte ich dumpf, während sich meine Eingeweide zusammenzogen. Ich ahnte bereits, was Ganesh sagen würde.

»Es war Squib.« Als ich nicht antwortete, fügte er befremdet hinzu: »Wie ist das möglich, Fran? Hier unten? Was hatte er hier...?«

»Er hatte einen Plan!«, unterbrach ich ihn elend. »Oh, Ganesh, das ist alles meine Schuld! Ich hätte mir denken müssen, was in seinem Kopf vorging! Aber ich habe ihn nicht ernst genommen. Du weißt ja, wie er war...«

Ganesh packte mich an den Schultern und schüttelte mich. »Ja, ich weiß, wie Squib war, aber ich weiß nicht, wovon du redest, Fran!«

»Er wusste Bescheid! Er wusste von *Astara*. Terry hat es ihm erzählt. Er muss geglaubt haben, dass er auf die eine oder andere Weise Geld heraus schlagen kann... Er ist aus dem Wohnheim ausgezogen und verschwunden. Er sagte mir, er wäre dumm, der arme Kerl, und er war tatsächlich dumm! Er hat nicht daran gedacht, dass der Mörder vielleicht von hier kommen könnte. Wenn ich doch nur mit ihm geredet hätte! Wenn ich es ihm doch nur ausgeredet hätte!«

»Es ist nicht deine Schuld!«, schnappte Ganesh.

Das Kreidestückchen aus Jamies Wagen kam mir in den Sinn. Ich hatte gemeint, dass es ein Beweis für seinen Besuch in unserem Haus wäre. Aber vielleicht hatte Squib in Jamies Wagen gesessen.

»Der Hund!«, rief ich.

»Hab ihn nicht gesehen.«

»Er würde Squib nicht verlassen, und Squib würde seinen Hund niemals weggeben! Der Hund war der Einzige, der Squib etwas bedeutet hat!« Also gab es irgendwo im Wald ein zweites, kleineres Grab. »Bring mich dorthin«, bat ich.

Ganesh schüttelte den Kopf. »Nein, Fran«, widersprach er leise.

»Squib war ein Freund!«

»Squib ist tot! Dort unten im Wald liegen nur noch seine sterblichen Überreste.« Er zögerte. »Informieren wir die einheimische Poli-

zei?«

Ich riss mich mit aller Gewalt zusammen. In meinem Kopf drehte sich alles. »Nein, nicht hier. Ich will nicht, dass die hiesigen Polizisten uns auch noch Scherereien machen. Wir fahren nach London und sagen es Janice. Sie wird bestimmt wütend sein, aber sie kennt uns. Hier kennt man uns nicht, hier sind wir Fremde. Gan, ich nehme nicht an, dass du sagen kannst, wie er gestorben ist?«

Es wäre auch ziemlich viel verlangt, das aus einem flüchtigen Blick auf ein totes Gesicht und eine Hand zu erkennen.

»Ich bin nicht geblieben, um es herauszufinden!«, sagte Ganesh heftig. »Ich konnte den Anblick nicht lange ertragen, Fran!«

Ich schluckte. »Squib hätte niemandem etwas angetan! Die Sache ist schrecklich – und es ist schrecklich, dass ausgerechnet du ihn gefunden hast!«

»Irgendjemand musste ihn finden. Ich wünschte, es wäre jemand anderes gewesen. Irgendein Tier hat an seinen Fingern gefressen. Der Geruch war unbeschreiblich, widerlich süß, wie eine Mischung aus verrottenden Früchten und fauligem Wasser. Es wäre schlimm genug gewesen, wenn ich ihn nicht gekannt hätte, aber so... Ich habe mich übergeben. Wenn die Polizei sich dort umsieht, Fran, findet sie ausreichend Beweise, dass ich dort gewesen bin. Der Boden war weich. Ich habe Fußabdrücke hinterlassen. Die Reifenspuren des Wagens. Wir müssen zur Polizei, bevor jemand anderes über die Leiche stolpert.«

Ich traf eine Entscheidung. Ich wollte auf gar keinen Fall von der einheimischen Polizei auf das Revier geschleppt werden. Die Polizisten wussten nichts über uns. Wir waren nicht von hier, und wir waren nicht die Sorte Touristen, die man hier gerne sah. Wenn wir ihnen zu alledem noch erzählten, dass der Tote ein Freund von uns war, würden sie uns einsperren und den Schlüssel wegwerfen. Ich müsste lügen, wenn ich sage, dass ich keine Angst hatte. Es schien nun klar, dass es sich genauso verhielt, wie ich die ganze Zeit vermutet hatte – irgendjemand auf dem Gestüt war in diese blutige Geschichte verwickelt.

Ich packte Ganesh an der Hand. »Wir fahren auf der Stelle nach London. Wir erzählen Janice von dem, was wir gefunden haben, und sie kann die einheimische Polizei informieren. Ich traue den Bullen nicht über den Weg, aber wenn ich einem von ihnen vertrauen müsste, dann Janice Morgan.«

»In Ordnung«, murmelte er.

Er brauchte wirklich keine weiteren Probleme, doch ich musste ihm ein Geständnis machen. »Ich sollte dir sagen, dass gestern Nachmittag jemand auf mich geschossen hat, als ich ausgeritten bin. Entweder wollte er mich treffen oder das Pferd scheu machen. Aber es kann nicht Jamie gewesen sein, er war bei mir. Andererseits spielte er meinen Fremdenführer und könnte mich in diesen Wald gelockt haben. Es kann auch der Stallmeister gewesen sein, Lundy. Er hätte es tun können, und dieser Kerl wäre dazu imstande, Gan! Wenn Jamie es ihm gesagt hätte, er hätte es gemacht, ganz bestimmt! Ich wurde in eine Falle gelockt. Sie haben mich in eine Falle gelockt, die beiden!«

»Was?« Sein verwirrter Blick wich Überraschung und schließlich Zorn. »Ich habe dich gewarnt, Fran! Immer wieder!«

»Schon gut, ich weiß! Ich gehe ins Haus zurück und dann...«

Wir hörten ein metallisches Quietschen, gefolgt von einem schabenden Geräusch, ganz nah bei uns. Gan teilte die Zweige, und wir spähten zwischen den Blättern hindurch. Es war Jamie. Er stand drüben bei der Garage und schob die Tür auf.

»Er holt den Wagen raus«, flüsterte ich. »Kannst du ihn sehen? Ist das der Mann, den du in der Jubilee Street beobachtet hast?«

»Das ist er!«, sagte Ganesh entschieden.

»Bestimmt?«

»Absolut!«

Jamie war in der Garage verschwunden, und wir hörten, wie der Wagen angelassen wurde. Langsam rollte er rückwärts nach draußen.

»Weißt du vielleicht, wo er hin will?«, flüsterte Ganesh.

»Keine Ahnung.«

Der Wagen kam auf uns zu. Er fuhr immer noch langsam. Jamie schien sich am Steuer suchend umzusehen. Vielleicht suchte er nach mir. Er hatte offensichtlich bemerkt, dass ich nicht im Haus war, und er wollte wissen, wo ich mich herumtrieb.

Genau in diesem Augenblick fiel etwas Kaltes von einem Zweig über mir und traf mich im Nacken. Ich zuckte zusammen und erkannte auf der Stelle, dass ich einen Fehler gemacht hatte. Das Gebüsch rings um mich herum erzitterte. Sämtliche Äste raschelten. Jamie bemerkte es und trat auf die Bremse.

Er sprang förmlich aus dem Wagen, doch ich war schneller. Ich trat unter den Büschen hervor, in der Hoffnung, dass Ganesh gut versteckt war, und rief ihm freundlich zu: »Hallo Jamie!«

»Was zur Hölle machen Sie da?«, fragte er und versuchte, an mir

vorbei zu sehen, doch ich trat ihm in den Weg.

»Ich war spazieren, um mich wieder etwas beweglicher zu machen«, sagte ich. »Der Sturz von gestern steckt mir ganz schön in den Knochen. Ich hab am ganzen Leib keine Stelle, die mir nicht wehtut.«

Er verschwendete kein Mitgefühl auf mich. »Sie sind in den Büschen herumgekrochen! Sie haben doch etwas vor! Ich weiß sehr wohl, dass Sie gestern Abend auch noch draußen waren! Was gibt es da drin?«

Er schob sich an mir vorbei und bahnte sich einen Weg in das Gestrüpp.

Ich hielt den Atem an, doch ein paar Augenblicke später kam er schon wieder hervor, nass und wütend.

»Ich will sofort wissen, was Sie vorhaben, Fran!« Er packte mich am Arm. »Und wenn ich es aus Ihnen herausschütteln muss – Sie werden es mir jetzt sagen!«

Ich kreischte auf, als die unerwartete Bewegung meine Schmerzen verschlimmerte. Ein Stück weiter raschelte das Gestrüpp erneut, und Ganesh trat auf den Weg. Ich fragte mich überrascht, wie er es bis dorthin geschafft hatte, ohne ein einziges Geräusch zu erzeugen und ohne dass Jamie oder ich etwas davon bemerkt hatten, aber vielleicht hatte er den einen oder anderen fernöstlichen Geheimtrick aus dem Ärmel geschüttelt.

»Warum lassen Sie sie nicht einfach los?«, fragte er herausfordernd.

Jamie stieß mich von sich. Er starrte Ganesh ungläubig an und platzte dann hervor: »Ich wusste es! Ich wusste gleich, dass Sie sich hier draußen mit jemandem getroffen haben! Seit gestern Abend sind Sie herumgeschlichen wie die berühmte Katze auf dem heißen Blechdach!« Er deutete wütend mit dem Zeigefinger auf Ganesh und wirbelte zu mir herum. »Wer zur Hölle ist das?«

»Ganesh Patel«, sagte ich. »Ein Freund von mir. Er ist hergekommen, um mich nach London mitzunehmen.«

Jamie musterte Ganesh stirnrunzelnd. »Ich habe Sie schon einmal irgendwo gesehen!«

Das war gar nicht gut. Gan hatte erzählt, dass der Fremde, der am Tag von Terrys Tod das Haus beobachtet hatte, ihn bemerkt habe. Falls Jamie Ganesh mit diesem Zwischenfall in Verbindung brachte, würde er wissen, dass Ganesh derjenige war, der ihn bei der Polizei identifizieren konnte. Und dagegen würde Jamie etwas unternehmen.

Rasch sagte ich: »Ich dachte, Sie würden sich freuen zu erfahren,

dass ich abreise, Jamie.«

Er wandte sich wieder zu mir. »Freuen? Ja, darauf können Sie Gift nehmen! Was mich angeht, können Sie gar nicht schnell genug von hier verschwinden! Ist das Ihre Karre, die weiter unten am Straßenrand steht?«, fragte er Ganesh.

»Ja«, antwortete Ganesh knapp.

»Wenn Sie damit bis nach London kommen, ohne dass sie unter Ihnen zusammenbricht, haben Sie Glück«, sagte Jamie. »Wahrscheinlich müssen Sie die halbe Strecke schieben!« Er lachte laut auf.

Ich fürchtete, Ganesh könnte sich auf ihn stürzen, und trat hastig dazwischen. »Ich gehe nur kurz nach drinnen, packe meine Sachen und verabschiede mich von allen.«

Jamie hatte aufgehört zu lachen. Er musste einfach das letzte Wort haben. »Sehr schön. Ich bin eine halbe Stunde unten in Abbotsfield. Versuchen Sie doch weg zu sein, bevor ich zurückkomme, ja?«

Ich ging ins Haus packen und verabschiedete mich von Alastair und Ariadne. Ich dankte ihnen für alles, und ich meinte es ehrlich. Sie schienen es zu spüren. Sie waren beide sehr freundlich und baten mich, sie wieder einmal zu besuchen, obwohl ich spürte, dass sie erleichtert waren. Das wiederum brachte mich zu der Frage, ob ich der Wahrheit möglicherweise zu nahe gekommen war und ob es eine Wahrheit war, die sie nicht hören wollten.

»Wie gedenken Sie zu reisen?«, erkundigte sich Alastair.

Ich sagte ihnen, dass draußen bereits jemand auf mich warte. Sie bestanden darauf, dass ich Ganesh ins Haus rief. Als sie seinen Zustand bemerkten, waren sie unübersehbar entsetzt, doch Gan stellte sich höflich vor, entschuldigte sich für sein ungepflegtes Äußeres, und sie waren zu vornehm, um noch ein Wort darauf zu verschwenden.

Ruby wollte nichts davon wissen, dass wir ohne Kaffee abreisten, und sie machte uns noch ein paar Sandwichs für die Fahrt.

Dies alles dauerte seine Zeit, und ich rechnete schon damit, dass Jamie wieder auftauchte, bevor wir weg waren, doch er kam nicht. Leise Besorgnis stieg in mir auf – wo steckte er so lange?

Es war Zeit zu gehen. Ruby und Alastair kamen mit vor das Haus, um uns zum Abschied hinterher zu winken.

»Ich werde Jamie Grüße von Ihnen ausrichten«, sagte Alastair. »Er wird sicher traurig sein, dass er Ihnen nicht selbst auf Wiedersehen sagen konnte.«

Er nahm meine Hand und fügte leise hinzu: »Ich danke Ihnen von

Herzen, meine Liebe, dass Sie sich die Mühe gemacht haben. Aber um ganz ehrlich zu sein, ich beginne Zweifel zu hegen, ob es richtig war, der Polizei die Arbeit abzunehmen. Manchmal ist es vielleicht besser, schlafende Hunde nicht zu wecken.«

Er klang verzweifelt und traurig. Ich schätzte, dass er Angst hatte, meine Nachforschungen könnten zum Gestüt führen, und sie hatten bereits genug Sorgen. Wenn jemand auf *Astara* der Übeltäter war, dann wollten sie nichts davon wissen.

Spätestens in diesem Augenblick wusste ich, dass es richtig gewesen war, nichts von Ganeshs grauenhafter Entdeckung zu erzählen. Einem alten Menschen wie Alastair kann man nicht zu viel auf einmal zumuten. Ich drückte ihm die Hand und dankte ihm erneut.

»Nette Leute«, sagte Ganesh, als wir die Auffahrt hinunter rollten. »Wirklich schade, dass du ihnen nicht helfen konntest, Fran.«

»Das habe ich doch die ganze Zeit versucht, dir zu sagen!« Ich wusste, dass ich ärgerlich klang, doch ich konnte nichts dafür. Man kann Männern einfach nichts erklären. Sie müssen es immer erst selbst herausfinden, und dann stellen sie es so dar, als wären sie als Erste darauf gekommen.

Wir waren unten am Fahrweg angekommen. Ich sah auf meine Uhr. »Was glaubst du, wo Jamie so lange bleibt?«

»Er wird im Pub sein«, sagte Ganesh, und wahrscheinlich hatte er Recht.

»Fahr nach rechts!«, sagte ich. Er sah mich überrascht an. Er hatte nach links abbiegen wollen und zur Hauptstraße hinunter fahren.

»Mir ist da gerade etwas eingefallen«, erklärte ich. »Ich muss noch einmal zu einer Farm ganz in der Nähe, den Leuten dort auf Wiedersehen sagen. Den Bryants.«

Nick war im Hof. Die Kühe muhten im Stall hinter ihm. Ein alter Bursche in Gummistiefeln mit einer Wollmütze auf dem Kopf stapfte im Hintergrund durch den Matsch. Ich nahm an, dass es Biles war, der Mann, der den Bryants hin und wieder zur Hand ging.

Nick und Ganesh beäugten sich wie zwei Duellanten. Sie waren einerseits darauf bedacht, alle nur erdenklichen Höflichkeitsregeln einzuhalten, während jeder von ihnen andererseits darauf lauerte, dass sein Gegenüber einen Fehler machte. Nick führte uns in die Küche und bot uns Tee an, doch wir lehnten ab. Wir hatten eine weite Fahrt vor uns. Penny war nicht da, was mir persönlich Leid tat.

»Sie ist in ihrem Geschäft«, erzählte Nick. »Sie wird die nächsten paar Tage dort bleiben. Ihre Partnerin ist schon wieder krank.«

Ganeshs Blicke waren von Nick zu mir und wieder zurück gegangen. Jetzt wurde er ein wenig munterer, weil er alles darüber wusste, wie man ein Geschäft führt. Er begann eine kurze Unterhaltung mit Nick über dieses Thema, und hinterher schienen sie sich besser zu verstehen.

»Wenn Sie etwas Neues herausfinden«, sagte Nick, »dann rufen Sie mich an, hier auf der Farm. Ma mochte Theresa Monkton. Es tut ihr sehr Leid, was mit ihr geschehen ist. Uns allen tut es Leid, schätze ich. Nachdem Sie kürzlich bei uns waren, Fran, hat Ma eine Menge von Theresa gesprochen. Es ist eine schlimme Geschichte, wirklich.«

Ich hatte eine ähnliche Bitte an ihn. »Wenn Sie etwas herausfinden, geben Sie mir auch Bescheid, ja?« Ich kritzelte etwas auf ein Stück Papier. »Das ist meine Adresse. Meine Wohnung. Ich habe kein Telefon, aber Sie können mir schreiben.«

»Er kann im Laden anrufen«, sagte Ganesh. »Gib ihm unsere Nummer.«

Das tat ich, und dann verabschiedeten wir uns. Ich stieg in den Wagen ein, doch bevor ich die Tür hinter mir schließen konnte, legte Nick die Hand darauf. Er beugte sich zu mir herab und sagte: »Ich hoffe, Sie kommen irgendwann mal wieder vorbei.«

Er klang, als meinte er es ehrlich. Ich murmelte eine unverständliche Antwort, weil Ganesh uns schon wieder mit eigenartigen Blicken bedachte.

»Du scheinst es ihm ja wirklich angetan zu haben!«, stellte Ganesh verdrießlich fest, als wir davonfuhren.

»Die Bryants sind nette Leute, alle beide. Er kannte Terry und ist aufgebracht über ihren Tod, genau wie seine Mutter. Also mach jetzt keinen Aufstand, Gan!«

»Ich hab wirklich andere Sorgen als ihn!«, murmelte Ganesh. »Ich muss dieser Morgan erklären, dass ich Squib gefunden hab. Ich denke immer noch, wir sollten besser die hiesige Polizei informieren.«

»Bestimmt nicht! Glaub mir, Ganesh, das wäre ein Fehler gewesen.«

»Und was«, entgegnete er, »wenn jemand anderes die Leiche findet, bevor wir bei Morgan waren? Nicht nur die Leiche, sondern auch noch meine Fußabdrücke und die Reifenspuren? Wie soll ich der Polizei das bitte schön erklären?«

»Zerbrich dir nicht den Kopf über Dinge, die noch nicht passiert sind«, riet ich ihm. »Wir haben auch so genügend Probleme.«

Hiernach schwiegen wir für einige Meilen und diskutierten nur dann weiter, wenn der Verkehr auf der Autobahn zum Stehen kam. Vor uns lag London, der große Magnet, der alles in sein Zentrum hineinzuziehen schien. Ich fühlte mich nach Hause gezogen.

Wir verließen die Autobahn und manövierten durch das Straßengewirr nicht enden wollender Vororte, ineinander verschachtelt und unterbrochen von schmalen Streifen müden Grüns, heruntergekommenen Fabriken und den großen Höfen von Gebrauchtwagenhändlern.

Irgendwann verließen wir die rechtschaffenen Gegenden, die, die sich zumindest den Anschein von Rechtschaffenheit geben konnten, und erreichten die, die schmutzig und grau waren. Ich war zurück, dort, wo ich hin gehörte. Ich hätte nie geglaubt, dass ich so froh sein könnte, die dreckigen Läden mit ihren Sonderverkäufen zur Geschäftsaufgabe oder aus Versicherungsfällen wiederzusehen, die verstopften Gullys, die überquellenden Mülltonnen und die von Vandalen zerstörten Telefonzellen, über und über geschmückt mit den Karten von in der Gegend arbeitenden Prostituierten und Sprühdo-sengraffiti von der Hand eines Künstlers, der sich »Gaz« nannte. All die Dinge, die für mich das Wort »Zuhause« bedeuteten... und kein Pferd, keine Kuh und kein Huhn weit und breit.

Home Sweet Home. Zuhause ist nicht mehr und nicht weniger als das, was man gewöhnt ist.

**KAPITEL 17** »Was glauben Sie eigentlich, was Sie dort gemacht haben, eh? Sie können nicht einfach wegfahren, wenn Ihnen danach ist! Wie können Sie es wagen, mit anderen Zeugen zu reden? Wissen Sie, dass ich Sie auf der Stelle einbuchen könnte, weil Sie die Arbeit der Polizei behindern und meine Zeit verschwenden?«

Janice marschierte in ihrem Büro auf und ab und schleuderte mir abwechselnd Anschuldigungen und Drohungen entgegen, bis sie ernsthaft in Gefahr geriet, einen hysterischen Anfall zu erleiden.

Sie werden sich inzwischen denken können, dass unsere Rückkehr nach London alles andere als gut aufgenommen wurde, und als die Polizei von Ganeshs Fund in den Wäldern erfuhr, wurden die Bullen erst richtig unangenehm. Wir wurden erneut getrennt, das übliche Vorgehen. Ganesh wurde in einen anderen Raum geführt, um dort die Einzelheiten seiner Entdeckung zu Protokoll zu geben, damit die Polizei von Hampshire informiert und zu der betreffenden Stelle geschickt werden konnte.

Im Hinausgehen rief er mir zu: »Sobald ich hier fertig bin, muss ich nach Hause und mich bei meiner Familie zeigen. Ich melde mich später bei dir, Fran.«

»Wenn er hier überhaupt rauskommt«, sagte Janice böse. »Und glauben Sie nicht, ich würde Ihren Teil an dieser Geschichte nicht zur Kenntnis nehmen! Als Mr. Patel Ihnen erzählt hat, dass er eine Leiche gefunden hat, war es Ihre verdammte Pflicht, dafür zu sorgen, dass die Angelegenheit auf der Stelle den einheimischen Behörden gemeldet wird! Es war nicht nur seine, sondern auch Ihre Pflicht! Sie sind genauso verantwortlich wie er, und das wissen Sie! Wenn ich mit Ihnen fertig bin, werden Sie sich auch noch vor der Polizei von Hampshire verantworten, keine Frage. Sie stecken bis zum Hals in Schwierigkeiten, Miss Varady!«

Ich hätte am liebsten geantwortet: »Und was ist daran neu?«, doch es wäre nicht angemessen gewesen. Ich erkannte, dass sie wenigstens eine Entschuldigung erwartete. Ich hatte eine wenn auch nur abgebrochene Schauspielausbildung hinter mir, und wenn es mir nicht gelang, eine glaubwürdige Vorstellung aufrichtigen Bedauerns zu liefern, dann besaß ich nicht das geringste Talent.

Ich ließ den Kopf hängen, rutschte auf meinem Stuhl hin und her und murmelte, dass es mir Leid täte, wenn ich ihr Probleme bereitet hätte. Was den Leichnam von Squib angehe, so hätten wir geglaubt, dass sie als Erste davon erfahren sollte. Wir hätten einen Fehler gemacht, doch es wäre in der besten Absicht geschehen. Ich überlegte,

ob ich ein paar Tränen hervorquetschen sollte – aber man kann auch übertreiben. Janice war nicht dumm.

Meine Vorstellung schien überzeugend gewesen zu sein, denn Janice beruhigte sich sichtlich. Sie sagte, dass sie sehr wohl verstehe, dass Ganesh und ich in Panik geraten seien. Was meine eigenmächtige Tour nach Abbotsfield angehe, so hätte ich wohl in dem guten Glauben gehandelt, ich könnte helfen. Andererseits sei ich ohne Zweifel intelligent genug einzusehen, dass polizeiliche Ermittlungen gewissen Regeln zu folgen hätten. Abgesehen von allem anderen – wenn ein Fall vor Gericht komme (falls er überhaupt vor Gericht kam), würden sich die Verteidiger auf jede Unregelmäßigkeit stürzen, um Beweise zu entkräften. Ich wollte doch wohl nicht, dass so etwas geschehe, oder?

All das war mehr oder weniger eine Wiederholung der Art von Strafpredigt, wie ich sie von meiner alten Schulleiterin regelmäßig erhalten hatte. Ich hatte schon vor langer Zeit eine Technik entwickelt, alles über mich ergehen zu lassen, während ich gleichzeitig ein möglichst schuldbewusstes Gesicht aufsetzte.

Doch in Wirklichkeit beobachtete ich sie, während sie weiter von Verantwortung redete und vom Geld der Steuerzahler (An welcher Stelle waren die ins Spiel gekommen?). Ich schätzte ihr Alter auf nicht mehr als fünfunddreißig. Wie konnte ein Mensch in so jungen Jahren schon ein derartiger Bürokrat sein? Sie war angezogen, als wäre sie fünfundsechzig. Sie trug ein graues Flanellkostüm und eine Crepe de Chine-Bluse aus Kunstseide mit einem Schal um den Hals. Wo um alles in der Welt kaufte sie solche Klamotten? So etwas hatte ich bisher höchstens in Zeitungsanzeigen gesehen, in denen Fabriken um Kunden im mittleren Alter warben und in denen sie ihre Waren üblicherweise als »praktisch« und »direkt ab Lager verkäuflich« anpriesen. Sie trug sogar diese Schuhe mit den runden Spitzen und flachen Absätzen, in denen man angeblich »nie mehr müde Füße« bekam. Kein Geschäft verkauft heutzutage noch derartige Schuhe, oder doch? Sie tat mir ein wenig Leid. Mir wurde bewusst, dass sie gar keine andere Wahl hatte, als sich so zu kleiden, wenn sie als Polizeibeamtin ernst genommen werden wollte. Es war eine Schande, dass sie sich so zurechtmachen musste. Es war schlicht und einfach defensiv. Aber es musste doch einen Kompromiss geben, irgendwo etwas in der Mitte! Ich beschloss, mich irgendwann einmal mit ihr darüber zu unterhalten, falls wir uns jemals näher kamen – privat, meine ich.

»Wenn Sie mir sonst noch etwas zu sagen haben«, schloss sie, »irgendetwas, dann sagen Sie es besser jetzt. Seien Sie absolut offen, verschweigen Sie nichts, und ich drücke vielleicht noch einmal ein Auge zu. Versuchen Sie nicht, mir etwas zu verheimlichen, Francesca. Wenn Sie das tun, dann sind Sie erledigt, glauben Sie mir.«

Sie machte mich herunter, weil ich mich eingemischt hatte, und zugleich wollte sie erfahren, was ich auf dem Land herausgefunden hatte. Zuckerbrot und Peitsche. Ich musterte sie mit einem finsternen Blick, um ihr zu zeigen, dass ich sie durchschaut hatte.

Dann fing ich an zu erzählen, über den Schuss im Wald, über Lundy und seine gewohnheitsmäßige Gewalt gegen seine Frau, über den Besuch des Anwalts bei Ariadne und alles andere, was mir einfiel.

»Sie dürfen Jamie Monkton nicht ignorieren!«, schloss ich. »Er hat ein Motiv. Er leitet das Gestüt, und Lundy empfängt von ihm die Befehle. Er hat mich in diesen staatlichen Forst und in die Falle geführt. Nehmen Sie seine und Lundys Fingerabdrücke! Sie müssen doch Abdrücke in unserem Haus genommen haben, die Sie nicht identifizieren konnten! Vergleichen Sie die Abdrücke mit denen von Jamie oder Lundy, und Sie wissen, dass einer von beiden im Haus war. Verlangen Sie eine Erklärung – ich glaube kaum, dass Sie eine kriegen. Jamie sagt, er wäre nie in unserem Haus gewesen, und ich weiß, dass er lügt.«

»Sie wissen es nicht«, entgegnete Janice kühl. »Ich werde entscheiden, was wir wegen Mr. Monkton unternehmen, und natürlich wegen dieses anderen Mannes, Lundy.« Ihre Blicke durchbohrten mich. »Was Sie angeht, Francesca – bitte fahren Sie in Ihre Wohnung zurück und bleiben Sie dort. Ich will Sie zur Verfügung haben, wenn ich Sie brauchen sollte. In Ordnung?«

»In Ordnung«, sagte ich schwach.

Ich nahm den Bus nach Hause, wie ich die Wohnung spöttisch bei mir nannte. Sie war kein Stück einladender als an dem Tag, an dem ich sie verlassen hatte. Ein paar neue, einfallsreichere Graffiti zierten die Hauswände, und es gab ein paar zugenagelte Fenster mehr. Der Aufzug ging immer noch nicht, und die elektrische Beleuchtung im Treppenhaus war ausgefallen. Vielleicht war überall im Haus der Strom ausgefallen.

Es wurde inzwischen dunkel, und die schmalen Fenster im Treppenhaus reichten kaum, um den Anfang und das Ende eines jeden Treppenabsatzes zu erhellen. Der Rest lag in absoluter Dunkelheit. Es

ging ein kalter Luftzug. Ich hastete die Treppe hinauf, so schnell ich konnte, und freute mich auf eine Tasse heißen Tee, sobald ich in der Wohnung war.

Allzu schnell konnte ich die Treppenstufen nicht nehmen. Gut möglich, dass jemand etwas im Treppenhaus hatte stehen lassen, über das ahnungslose Hausbewohner stolpern konnten. Die Jugendlichen spielten einem gerne derartige Streiche. Also ging ich vorsichtig und blieb mit einer Hand immer an der schmierigen Hauswand. So widerlich es auch war, jeder Absatz brachte mich meiner Wohnung und damit meinem Ziel ein Stück näher. Ich bog um den letzten Absatz und stieg die letzten Stufen hinauf, als mir bewusst wurde, dass ich nicht alleine war. Über mir in der Dunkelheit wartete jemand.

Ich erstarrte. Ich konnte nichts sehen, doch ich hörte leisen Atem. Jemand lauerte mir auf, entweder um mich auszurauben oder um mich zu vergewaltigen.

»Ich habe kein Geld!«, rief ich hinauf in die Dunkelheit. »Wenn ich welches hätte, würde ich bestimmt nicht hier wohnen!«

Er bewegte sich. Vielleicht war es ja tatsächlich ein Vergewaltiger.

Oder – ich weiß nicht, warum ich diesen Gedanken nicht als Erstes gehabt hatte – es war dieselbe Person, die Terry ermordet hatte, und sie war gekommen, um mich ebenfalls umzubringen.

Panik nahm von mir Besitz. Ich wirbelte herum und rannte los. Ich riskierte Kopf und Kragen und auf jeden Fall ein paar schwere Knochenbrüche auf der dunklen Treppe, doch es war mir egal. Irgendwie wurde ich mir trotz aller Panik und trotz meiner heillosen Flucht bewusst, dass jemand meinen Namen rief. Die Stimme kam von oben und echote durch das Treppenhaus.

»Fran! So warte doch! Ich bin es, Ganesh!«

Ich blieb stehen und lehnte mich atemlos an die Wand. Mein Herz drohte zu zerspringen, so wild hämmerte es in meiner Brust. Was zur Hölle sollte das nun schon wieder? Ich schlich die Treppe wieder hinauf und fand ihn oben, auf dem Absatz, der zu meiner Etage führte. Oder zumindest einen dunklen Schatten, den ich beim Näherkommen als Ganesh erkannte. Ich hatte eine Stinkwut im Bauch.

»Bist du eigentlich verrückt geworden?«, bellte ich ihn an. »Ich hätte fast einen Herzinfarkt gekriegt! Ich wusste nicht, wer hier oben gelauert hat! Die Beleuchtung ist ausgefallen. Außerdem dachte ich, du wärst nach Hause zu deiner Familie gefahren!«

»Bin ich auch, aber sie haben mir alle Vorwürfe gemacht, und ich bin wieder gegangen. Außerdem habe ich mir Sorgen wegen dir gemacht. Wie bist du zurecht gekommen?«

»Hätte schlimmer sein können. Los, wir gehen rein und trinken eine Tasse Tee. Ich erzähl dir alles, wenn wir drin sind.«

Er vertrat mir den Weg, als ich an ihm vorbei in den dunklen Korridor wollte, der zu meiner Wohnung führte.

»Das geht nicht, Fran. Du kannst nicht in die Wohnung zurück.«

»Was soll das denn nun schon wieder heißen?« Ich hatte die Nase gestrichen voll, und ich wollte nichts mehr, als endlich wieder in meiner eigenen Wohnung sein. »Hör auf mit diesem Unsinn! Ich brauche dringend einen heißen Tee!« Ich wollte ihn zur Seite schieben, doch er blieb stehen und packte mich am Arm.

»Ich war bereits drin, Fran. Während du weg warst, ist jemand eingebrochen...«

Ich riss mich los und rannte an ihm vorbei durch den Korridor, während ich nach meinem Schlüssel suchte – obwohl ich keinen mehr brauchte.

Die Einbrecher hatten die Tür eingetreten, und sie ließ sich nicht mehr verschließen. Selbst wenn ich sie hätte abschließen können – da war nur noch ein großes Loch in der Mitte.

Ich stieß sie auf. Sie schwang nach innen. Ich tastete mit der Hand nach dem Lichtschalter gleich neben dem Eingang. Das Licht ging an. Der gelbliche Schein flutete zur Tür hinaus und tauchte Ganesh und mich in ein blendendes gelbes Licht.

Ganesh nahm mich an den Schultern. »Fran, geh nicht hinein! Du willst es nicht sehen, glaub mir!« Seine Worte klangen mitfühlend, doch ich wollte kein Mitgefühl. Ich wollte wissen, was mit meiner Wohnung passiert war.

»Doch, ich will!«, sagte ich gepresst. »Es ist nicht viel, aber es ist das einzige Zuhause, das ich habe.«

»Fran...!« Er versuchte mich zurückzuhalten. Ich schüttelte ihn ab. Er ließ mich los.

Ich brauchte nicht lange, um herauszufinden, was in meiner Abwesenheit geschehen war. Die Kinder aus dem Wohnblock, eine kleine Armee kompetenter Vandalen, waren eingebrochen und hatten ihren Spaß gehabt. Sie waren über jedes Zimmer hergefallen. Obszöne Graffiti bedeckte die Wände. All meine Möbel – einschließlich der Sachen, die Euan mir besorgt hatte – waren zerfetzt. Der Lehnssessel war mit einem Messer aufgeschlitzt worden und die Polsterung he-

rauserissen. Sie hatten versucht, das Zeug anzustecken, doch es hatte nicht richtig gebrannt, nur geschwelt. Sie hatten all meine persönlichen Sachen gestohlen. Nevs Bücher hatten sie zurückgelassen, doch sie waren zerrissen und die Seiten überall in der Wohnung verteilt. Ich glaube, Nevs zerstörte Bücher schockierten mich mehr als die Tatsache, dass ich all meine Sachen verloren hatte. Nev hatte seine Bücher wirklich geliebt. Es hatte ihm eine Menge bedeutet, sie mir dazulassen.

All der Schimmel im Badezimmer, den ich mühsam mit Bleiche entfernt hatte, war wieder zurückgekehrt. Der Spülkasten über der Toilette war vollends aus der Wand gerissen worden und hatte den Boden überflutet. Die Dielen hatten sich in der Mitte nach unten gewölbt, und das Wasser war wahrscheinlich direkt nach unten durchgesickert. Ein Glück, dass die Wohnung unter mir leer stand.

Zu allem Übel – als hätte ich wirklich noch mehr nötig gehabt – stank es in der Wohnung widerlich nach der verschmorten Polsterung, nach dem Schimmel und der Feuchtigkeit, am meisten aber stank es, weil einer von den süßen Kleinen mitten im Wohnzimmer auf den Boden geschissen hatte.

»Ich hab versucht dich zu warnen«, sagte Ganesh. »Du kannst nicht hier bleiben. Du kannst mit zu mir nach Hause kommen. Mum wird dir ein Bett machen.«

»Nein danke«, sagte ich. »Ich würde die halbe Nacht damit verbringen, die Fragen deiner Eltern zu beantworten, und du weißt, dass sie es nicht verstehen würden.«

»Und wo willst du schlafen?« Er sah sich angewidert um. »Das hier ist ein Schweinestall! Sieh dir nur diesen Dreck an! Komm schon, Fran. Nicht einmal Inspector Morgan kann erwarten, dass du hier wohnen bleibst.«

Ich dachte einen Augenblick nach. »Ich gehe in unser Haus zurück!«

Er starrte mich an. »Du bist verrückt! Sie haben alles vernagelt!«

»Na und? Dann reißen wir die Bretter eben wieder runter. Du machst doch den ganzen Tag Kisten auf – du wirst ja wohl ein paar Bretter von den Fenstern reißen können! Wir haben es schon einmal gemacht, Squib und Nev und ich, als wir unsere Sachen aus dem Haus geholt haben.«

Er starrte mich wütend an. »Aber du kannst nicht alleine dort bleiben! Dann bleibe ich eben bei dir. Vorausgesetzt natürlich, wir kommen rein und es wohnt inzwischen nicht ein halbes Dutzend

Penner dort.«

»Nein, du kommst nicht mit. Du gehst nach Hause und redest mit deinen Eltern, Gan. Bitte. Keine Sorge, ich komme schon zurecht.«

Ich war froh, wieder in unser Haus zurückzukehren. Die Wohnung war nie etwas anderes als ein Gefängnis gewesen. Das Haus jedoch, trotz aller Unzulänglichkeiten und trotz des Schrecklichen, das sich dort ereignet hatte, war ein Zuhause gewesen. Wir waren glücklich gewesen dort. Ich kannte das alte Haus, und es kannte mich. Wir würden einander Gesellschaft leisten.

Doch als wir schließlich dort angekommen waren, war es bereits dunkel, und die Straße lag leer und bedrohlich verlassen da – wie in einem alten B-Movie. Alle Häuser waren in der Zwischenzeit geräumt worden, und nur noch zwei Straßenlaternen brannten. Das einzige Lebenszeichen kam aus der Wohnung über dem Laden der Patels an der Ecke. Sie warteten offensichtlich auf Ganesh, wahrscheinlich mit einer ganzen Armee von Tanten und Onkeln, um der Sache Gewicht zu verleihen. Wir standen draußen und sahen zu den hell erleuchteten Fenstern hinauf.

»Ich habe dich noch gar nicht gefragt, wie du mit der Polizei zurecht gekommen bist, nachdem wir getrennt wurden«, sagte ich. »Entschuldige, dass ich nur an mich selbst gedacht habe. War es schlimm?«

»Hätte schlimmer sein können.« Er klang geistesabwesend. »Sie haben in Hampshire angerufen, und die dortige Polizei hat auf der Stelle einen Wagen losgeschickt. Sie müssen Squib gefunden haben. Es gab eine Menge Telefonate zwischen den Dienststellen, aber sie haben mich in Ruhe gelassen. Irgendwann wurde ich nach Hause geschickt, aber ich muss gleich morgen früh wieder zu ihnen. Wahrscheinlich fahren sie mit mir nach Hampshire. Ich denke, die dortige Polizei will mit mir reden.«

»Hast du deiner Familie davon erzählt? Ich meine, dass du eine Leiche gefunden hast?«

»Nein. Sie haben auch so schon genug Sorgen. Dad hat einen Brief bekommen.« Ganesh seufzte. »Wir müssen auch ausziehen. Der Laden wird abgerissen, genau wie jedes andere Haus. Sie haben ihm eine Entschädigung angeboten. Aber wo sollen wir hin?«

»Das tut mir Leid«, sagte ich. »Ich dachte mir schon, dass so etwas geschehen würde. Ich weiß, dass dein Vater Pläne hatte und einen anderen Laden für die neuen Häuser und Wohnungen aufziehen wollte, aber ich dachte mir, dass sie die ganze Gegend abreißen

würden.«

»Jedenfalls werden wir die Pacht in den neuen Häusern nicht zahlen können, geschweige denn ein Haus kaufen.« Ganesh schob die Hände in die Taschen. »Die Familie ist sehr aufgebracht. Es klingt vielleicht selbstsüchtig, aber wenigstens bekomme ich dadurch weniger Druck ab. Sie haben jetzt andere Sorgen, als mich zu verheiraten.«

Eine Gestalt in einem Sari erschien an einem der oberen Fenster. Sie sah zu uns herab und zog sich wieder zurück wie ein flüchtiger Geist. Die Vorhänge wurden zugezogen.

»Das war Usha«, sagte Ganesh. »Keine Sorge, sie wird uns nicht verraten, selbst wenn sie uns gesehen hat.«

Wir wanderten durch die verlassene Straße zu unserem alten Haus. Die Stadt hatte den Schaden behoben, den wir bei unserem letzten Besuch hinterlassen hatten, und neue Bretter über Fenster und Türen genagelt, dickere als beim ersten Mal. Ganesh nahm ein Stemmeisen aus der Werkzeugkiste im Wagen, und wir gingen zur Rückseite. Das Küchenfenster sah immer noch am vielversprechendsten aus. Ganesh hebelte eine ganze Weile, bevor eine der dicken Bohlen nachgab. Ich bog sie zur Seite und schätzte, dass ich mich hindurchquetschen konnte.

»Das ist ganz eindeutig unbefugtes Betreten, wenn nicht sogar Einbruch«, sagte Ganesh düster. »Dafür kann man uns belangen, ist dir das eigentlich klar?«

»Einbruch in was? In ein zum Abriss freigegebenes Haus?! Hör endlich auf, Ganesh, da drin gibt es nichts zu klauen!«

Es war tatsächlich so. Nachdem wir eingedrungen waren, stellten wir fest, dass die Stadt sämtliches Mobiliar hatte entfernen lassen. Das Haus war restlos leer.

Ich ging zum Wasserhahn in der Küche. Das Wasser lief immer noch. Doch als ich nach oben ins Badezimmer ging, um dort die Wasserhähne auszuprobieren, stellte ich fest, dass sie die Toilette mit Beton vergossen hatten, um jeden zu entmutigen, der sich Zutritt zum Haus verschaffte.

»Du kannst nicht hier bleiben«, sagte Ganesh einmal mehr. »Es gibt nicht mal eine funktionierende Toilette.«

»Dann gehe ich eben in den Garten, hinter einen Busch. Draußen gibt es genügend Büsche. Es ist ein richtiger Dschungel.«

»Und wo willst du schlafen? Auf den Dielen? Es wird kalt hier drin heute Nacht. Du kannst nicht hier schlafen!«

»Hör mal«, sagte ich grob. »Es ist nur für eine Nacht. Ich komme zurecht. Morgen gehe ich zu Euan und bitte ihn, die Wohnung in Ordnung zu bringen und mir eine neue Tür einzusetzen. Oder wenn sie das nicht tun, können sie mir ja eine der anderen höchst begehrten Residenzen zuweisen, die in diesem Block noch leer stehen.«

Ganesh sah mich kläglich an. »Du bist verrückt, Fran. Wie kann ich dich allein hier lassen?«

Ich sagte ihm, ganz einfach, indem er gehe, und wenn ich verrückt wäre, dann sei das mein Problem. Wenn er mir helfen wolle, könne er mir seinen Schlafsack aus dem Lieferwagen ausleihen.

Er ging vor sich hin murmelnd davon, um den Schlafsack zu holen.

Ich sah mich im Haus um. Um ehrlich zu sein, jetzt, nachdem es richtig dunkel geworden war, bereute ich schon wieder, dass ich über Nacht ganz allein hier bleiben wollte. Doch ich war zu stolz und halsstarrig, um das nach seiner Rückkehr Ganesh gegenüber zugeben zu können. Er hatte mir seine Taschenlampe dagelassen. Ich leuchtete damit herum und sagte mir, dass alles in Ordnung wäre, solange ich *allein* war.

Ganesh blieb eine ganze Weile weg, länger als nötig, nur um den Schlafsack zu holen. Doch schließlich tauchte er wieder auf und rief mir zu, ihm die Sachen abzunehmen, die er durch das Küchenfenster schob. Er war zu Hause gewesen und hatte eine Holzkiste und eine Plastikplane mitgebracht.

»Damit du etwas zum Sitzen hast.«

Er hatte auch noch eine Thermoskanne mit heißem Tee mitgebracht und einen Beutel Pfirsiche.

»Mum hat gesagt«, berichtete er, während er selbst ächzend durch das Fenster kletterte, »dass du zu uns nach Hause kommen sollst. Ehrlich, Fran, es würde ihnen nichts ausmachen! Mum macht sich wirklich Sorgen, wenn du allein hier schläfst.«

»Sag ihr danke sehr, aber jetzt, nachdem ich den Schlafsack habe und alles, fehlt es mir an nichts.«

»Ich hab dir noch das hier mitgebracht.« Er hantierte mit der Plastikplane. »Sie ist zwar dünn, aber wenn wir sie unter den Schlafsack auf den Boden legen, steigt wenigstens keine Feuchtigkeit hoch. Sonst kannst du morgen früh wahrscheinlich nicht aufstehen, so weh tun dir deine Knochen.«

Wahrscheinlich würde ich mich sowieso wie eingerostet fühlen. Ich litt immer noch unter den Folgen meines Reitausflugs.

Er breitete die Plane auf dem Boden aus. Ich legte den Schlafsack darauf und stellte die Kiste wie einen Nachttisch daneben, mit der Thermoskanne oben drauf. Es sah gar nicht schlecht aus.

»Ziemlich gemütlich«, stellte ich fest.

»Du bist nicht nur verrückt«, sagte er, »du bist unheimlich.« Er setzte sich zu mir auf den Boden, stützte die Arme auf die Knie und musterte mich stirnrunzelnd im Licht der Taschenlampe. »Ich komme morgen früh vorbei, bevor ich zur Haltestelle laufe und mich bei der Polizei von Hampshire zum Verhör stelle. Du willst sicher nicht, dass ich bei dir bleibe?«

»Nein, Gan. Du solltest nach Hause gehen und mit deinen Eltern reden. Ich bin wirklich müde. Ich habe alles, was ich brauche, und ich werde schlafen wie eine Tote.«

»Bestimmt nicht!«, entgegnete er entmutigend.

»Wie steht es bei dir zu Hause?«, fragte ich.

»Schlimm, aber ich komme damit klar. Mach dir keine Sorgen wegen mir. Sorg dich lieber um dich selbst.«

Er wollte nicht gehen, aber schließlich gab er nach.

Ich wollte nicht, dass er ging, aber die Kündigung des Ladens musste wie eine Bombe bei den Patels eingeschlagen sein, und sie brauchten ihn bei sich.

Ich richtete mich für die Nacht ein. Ich trank den Tee und aß zwei Pfirsiche und sagte mir, dass es bald Morgen werden würde, und obwohl ich von der Nacht ein wenig steif wäre, würde mir nichts Ernsteres fehlen.

Doch ich konnte nicht einschlafen. Mir tat ja bereits alles weh. Meine Verstand arbeitete fieberhaft. Ich begann mir Dinge einzubilden. Direkt über mir lag Terrys ehemaliges Zimmer. Jedes Mal, wenn ich ein Knarren im Gebälk hörte – was alle paar Minuten geschah – dachte ich an ihren Leichnam, der vom Deckenhaken baumelte. Ich begann von Geistern zu fantasieren. Ich fragte mich, ob Terrys Geist auftauchen und mir vorwerfen würde, dass ich meine Aufgabe unten auf *Astara* nicht erfüllt und die alten Leute im Stich gelassen hatte. Ich hatte auch Terry selbst im Stich gelassen. Ich hatte nicht herausgefunden, wer sie ermordet hatte, auch wenn ich Jamie recht plausibel ein Motiv nachgewiesen hatte und Lundy nicht ganz so plausibel ebenfalls eins. Die Vorstellung, dass Jamie und Lundy gemeinsame Sache machten, erschien mir von Minute zu Minute wahrscheinlicher. Jamie hatte die Sache geplant, und Lundy war sein Handlanger gewesen. Ich würde gleich morgen früh zu Janice gehen und erneut

mit ihr darüber reden. Es musste so gewesen sein. Sie musste Jamie zumindest zum Verhör vorladen.

Nicht, das es irgendetwas nutzen würde, nicht, wenn sie keine Fingerabdrücke im Haus gefunden hatten, und je länger ich darüber nachdachte, desto unwahrscheinlich erschien es mir. Selbst der blutigste Amateur trug heutzutage Handschuhe. Doch wenn es zu einem Verhör kommen würde, würde Jamie mehr als fähig sein, Janices Fragen abzuschmettern. Er würde vernünftig antworten. Er würde dasitzen und sie gewinnend und offen angrinsen und seinen Charme spielen lassen. Janice war wegen ihrer Scheidungsgeschichte verletztlich. Sie wäre wie Wachs in Jamies Händen, mit ihrer Kreppbluse und in einem ihrer uneleganten Kostüme.

Und wie könnte es auch anders sein? Jamie war schließlich kein Aussteiger, der in einem besetzten Haus wohnte, sondern ein respektables Mitglied der Gesellschaft mit einer sauberen Akte und wahrscheinlich ein paar einflussreichen Freunden.

»Du taugst nichts als Detektivin, Fran Varady«, sagte ich zu mir. »Du steckst voller großartiger Ideen, aber unter dem Strich hast du absolut nichts erreicht. Ein paar unscharfe Schnappschüsse und eine Theorie über ein Testament, die du nicht beweisen kannst.«

Ich hatte herumgespielt, das war alles, was ich getan hatte. Mich eingemischt und die Dinge schlimmer gemacht, als sie ohnehin schon waren. Leute wie ich machten sich überall unbeliebt. Jamie würde sich nicht damit zufrieden geben, seinen Namen bei Inspector Morgan reinzuwaschen. Er würde sogar versuchen, mir die Sache anzuhängen. Und Gan, wenn es sich einrichten ließ. Er würde meine Theorie mit einer Gegentheorie kontern, und in seinem Szenario wäre ich die Schurkin.

An diesem Punkt meiner düsteren Betrachtungen übermannte mich die Erschöpfung. Nicht einmal der harte Fußboden vermochte mich länger wachzuhalten. Ich fiel in einen unruhigen Schlaf.

Ich träumte von Abbotsfield. Ich stand auf dem Friedhof vor dem Grab, auf dem ich gesessen und mein Sandwich gegessen hatte. Die Kirche lag vor mir und Terry stand ein Stück neben dem schiefen Kreuz. Sie trug ein langes weißes Nachthemd. Ihr Haar flatterte um ihr Gesicht.

Sie rief nach mir und fragte mich, was ich dort zu suchen hätte. Ich sagte, dass ich gekommen wäre, um sie zu besuchen, und ich ging langsam zu ihr hin. Sie winkte einladend. Doch als ich näher kam, sah ich, dass ihr Grab offen war. Es überraschte mich nicht.

Offensichtlich war sie hinausgeklettert. Jetzt bemerkte ich auch, dass ihr weißes Nachthemd durch die Erde völlig verschmutzt war. Mir war sehr kalt, doch ich wusste, dass ihr noch kälter war.

Sie lächelte mit den Lippen, doch nicht mit den Augen, die mich an die runden Glasaugen von Stofftieren erinnerten, ausdruckslos und starr. Sie streckte mir die Hand entgegen, doch ich hatte Angst, sie zu nehmen, weil ich wusste, dass ich mich niemals wieder aus ihrem Griff würde befreien können und dass sie mich hinter sich her in das offene Grab zerren würde.

Ich wandte mich ab und rannte blindlings davon, bis ich mich – mit der eigenartigen Logik von Träumen – in Terrys Zimmer wiederfand. All die Stofftiere aus Plüsch waren da, saßen auf der Schubladenkommode und erwachten zum Leben, als ich eintrat. Sie wanderten umher und funkelten mich mit ihren Glasaugen anklagend an wie Terry auf dem Friedhof. Ich sagte ihnen, dass sie mich in Ruhe lassen sollten, und sie begannen zu quietschen, wie es Stofftiere nun einmal tun, wenn man auf ihren Bauch drückt.

An dieser Stelle schrak ich aus dem Schlaf. All die albtraumhaften Visionen verschwanden, doch nicht die Kälte – und nicht das Quietschen. Es hallte noch immer in meinen Ohren nach.

Es war stockdunkel. Ganeshs Plastikplane hatte die Feuchtigkeit nicht abgehalten. Kein Wunder, dass ich so schlecht geträumt hatte. Dann hörte ich das schrille Quietschen erneut. Kein Knarren von Dielen, keine Holzvertäfelungen, nicht diesmal. Ein anderes Geräusch. Draußen im Garten? Im Haus? Eine Ratte?

O mein Gott! Ich setzte mich in Panik auf und tastete nach der Taschenlampe. Bevor ich sie finden konnte, hörte ich ein lauterer Geräusch, und ich erkannte, dass das Quietschen, das mich aus meinem Traum bis hierher verfolgt hatte, von dem losen Brett vor dem Küchenfenster stammte. Jemand hatte es aufgebogen und stand im Begriff, ins Haus einzudringen.

**KAPITEL 18** Selbst heute noch bekomme ich eine Gänsehaut, wenn ich an jenen Augenblick zurückdenke. Ich kann überhaupt nicht genau beschreiben, wie es war. Man muss es selbst erleben, auch wenn ich hoffe, dass Sie es niemals erleben müssen. Angst drohte mich völlig zu lähmen. Mein Gehirn weigerte sich, irgendeinen Befehl an meine Gliedmaßen weiterzugeben, und meine Beine waren wie taub. Selbst das Atmen kostete mich Anstrengung. Mein Herz hat mir wahrscheinlich bis zum Hals geschlagen, doch ich hatte das Gefühl, als stünde es still. Das Einzige, das sich bewegte, war dort draußen am Fenster, und es würde schon sehr bald hierher zu mir hereinkommen.

Ich hörte den dumpfen Aufprall, als der Eindringling in der Küche auf dem Boden landete. Das Geräusch brach endlich den Bann, der mich hatte erstarren lassen. Ich glitt aus dem Schlafsack und fand die Taschenlampe, packte sie mit klammen Fingern und fürchtete, sie könnte mir aus den Händen rutschen. Wenigstens besaß ich genügend Geistesgegenwart, um sie noch nicht einzuschalten. Der plötzliche Lichtstrahl war ein mächtiges Überraschungsmoment, das den Eindringling vorübergehend blenden würde. Wer auch immer es war, er konnte nicht wissen, dass ich im Haus schlief. Er suchte wahrscheinlich genau wie ich einen Platz, für die Nacht. Der plötzliche Lichtschein würde ihn erschrecken. Diesen Augenblick musste ich nutzen, um die Initiative an mich zu reißen. Und ich durfte sie mir nicht wieder nehmen lassen. Mit etwas Glück konnten wir uns arrangieren.

Noch während ich darüber nachdachte, wurde mir bewusst, dass ich nach einem Strohalm griff. Das Überraschungsmoment war auf meiner Seite, der Vorteil auf seiner. Vielleicht war es ein Psychopath oder ein Schizophrener, den die Behörden der, wie es lachhafterweise heißt, der »öffentlichen Fürsorge« überlassen hatten. Mit einem Irren könnte ich nicht im selben Haus bleiben.

Dann kam mir ein Gedanke, der genauso schlimm war oder mir sogar noch mehr Angst einflößte. Vielleicht *wusste* er ja, dass ich hier war! Vielleicht war es kein heimatloser Landstreicher oder Junkie, der nach einem geeigneten Ort suchte, um sich seiner Sucht zu überlassen, oder ein Jugendlicher, der heimlich Leim schnüffelte. Vielleicht suchte er nach *mir*. Mir fiel ein, wie verängstigt ich auf der Treppe zu meiner Wohnung gewesen war. Vielleicht hatte er dort auch schon gelauert, irgendwo in der Dunkelheit, und nur die Anwesenheit von Ganesh hatte ihn von seinem Vorhaben abgehalten.

Ich versuchte mir einzureden, dass es genau wie im Treppenhaus wieder Ganesh war, der zurückgekehrt war, um nach mir zu sehen.

Doch ich wusste mit schrecklicher Klarheit, dass es Jamie Monkton war – oder Lundy – oder beide.

Selbstverständlich konnte Jamie nicht zulassen, dass ich frei herumliefe und überall unangenehme Fragen stellte, die mit Therasas Tod zu tun hatten. Ich hatte Abbotsfield überraschend und im Verlauf weniger Stunden verlassen, und die Polizei war unten im Wald aufgetaucht und hatte Squibs Leichnam ausgegraben. Diese beiden Ereignisse mussten miteinander in Verbindung stehen. Jamie konnte sich denken, dass einer von uns beiden den Toten gefunden hatte, entweder ich oder Ganesh. Er hatte Ganeshs Wagen unten im Tal gesehen. Er würde etwas gegen uns beide unternehmen, etwas, das uns endgültig zum Schweigen bringen würde, und ich war diejenige, mit der er anfangen würde. Er konnte nicht wissen, was ich sonst noch alles herausgefunden hatte. Doch er wusste von diesem Haus.

Wenn er drüben bei meiner Wohnung gewesen war und die Verwüstung gesehen hatte, dann konnte er sich ausrechnen, dass ich hierher zurückgekehrt war. Dass ich wie ein gejagtes Tier in mein Schlupfloch kriechen würde. Er hatte Terry und den armen Squib ermordet, sogar Squibs Hund, und er würde nicht die geringsten Skrupel haben, mich ebenfalls zu töten. Niemand würde es je erfahren, weil er morgen früh längst wieder weg wäre. Ganesh würde meine Leiche finden, und die Polizei würde den Fall als ein weiteres ungelöstes Verbrechen zu den Akten legen.

Ich hatte keine Zeit, noch länger darüber nachzudenken. Jamie – oder sein Handlanger – bewegte sich durch den Hausflur in Richtung des vorderen Zimmers, wo ich geschlafen hatte. Ich ging vorsichtig zur Tür in der Hoffnung, mich dahinter zu verbergen, sobald er sie öffnete. Mein Plan war, hinter ihm nach draußen zu schlüpfen, zur Küche zu flüchten und aus dem Fenster zu klettern, bevor er mich würde aufhalten können. Alles äußerst unwahrscheinlich, aber die einzige Chance, die ich hatte.

Doch die Plastikplane, die Ganesh auf dem Boden ausgebreitet hatte, war von der Feuchtigkeit rutschig geworden, und während ich noch wegrutschte und versuchte, das Gleichgewicht zu bewahren, öffnete sich die Tür.

Zuerst konnte ich ihn nicht sehen. Ich hörte ihn nur atmen, ein angestrengtes Atmen, denn das Klettern durch das aufgebrochene Fenster hatte ihn Kraft gekostet. Dann gewöhnten sich meine Augen

an das wenige Mondlicht, dass hinter ihm durchs Küchenfenster in den Flur fiel. Ich sah seine Silhouette. Wenn ich bis zu diesem Augenblick die Hoffnung gehabt hatte, dass es Ganesh sein könnte, so war sie nun dahin. Die Silhouette gehörte einem viel größeren, breiter gebauten Mann. Außerdem hätte Ganesh nach der Geschichte vor meiner Wohnung wahrscheinlich sofort nach mir gerufen, damit ich wüsste, dass er es war. Sowohl Jamie als auch Lundy waren ein ganzes Stück größer und breiter als Ganesh. Die bedrohliche Gestalt in der Tür konnte jeder der beiden sein.

Ich machte das Einzige, das mir in diesem Augenblick einfiel. Ich schaltete die Taschenlampe ein und leuchtete ihm direkt ins Gesicht in der Hoffnung, ihn so zu blenden, dass ich an ihm vorbei in den Flur rennen konnte.

Doch ich rannte nicht. Stattdessen stand ich da wie angewurzelt. Das Gesicht glänzte gelb und unnatürlich im Strahl der Taschenlampe. Es war nicht das Gesicht von Jamie Monkton oder dem widerlichen Lundy. Es war das Gesicht von Nick Bryant.

»Nick?«, fragte ich vollkommen verdattert. »Was machen Sie denn hier?«

Seine Stimme klang eigenartig, als er antwortete – als wäre irgend ein Schalter umgelegt worden, verzerrt und hoch. »Ich dachte mir, dass ich dich hier finde.« Kein Gefühl in den Worten, keine Befriedigung, keine Feindseligkeit. Überhaupt nichts. Eine irre Stimme, die zu jemandem gehörte, mit dem keine vernünftige Diskussion möglich war.

Die paralysierende Angst drohte wiederzukehren, und ich schüttelte sie nur mit Mühe von mir ab. Ich verstand nicht so richtig, was das alles zu bedeuten hatte, doch ich musste jetzt nicht anfangen, darüber nachzudenken. Er war in das Zimmer gekommen, und ich sah, dass er etwas in der Armbeuge hielt: eine doppelläufige Schrotflinte.

»Was wollen Sie?« Eine weitere dumme Frage. Meine Stimme klang krächzend und wahrscheinlich genauso verzerrt wie seine.

Die ganze Zeit über rasten meine Gedanken. Nick? *Nick?* Das konnte doch nicht sein! Hatte ich alles falsch zusammengesetzt? Nick war *nett*. Er war ein netter Mann. Seine Mutter war eine nette Frau. Und Nick mochte mich. Er mochte mich. Ich *wusste*, dass er mich mochte. Er würde mir nichts tun.

Oder doch?

Doch, er würde. Ganz plötzlich wusste ich es.

Ich schien mich bewegt zu haben, denn er schwang die Schrotflinte herum, und plötzlich sah ich in den Zwillingsschuss.

»Nein!«, befahl er. »Setz dich. Gleich da, wo du stehst!«

Ich setzte mich auf den gefütterten Schlafsack, schlang die Arme um die Knie und wartete. Er bewegte sich auf mich zu und trat die Obstkiste durch das Zimmer. Dann setzte er sich darauf, blieb zwischen mir und der Tür und legte die Schrotflinte auf die Knie.

Ich hielt noch immer die Taschenlampe, und er befahl: »Leg sie hin. Neben dich. Und fass sie nicht wieder an.«

Ich legte die Taschenlampe hin. Der Strahl leuchtete über den Boden direkt auf seine Füße. Der Rest von ihm blieb in der Dunkelheit verborgen, doch die beiden Läufe der Schrotflinte glitzerten.

»Wenn Sie die abfeuern«, sagte ich, »dann wird es jemand hören.«

»Wer? In dieser Straße gibt es nur noch leere Häuser, sonst nichts. Nichts zwischen hier und diesem Laden an der Ecke. Außerdem würde hier in der Gegend jeder so tun, als hätte er nichts gehört. Und selbst wenn jemand die Polizei anruft – bis sie hier ist, bin ich längst wieder weg.«

Seine Argumente besaßen eine grauenhafte Logik. Ich hatte keine Antwort. Mein Vater hatte immer gesagt, dass es auf jedes unserer Probleme eine Antwort gibt, wenn man nur in Ruhe darüber nachdenkt. Doch ich war nicht in der Verfassung, in Ruhe nachzudenken, und außerdem glaube ich nicht, dass es mir damals geholfen hätte.

Ich sagte: »Sie haben schon einmal auf mich geschossen. Im Wald. Sie haben das Pferd dazu gebracht durchzugehen. Wollten Sie mich treffen oder nur das Pferd erschrecken?«

»Ich wusste, dass du nicht reiten kannst«, antwortete er. »Ich dachte, dass du dir vielleicht den Hals brichst.« Er bewegte sich leicht, während er redete, und zuckte, als hätte jemand erneut diesen Schalter umgelegt. Als er weitersprach, klang seine Stimme halbwegs vernünftig. Ich erkannte, dass er sich selbst in diese Stimmung hingesteigert hatte. Er war auf seine Weise genauso nervös wie ich. Bei seinem Anschlag im Wald hatte er unerkannt im Hinterhalt gelegen. Jetzt, von Angesicht zu Angesicht, fiel es ihm offensichtlich schwerer.

»Es tut mir sehr Leid, Fran.« Die Gewehrläufe sanken ein wenig herab und zielten nicht mehr auf meine Brust, sondern auf meine Beine. Seine Stimme klang, als bedauerte er alles – wenn auch nicht genug, um seine Meinung zu ändern. »Du bist wirklich ein nettes Mädchen. Aber du stellst zu viele Fragen, und du bist zu schlau. Mir

bleibt gar keine andere Wahl, als dich aufzuhalten.«

»Ich kann das nicht glauben!«, sagte ich zu ihm. »Wie konnten Sie so etwas tun? Wie konnten Sie Terry so etwas antun?«

»Es war allein ihre Schuld!« Die Gewehrläufe bebten und richteten sich wieder auf meine Brust. Ich hätte mein großes vorlautes Mundwerk halten sollen. Ich hoffte inbrünstig, dass er den Finger nicht um den Abzug krümmte.

»Ich habe sie geliebt! Ich habe sie wirklich geliebt!«, sagte er heiser.

Das machte mich wütend. Meine Angst verfloß, und ich fauchte: »Sie haben Terry ermordet! Was für eine Art Liebe soll das sein?«

»Ich wollte es nicht!«, brüllte er.

»Ach ja? Es war also ein Unfall, dass Terry am Deckenhaken gebaumelt hat? Nach den Prellungen und Flecken zu urteilen, nachdem Sie versucht haben, sie zu vergewaltigen?«

»Halt's Maul!«

Er war wütend, und eine Stimme in meinem Kopf sagte mir, dass ich wirklich besser den Mund halten sollte. Je wütender er würde, desto eher würde er sich zu einer drastischen Reaktion hinreißen lassen. Eine andere Stimme sagte mir, dass er so oder so tun würde, was er sich vorgenommen hatte. Doch je länger ich ihn am Reden hielt und je ruhiger wir beide blieben, desto länger hatte ich Zeit zum Nachdenken. Irgendetwas musste mir einfallen, obwohl ich nicht den Hauch einer Ahnung hatte, was das sein sollte. Ich unternahm übermenschliche Anstrengungen. Er war nervös, verängstigt und fürchtete den Augenblick, an dem er mich erschießen musste. Auch er war vielleicht geneigt, noch ein paar Minuten damit zu warten. Nur solange, bis er seine Nerven wieder unter Kontrolle hatte. Nervöse Leute reden.

»Erzählen Sie mir davon!«, forderte ich ihn freundlich auf.

»Du würdest es nicht verstehen.« Er klang düster.

»Versuchen Sie's.«

Er zögerte. »Sie war so wunderschön. Du hast Terry nicht gekannt, wenn sie sich zurechtgemacht hat. Als sie hier bei euch gewohnt hat, war sie nicht mehr wie früher. Als ich sie sah, hätte ich weinen können, wirklich. Sie sah so dünn und schmutzig aus, so völlig verwahrlost und allein gelassen. Aber sie hatte mich. Ich liebte sie, auch wenn sie sich so sehr verändert hatte. Wenn du sie vor ein paar Jahren gesehen hättest, wüsstest du, was ich meine. Sie war perfekt. Eine zweite wie sie gibt es nicht.«

Terry, die hübsche Puppe. Alastair, Ariadne und Nick. Alle drei hatten sie so behalten wollen, wie sie war, eingewickelt in Zellofan. Kein Wunder, dass sie davongelaufen war. Ich dachte an Kelly im Hof des Gestüts. Sie hatte nie auch nur den Hauch einer Chance, Nicks Aufmerksamkeit für sich zu gewinnen. Nick hatte nur Augen für das schöne kleine Mädchen mit den blonden Haaren gehabt, die wie Spanielohren herabhingen. Die dicke Kelly mit den massigen Oberschenkeln hätte eine erstklassige Farmersfrau für Nick abgegeben, fähig und hingebungsvoll. Doch was wir kriegen können, das wollen wir nicht – und meistens wollen wir nicht haben, was gut für uns ist.

Nick war für kurze Zeit in Erinnerungen versunken. »Ich habe sie aufwachsen sehen. Jedes Mal, wenn sie für die Ferien aus der Schule nach Hause kam, war sie wieder ein Stück hübscher geworden. Damals hat sie mit mir geredet. Sie hatte keine Angst vor mir. Eines Abends änderte sich das alles. Es war beim Weihnachtstanz des *Young Farmers' Club*. Sie hatte die Haare hochgesteckt und trug ein wirklich wunderschönes Kleid. Sie sah aus wie... ich kann es nicht beschreiben. Wunderschön. Einfach nur wunderschön, das ist alles.«

Er sprach seine Worte mit beinahe pathetischer Naivität, und das Foto fiel mir wieder ein, das ich auf Ariadnes Kaminsims gesehen hatte. Das Foto, das Terry in einem Abendkleid zeigte, auf dem sie aussah, als wäre sie viele Millionen Dollar schwer. Ich sagte ihm, dass ich ein Bild von ihr in ihrem Ballkleid gesehen habe und dass ich mir sehr gut vorstellen könne, wie bezaubernd sie auf dem Fest der jungen Farmer ausgesehen haben müsse. Meine Bemerkung freute ihn, und er lächelte. Doch ich verdarb alles gleich wieder, weil mir das Bild all dieser rotbäckigen gesunden Naturburschen nicht aus dem Kopf gehen wollte, die mit der Creme de la Creme der Landmiesen im Arm über die Tanzfläche polterten.

»Du *lachst!*«, rief Nick, und die Zwillingläufe der Schrotflinte ruckten auf eine Weise, die mir wirklich nicht gefiel.

»Nein, ich lache nicht! Warum um alles in der Welt sollte ich ausgerechnet jetzt lachen? In meiner Situation?«

»Na gut«, sagte er sehr widerstrebend, doch er entspannte sich ein wenig, wie ich erleichtert bemerkte, und nahm sogar den Lauf der Schrotflinte wieder herunter. »Ich habe ihr in dieser Nacht gestanden, dass ich sie liebe. Es stimmt! Doch je mehr ich versuchte, ihr zu sagen, was ich für sie empfand, desto weniger schien sie es zu verstehen. Sie benahm sich, als hätte sie Angst vor mir! Ich wollte sie doch

nur lieben! Sie hätte es verstehen müssen.«

Er blickte unvermittelt auf, und ich erkannte den Wahnsinn in seinen Augen. Ich musste ihn dazu bringen, weiterzureden. Es war das Einzige, was ich tun konnte. Ihn dazu bringen, weiterzureden, bis mir etwas eingefallen war.

»Ich verstehe nicht«, sagte ich. »Was war mit Squib? Und was ist mit Jamie Monkton?«

Nick kicherte. Es war ein kaltes, freudloses Geräusch, und es ließ mir das Blut in den Adern gefrieren. »Jamie Monkton? Er hat mich zu ihr geführt. Ich wusste, dass er nach ihr suchte, und ich musste nichts weiter tun, als ihn zu beobachten. Er würde sie für mich finden.« Er beugte sich erneut vor, und in seiner Stimme lag tiefer Ernst. »Ich dachte, dass ich früher oder später von Kelly alles erfahren würde. Sie kommt regelmäßig auf der Farm vorbei und schwatzt ununterbrochen. Also wartete ich, und eines Morgens – Bingo! Ich brauchte Kelly nicht einmal dazu. Ich war mit dem alten Pick-up nach Abbotsfield gefahren, um ihn in die Werkstatt zu bringen. Ich stand dort im Laden und unterhielt mich mit dem Mechaniker, als ich Jamies Wagen draußen bei der Zapfsäule bemerkte. Er stand daneben und redete mit dem Besitzer, Jepson. Sie sind schon lange befreundet, die beiden. Sie fahren beide in schicken Autos herum. Ich konnte jedes Wort verstehen. Jamie sagte, er wüsste jetzt, wo seine Cousine lebte. Er hätte es durch einen Zufall herausgefunden. Er hätte sich in Pubs und Kneipen umgehört und einen Rockgitarristen oder so getroffen...«

»Declan...!«, murmelte ich heftig. Durch den dümmsten aller denkbaren Zufälle war Jamie über Declan gestolpert, und ausgerechnet Declan, den Terry als Einzigen von uns gemocht hatte, war zum Verräter an ihr geworden. Nicht einmal Squib hatte es getan. Falls ich diese Nacht überlebte und Declan je wieder begegnete, würde ich ihm ein paar sehr unfreundliche Dinge sagen.

»Jamie redete über dieses Haus und darüber, dass die ganze Gegend, die gesamte Jubilee Street, abgerissen werden sollte. Die meisten Häuser stünden schon leer und wären vernagelt. Er sei schon dort gewesen, doch er habe niemanden angetroffen. Er sagte, er werde am nächsten Tag wieder hinfahren und deshalb den Wagen voll tanken. Er bat Jepson, Alastair nichts davon zu erzählen, falls er dem alten Mann über den Weg laufe oder er bei der Tankstelle auftauche. Er wollte zuerst mit Theresa über alles reden.

Es war meine Chance. Ma war nicht auf der Farm, sondern in ih-

rem Laden in Winchester. Ich sagte Biles, dass ich am nächsten Tag frei machen würde, und gab ihm einen Zehner, damit er die Klappe hält und Ma nichts erzählt. Ich fuhr nach London, in die Jubilee Street, versteckte mich in einem leerstehenden Haus auf der anderen Straßenseite und wartete. Ich habe euch alle weggehen sehen. Den Typ mit dem Hund als Ersten, dann dich und irgendeinen anderen Typen. Ich hoffte, dass ich allein mit Theresa sein würde. Ich sah Jamie kommen und zur Tür gehen. Er klopfte eine Zeit lang, und ich fürchtete schon, er hätte wieder kein Glück. Dann wurde oben ein Fenster geöffnet, und Theresa streckte den Kopf heraus. Ich hatte sie gefunden.«

»Hat sie Jamie ins Haus gelassen?« Ich überlegte, dass es mir vielleicht gelingen könnte, die Schrotflinte zu packen, wenn ich schnell genug war. Doch er saß zu weit von mir entfernt.

Er nickte. »Irgendwann hat sie ihn reingelassen, ja. Aber er blieb nicht lange. Er kam heraus, und sie warf die Tür hinter ihm krachend ins Schloss. Er ging die Straße hinunter zu einem alten Friedhof oder so. Er sah ziemlich wütend aus. Wahrscheinlich hat er sie gebeten, wieder nach Hause zu kommen, und sie hat sich geweigert. Ich wartete, bis er verschwunden war, dann ging ich über die Straße und klopfte. Ich dachte, sie würde sich am Fenster zeigen, wie vorher auch schon. Aber sie hat wohl geglaubt, Jamie wäre zurückgekommen, denn sie hat direkt die Tür aufgemacht, wahrscheinlich um ihn anzubrüllen, dass er endlich verschwinden solle. Dann hat sie gesehen, dass ich es war.«

Therasas Entsetzen musste überwältigend gewesen sein. Sie hatte ausgerechnet der einen Person die Tür geöffnet, die sie mehr als jeden anderen Menschen fürchtete. Der Person, vor der sie davongelaufen war und vor der sie sich so erfolgreich versteckt hatte.

Mir fiel etwas ein, und ich runzelte die Stirn. »Ich hab ein Stück blaue Kreide in Jamies Wagen gefunden«, sagte ich.

Nick nickte. »Ich hab sie dort hineingelegt. Aber ich hab sie nicht an diesem Tag in London gefunden. Ich fand sie... später.«

»Als Sie den armen Squib ermordet haben«, sagte ich anklagend. »Wenn Sie ihm zwanzig Mäuse gegeben hätten, wäre er verschwunden und hätte sich nie wieder blicken lassen! Er war eine einfache Seele.«

Nick wurde ärgerlich. »Woher sollte ich das wissen? Er kam zur Farm. Er sagte, dass er *Astara Stud* suche. Ich wusste nicht, ob er nach Jamie suchte oder nach mir. Ich konnte nicht riskieren, dass

seinetwegen alles aufflog. Ich war allein auf der Farm, als er kam. Ich lud ihn auf eine Tasse Tee ein. Es war ganz leicht...«

Wie konnte er so etwas sagen! Es war, als redete er von jemand anderem, der all diese schrecklichen Dinge getan hatte. Er schien keinerlei Schuld und keinerlei Verantwortung zu spüren.

»Ich hab die Kreide und all sein Zeug beiseite geschafft«, fuhr Nick fort. »Aber ich hab ein kleines Stückchen blauer Kreide behalten, in der Hoffnung, dass ich es irgendwie in Jamies Wagen legen könnte. Verstehst du, ich wollte, dass die Polizei erfährt, dass er im Haus bei Theresa gewesen ist, nur für den Fall, dass er weiter schwieg. Ich wollte, dass die Polizei glaubt, er hätte sie gefunden und umgebracht. Ich wusste, dass weder Alastair noch Ariadne etwas von Jamies Besuch in der Jubilee Street erfahren hatten. Es war genauso, wie er es Jepson erzählt hatte – er wollte triumphierend mit Theresa im Wagen auf *Astara* vorfahren. Das war jedenfalls sein Plan. Als sie tot war, geriet er in Panik und beschloss, niemandem ein Wort zu sagen. Jepson hätte den Mund gehalten. Wie ich schon sagte, er und Jamie sind alte Freunde und halten zusammen wie Pech und Schwefel. Aber ich wollte nicht, dass er damit durchkam!

Ich ging unter dem Vorwand nach *Astara*, Alastair zu besuchen. Nur Lundy war auf dem Hof, aber Jamies Wagen stand in der Garage. Ich legte das Kreidestückchen unter den Beifahrersitz. Du hast es gefunden, nicht wahr?« Er blickte mich finster an. »Du hast all meine Pläne durcheinandergebracht, Fran! Das hättest du nicht tun sollen.« Er hob die Schrotflinte, und die Läufe zeigten einmal mehr auf meine Brust.

Ich wusste, dass ich die beste Schau meines Lebens liefern musste. Ich spielte *um* mein Leben. Ich musste tun, als sei ich ruhig und hätte alles unter Kontrolle, obwohl jeder Instinkt in mir sagte, dass ich schreien sollte. Ich dachte – in einem merkwürdigen Anflug von Eitelkeit – wie grauenhaft diese Schrotflinte mich zurichten würde. Nick musste ein beträchtliches Waffenarsenal zu Hause haben. Im Wald hatte er mit einem gewöhnlichen Gewehr auf mich geschossen.

»Hören Sie, Nick«, sagte ich ruhig. »Sie können das nicht tun. Sie können doch nicht durch die Gegend laufen und jeden umbringen, der Ihnen in die Quere kommt. Sie müssen aufhören damit!«

»Ich töte nur dich!«, widersprach er. »Du bist die Letzte.« Zu meiner Überraschung fügte er hinzu: »Ich werde dich nicht erschießen, falls du das geglaubt hast. Ich werde es wie einen Unfall aussehen lassen. Genau wie schon bei der armen Theresa, aber diesmal mache

ich es richtig. Du wirst dich wieder in diesen Schlafsack legen, nur dass ich die Plastikplane darüber decke. Sie werden glauben, dass du es selbst gewesen bist und dass sie irgendwie über dein Gesicht gekommen ist. Du bist erstickt.«

Oh, nett. Das war der gleiche Mann, in dessen Küche ich gesessen hatte, bei dem ich Kaffee getrunken und mit dem ich mich so angenehm unterhalten hatte. Mit ihm und seiner Mutter. Ich hatte ihnen alles erzählt und war wütend auf mich selbst, weil ich so dumm gewesen war. Ich war wütend auf mich, weil ich Ganesh gesagt hatte, dass mir hier nichts passieren könne, dass er sich keine Gedanken machen solle, obwohl es doch nicht stimmte, und wenn ich auch nur einen Augenblick richtig nachgedacht hätte, wäre ich von allein darauf gekommen.

Aber man weiß nie, was als Nächstes geschehen wird, so viel ist sicher. Und in diesem Augenblick bemerkte ich etwas und er nicht.

Er saß mit dem Rücken zur Tür. Die Tür war hinter ihm zurückgeschwungen, doch sie war nicht ins Schloss eingerastet – und nun öffnete sie sich ganz langsam und lautlos.

**KAPITEL 19** Ich wusste nicht, wer dort draußen im Flur war – aber wenn es nicht darum ging, sich aufzureihen, um einen letzten Blick auf mich zu werfen und mir beim Sterben zuzusehen, musste es Hilfe bedeuten. Das Dumme war nur – ich hatte keine Ahnung, ob, wer auch immer dort draußen lauerte, wusste, dass Nick mit einer Schrotflinte bewaffnet war.

Nick musste etwas gespürt haben – entweder hatte mein Verhalten ihn gewarnt oder ein Luftzug von der offenen Tür her. Er wirbelte herum.

Im gleichen Augenblick wurde die Tür ganz aufgestoßen, und Ganesh trat ein.

Ich sprang auf und brüllte: »Er hat ein Gewehr!«, während ich mich auf Nick warf und ihn dabei zur Seite stieß.

Er stolperte, und es gab eine ohrenbetäubende Explosion. Große Brocken Gips fielen von der Decke und auf uns herab. Dann war Ganesh heran und rang mit Nick um das Gewehr, das erschreckend hin und her schwang, während sie durch das Zimmer taumelten.

Ich war absolut sicher, dass jemand getötet werden würde und dass dieser Jemand ich wäre, denn die widerlichen Mündungen des Zwillingsslaufs zeigten immer wieder auf mich, während ich durch den Raum sprang und um die beiden kämpfenden Männer herum.

Es ist nicht meine Art, mich passiv zu verhalten, und wie üblich handelte ich instinktiv. Da ich keine Waffe hatte außer der Taschenlampe, die überdies klein und relativ nutzlos war, packte ich die Obstkiste, riss sie hoch und zertrümmerte sie auf Nicks Hinterkopf. Es war unter den gegebenen Umständen vielleicht nicht das Intelligenteste, und ich erkannte es, nachdem ich es getan hatte. Er stolperte vorwärts, und die Flinte ging erneut los.

Diesmal fiel ein ganzes Stück Putz aus der Wand. Gipsstaub erfüllte die Luft, geriet in meine Augen, meine Nase und meinen Mund. »Was glaubst du eigentlich, was du da tust, Fran?«, kreischte Ganesh im Halbdunkel.

Es war das wundervollste Kreischen, das ich in meinem ganzen Leben gehört hatte, denn ich hatte geglaubt, dass er tot wäre und Nick ihm den Kopf weggeschossen hätte.

Nick nutzte die Gelegenheit, um sein Gleichgewicht zurückzugewinnen. Er hob das Gewehr am Lauf und wollte es als Keule benutzen. Ganesh packte seinen Arm und schleuderte ihn zurück an die Wand. Ein weiterer großer Brocken Putz fiel herab.

Ich hielt die Taschenlampe mit beiden Händen und leuchtete da-

mit auf die beiden Kämpfenden, weil ich nicht sehen konnte, was vorging.

Zu meiner Überraschung hatte Ganesh irgendwie das Gewehr in die Hände bekommen. Er hatte es quer mit beiden Händen gepackt und drückte Nick damit am Hals gegen die Wand. Nicks Augen drohten aus den Höhlen zu quellen, und er gab erstickte Geräusche von sich.

»Genau, mein Freund«, sagte Ganesh sehr gemein. »Jetzt hast du beide Läufe abgefeuert. Jetzt geht es nur noch um dich und mich! Jetzt gibt es nichts mehr zwischen dir und mir.«

Ich muss erwähnen, dass Nick – bei allem gebührenden Respekt gegenüber Ganesh – ein gutes Stück größer und kräftiger war, und selbst wenn Gan ihn im Augenblick gegen die Wand drückte, hätte ich nicht darauf gewettet, dass er sich nicht wieder befreien konnte. Doch genau in diesem Augenblick fiel ein großer Brocken Stuck aus der Decke und landete genau auf Nicks Kopf. Nick ging zu Boden wie ein schlaffer Sack.

Einen Augenblick lang herrschte Stille. Gipsstaub erfüllte die Luft und geriet mir in die Nase. Ich hustete. Gan trat zurück, mit der Schrotflinte in den Händen.

»Alles in Ordnung?«

»Ja!«, krächzte ich. »Warum bist du zurückgekommen?«

»Ich konnte nicht schlafen und hab mir Sorgen um dich gemacht.« Er stieß die reglose Gestalt Nicks mit der Fußspitze an. »Ich bin durch das Fenster geklettert, als ich seine Stimme gehört habe. Also schlich ich mich so leise her, wie ich konnte.«

»Er wollte mich umbringen. Er hat Terry und Squib umgebracht. Er ist wahnsinnig.«

»So viel habe ich inzwischen auch schon gemerkt.«

»Danke, Ganesh«, sagte ich sehr kleinlaut.

»Schon gut. Ich bleibe hier bei ihm, und du gehst zu meinen Eltern und rufst die Polizei.« Er setzte sich auf die Kiste. »Und erzähl meinen Eltern nichts von der Schrotflinte, sonst drehen sie durch!«

Wie sich herausstellte, war Ganeshs Bitte Zeitverschwendung. Bis ich beim Laden angekommen war, spielte der gesamte Clan der Patels verrückt. Sie hatten die Schüsse selbstverständlich gehört. Mr. Patel stand mit einem gefährlich aussehenden Küchenmesser in der Tür. Mrs. Patel telefonierte bereits mit der Polizei, und sämtliche Tanten und Onkel rannten durcheinander. Ganz offensichtlich war es noch längst nicht vorbei.

Die Jungs in Blau waren verdammt schnell da. In der Stille der Nacht waren die Schüsse nicht ungehört verhallt. Nicht nur die Patels, sondern auch die Bewohner der umliegenden Straßen, die noch nicht aus ihren Häusern ausgezogen waren, hatten die Polizei alarmiert. Nick hatte sich in dieser Hinsicht ganz offensichtlich geirrt.

Die Polizei schwärmte in der ganzen Gegend aus. Sogar eine Einheit des mobilen Einsatzkommandos erschien auf der Bildfläche, Männer mit schusssicheren Westen und Maschinenpistolen.

Ich versuchte ihnen zu erklären, was sich ereignet hatte und dass sie ihre schweren Waffen nicht brauchten, doch es gelang mir nicht, das Gehör des Einsatzleiters zu finden. Er brüllte ungerührt seine Befehle in ein Megafon.

»Alles zurückbleiben! Sie auch, Süße! In diesem Haus hält sich ein bewaffneter Mann auf!«

»Nein, tut er nicht!«, widersprach ich. Ganeshs Eltern und Onkel und Tanten schnatterten aufgeregt durcheinander. »Die Waffe wurde abgefeuert. Es ist eine doppelläufige Schrotflinte, beide Läufe wurden abgefeuert, und der Schütze ist außerdem bewusstlos.«

»Nein, ist er nicht. Er bewegt sich im Haus, und wahrscheinlich hat er Munition bei sich.«

»Nein, hat er nicht! So hören Sie doch zu! Das ist nicht der Schütze, das ist Ganesh...«

Ich gab mir die größte Mühe, es ihnen begreiflich zu machen, doch sie wollten nicht auf mich hören. Ich bettelte, ich flehte sie an, Inspector Janice Morgan zu benachrichtigen, sie falls nötig aus dem Bett zu klingeln und ihr zu sagen, dass wir es wären, Fran Varady und Ganesh Patel.

Sinnlos. Sie schoben uns alle hinter eine Barriere zurück, mich, die Patels und all die anderen Leute, die aus den Häusern in der Nachbarstraße herbeigerannt waren, um zu sehen, was da vorging. Ich habe noch nie im Leben eine so durcheinander gewürfelte Menge gesehen, jede nur denkbare Art von Bekleidung, angefangen bei Schlafanzügen und Bademänteln bis hin zu normalen Jacken und Anoraks und Saris. Eine alte Lady im Morgenmantel mit einem Filzhut auf dem Kopf fragte immer wieder: »Ist es eine Bombe? Ist es eine Bombe?«

»Sag ihnen, sie sollen weggehen!«, flüsterte eine Stimme dicht an meinem Ohr, und ich erkannte einen vertrauten Geruch. Edna war von der Neugier aus ihrem Versteck auf dem Friedhof getrieben worden und stand nun neben mir. Sie zog die Kätzchen auf, die den

Katzenfängern vom Tierschutz in ihrem Versteck unter dem Grabstein entgangen waren.

»Ich mag sie nicht«, flüsterte sie. »Sag ihnen, sie sollen weggehen!«

Ich erklärte ihr verbittert, dass niemand auf mich hören wollte, und schlug vor, dass sie mitsamt ihren Kätzchen lieber wieder auf den Friedhof zurückkehren sollte, wo ihnen nichts geschehen würde. Doch auch Edna hörte nicht auf mich.

»Was machen sie überhaupt da?«, fragte sie, und mit einem Mal klang ihre Stimme ängstlich. Die Kätzchen auf ihrem Arm miauten kläglich und wanden sich unter Ednas festem Griff.

Ich hatte keine Zeit, um mir ihretwegen Gedanken zu machen. Die Polizei hatte unterdessen Scheinwerfer aufgestellt, und Scharfschützen schwärmten in die Seitengasse neben unserem Haus aus, bezogen in den Gärten auf der Rückseite Position und richteten ihre Gewehre auf unser Küchenfenster. Nick war wirklich mehr als optimistisch gewesen, als er gemeint hatte, niemand würde etwas wegen ein paar Schüssen unternehmen und er könnte unerkannt entkommen. Doch nicht bei Custers letztem Gefecht! Das Haus war von allen Seiten eingekesselt, und nicht einmal eine Ratte hätte unbemerkt entkommen können.

Der Mann mit dem Megafon brüllte nun: »Kommen Sie mit erhobenen Händen heraus!«

Mr. Patel und Ganeshs Onkel redeten aufeinander ein. Die Tanten weinten. Usha drohte damit, ihren Anwalt zu rufen. (Ich schätze, sie und ihr Mann Jay kannten tatsächlich einen. Ich kannte jedenfalls keinen.) Ich sprang auf und ab und brüllte sie an, endlich Inspector Janice zu rufen. Wie um allem die Krone aufzusetzen, begann Edna in einem hohen, klagenden Ton zu kreischen. Es klang wie ein Funksignal und wollte und wollte nicht enden, als müsste sie niemals Luft holen.

Keine meiner Bemühungen führte zu irgendetwas. Ich musste handeln. Wenn es so weiterging, würden sie Ganesh aus Versehen erschießen. Ich konnte nicht mehr die Straße hinunter, weil sie abgesperrt war. Doch ich kannte mich besser aus als die Beamten, und deswegen rannte ich zu Ednas Friedhof. Neben dem Friedhof stand das erste Haus der Reihe. Ich bewegte mich an der Seite nach hinten, kletterte über die Gartenmauer und sprang auf der anderen Seite herab. Ich landete auf einem Haufen alter Mülleimer. Es gab einen furchtbaren Lärm, doch im allgemeinen Aufruhr schien niemand

etwas zu hören oder der Sache Aufmerksamkeit schenken zu wollen.

Ich schlich hinter den Häusern entlang, kletterte über Gartenmauern, verfiel in Ranken und Rankengerüsten. Es war wie einer jener Hinderniskurse bei der Armee. Ich vertrat mir den Knöchel und schrammte mir die Hände auf, doch ich schlich weiter und weiter. Inzwischen war ich ganz in der Nähe des Hauses und des rückwärtigen Gartens angelangt, dem Brennpunkt des Geschehens.

Ich fiel über die letzte Mauer und landete genau in dem Augenblick in den Büschen dahinter, in dem Ganesh die Schrotflinte aus dem Küchenfenster warf. Dann kletterte er selbst nach draußen. Sämtliche Bullen sprangen hinzu und warfen sich auf ihn.

Sie hatten ihn am Boden festgenagelt, und ich fürchtete bereits, dass er unter ihrem Gewicht ersticken würde. Sie brüllten Dinge wie: »Also schön, Sonnenschein, versuch nicht, dich zu wehren!«, während ich noch immer auf sie einredete und ihnen zu erklären versuchte, dass der Mann, den sie suchten, noch im Haus wäre, von einem herabstürzenden Stück Putz bewusstlos geschlagen. Ich fürchtete ernsthaft, dass er wieder zu sich kommen und unerkannt entkommen könnte, während sich alles auf den armen Ganesh stürzte.

Ich versuchte sie von ihm herunter zu ziehen. »Ihr habt den Falschen, ihr Idioten!«, brüllte ich, bis ich heiser war. Am Ende verhafteten sie mich ebenfalls und brachten uns beide auf die Wache.

Auf der Wache herrschte ein unbeschreibliches Chaos. Sie nahmen unsere Fingerabdrücke. Ich hatte ein definitives Gefühl von *déjà vu* und sagte ihnen, dass sie meine nicht nehmen müssten – sie hätten sie bereits genommen, und zwar als sie wegen des Mordes, der sich in eben diesem Haus ereignet habe, ermittelt hätten.

Es war, als hätte ich Benzin ins Feuer gegossen. Sie wurden so aufgeregt, dass ich glaubte, sie müssten jeden Augenblick einen kollektiven Herzinfarkt erleiden. Wahrscheinlich dachten sie, ihnen wäre eine Bande von Terroristen ins Netz gegangen.

Zu guter Letzt tauchte Inspector Janice in Jeans, einem weiten Pullover und mit tiefen Ringen unter den Augen auf und erlöste uns.

Ich war zum ersten Mal richtig froh, sie zu sehen.

Ich sprang auf und rief: »Haben sie ihn gefunden? Haben sie Nick Bryant erwischt? Sie haben ihn doch wohl nicht entkommen lassen, oder?«

»Nein, Fran, keine Sorge. Sie haben ihn nicht davonkommen lassen«, antwortete sie beruhigend. »Sie haben das ganze Haus durchsucht, und er kam gerade wieder zu sich. Er hat keine Schwierigkei-

ten gemacht.«

Ich fiel erleichtert auf meinen Stuhl zurück. »Gott sei Dank!«, rief ich. »Also ist es vorbei!«

»Ich an Ihrer Stelle würde mich nicht dieser Illusion hingeben«, widersprach sie kühl. »Sie haben eine ganze Menge zu erklären – und zwar *mir*.«

**KAPITEL 20** »Er hat alles gestanden«, verkündete Janice.

Die »Belagerung der Jubilee Street«, wie die Zeitungen es genannt hatten, war zwei Tage her. Janice hatte sich größtenteils beruhigt, und selbst Sergeant Parry hatte gelächelt, als ich heute auf das Revier gekommen war, und mich mit: »Hallo, wen haben wir denn da? Annie Oakley!«, begrüßt. Ich war noch immer so erleichtert, dass ich mit dem Leben davongekommen war, dass ich es durchgehen ließ.

Ganesh und ich saßen in Janice Morgans Büro. Diesmal hatte sie uns gleich Tee angeboten und ein paar wenn auch langweilige Biskuits.

Alle waren ausgesucht freundlich zu Ganesh, weil sie ihm unrechtmäßig so übel mitgespielt hatten. Sie hatten angedeutet, dass man ihm eine Auszeichnung für seine Zivilcourage verleihen wolle. Die Prellungen und blauen Flecken sahen auch schon viel besser aus als noch vor zwei Tagen.

Ein weiterer Bonus war, dass er in den Augen seiner Familie jetzt nichts mehr falsch machen konnte. Er war ein Held, wenigstens für die nächste Zeit.

»Ich kann es immer noch nicht glauben«, sagte ich zu Inspector Janice. »Ich war so fest überzeugt, dass Jamie oder Lundy es getan hätten und einer von beiden hinter mir her sei. Ich habe dem Eindringling voll ins Gesicht geleuchtet in der Erwartung, einen der beiden zu sehen, und dann war es Nick! Ich hatte mir sogar einen Plan zurechtgelegt, wie ich vorgehen würde. Als ich Nick sah, bin ich vor Schreck erstarrt wie eine Idiotin. Ich habe einfach meinen Augen nicht mehr getraut! Ich dachte, ich würde träumen. Können Sie sich vorstellen, dass ich selbst in diesem Moment noch geglaubt habe, dass er mich mag und dass er mir nichts tun würde? Ha! Er hat Terry geliebt und sie ermordet! Was für eine Art Irrer ist er eigentlich? Er wirkte so normal auf seiner Farm unten in Abbotsfield. So beruhigend normal.«

»Ich hab dir gleich gesagt, dass du nichts über das Leben auf dem Land weißt«, sagte Ganesh selbstgefällig. Wären wir nicht in Janices Büro gewesen, ich hätte etwas nach ihm geworfen. Seit die Polizei Nick gefasst und uns auf freien Fuß gesetzt hatte, hatte ich mir auf wenigstens ein Dutzend verschiedene Weisen »Ich hab's dir gleich gesagt« anhören müssen.

»Du hast ihn selbst kennen gelernt! Wenn er dir als Killer vorgekommen ist, hast du es ziemlich entschieden für dich behalten!«, war alles, was ich für den Augenblick entgegnen konnte. »Du hast das

Gleiche gedacht wie ich! Er wirkte völlig normal.«

»Ich habe überhaupt nichts gedacht! Ich habe kein vorschnelles Urteil gefällt – das warst du. Du hast für dich beschlossen, dass Nick Bryant ein netter Bursche wäre. Und du hast dich in ihm getäuscht.«

Die Unterhaltung wurde beißend, und Janice beeilte sich, dazwischen zu gehen.

»Nick Bryant ist jedenfalls kein netter Bursche. Er ist allerdings auch kein gewöhnlicher Verbrecher. Es ist eine ziemlich traurige Geschichte. Er erzählt immer wieder, dass er Theresa Monkton geliebt hat. Aber es war weniger Liebe als Besessenheit. Nick Bryant war durch und durch von ihr besessen.«

»Sie meinen«, sagte ich, »er ist ein Irrer.«

»Starke Emoinnen bringen Menschen zu den merkwürdigsten Verhaltensweisen«, sagte Janice im Ton einer Oberlehrerin. Sie schlug den Blick nieder, und ihre Augen wirkten ein wenig glasig. Ich dachte, dass sie vermutlich wusste, wovon sie redete – sie war schließlich eine Polizistin. Außerdem las sie in ihrer Freizeit wahrscheinlich diese kitschigen Romane. »Er beteuert immer wieder«, fuhr sie fort, »dass er nicht die Absicht hatte, Terry zu töten. Sie hatten einen Streit, und dann ist er irgendwie ausgerastet. Er erinnert sich nicht mehr an das, was er getan hat, nur an das, was dabei herauskam. Sie lag bewusstlos am Boden. Er hielt sie für tot. In seiner Panik beschloss er, es wie Selbstmord aussehen zu lassen. Er nahm die Hundeleine und... na ja, den Rest wissen Sie selbst. Er war völlig benebelt und wusste offensichtlich nicht, was er tat.«

»Der Mann ist ein gemeingefährlicher Irrer!«, beharrte ich entschieden. »Er läuft herum und bringt Leute um, die ihm im Weg sind. Er hat den armen Squib ermordet. Ich schätze, der Mord an Squib war allen egal – aber mir nicht. Ich vermute, Sie haben seinen Hund nicht gefunden?«, fügte ich ohne viel Hoffnung hinzu.

Janice entgegnete entrüstet, dass man seitens der Polizei den Mord an Squib selbstverständlich genauso gründlich untersucht habe wie jeden anderem Mordfall. Dann fügte sie hinzu, dass in den Büschen ganz in der Nähe von Squibs Leiche ein toter Hund gefunden worden sei. Sie sagte, es täte ihr Leid. Sie sah aus, als bedauerte sie es wirklich, und ich vermutete insgeheim, dass sie wegen des toten Hundes aufgebracht war als wegen Squib.

Dennoch versicherte sie mir einmal mehr eindringlich, dass ich nicht denken dürfe, sie würden dem Mord an Squib weniger Aufmerksamkeit widmen. »Es war eine kaltblütige Angelegenheit«, sagte

sie. »Für diesen Mord kann Bryant nicht Leidenschaft als Entschuldigung anführen, und er hätte Sie auf genau die gleiche kaltblütige Art und Weise umgebracht.«

»Danke sehr«, erwiderte ich. »Ich weiß.«

»Nachdem er Terry umgebracht hat«, sagte Ganesh unerwartet, »verlor er jeden Halt. Er konnte nicht aufhören. Er musste immer weiter morden.«

»Vielleicht hätte das alles vermieden werden können, wenn Theresa Monkton jemanden gehabt hätte, mit dem sie hätte reden können. Wenn sie jemanden wegen Nick Bryants Nachstellungen um Hilfe hätte bitten können. Vielleicht hätte man gleich am Anfang noch etwas dagegen unternehmen können. Doch ich vermute, Therasas Großvater und Großtante waren zu alt und gebrechlich, als dass Theresa sie hätte damit belästigen wollen. Und ihren Cousin Jamie Monkton konnte sie entweder nicht leiden, oder sie vertraute ihm nicht genug. Also behielt sie es für sich. Sie war aus anderen Gründen unglücklich auf *Astara*, hauptsächlich wegen Ariadnes Testament, wie Sie ganz richtig angenommen haben, Francesca. Ariadne Cameron hatte Theresa als Alleinerbin eingesetzt und erwartet, dass sie sich wie jemand verhält, der ein Vermögen und ein gut gehendes Gestüt erben wird. Alastair Monkton sah Terry mit der Sentimentalität, die alte Gentlemen ihren Enkelinnen gegenüber zu haben pflegen. Er wollte nichts hören, das sein Bild von ihr zerstört hätte. Jamie Monkton schlich übellaunig durch die Gegend, weil er leer ausgehen sollte, trotz der Tatsache, dass er all die Arbeit machte und das Gestüt praktisch vor dem Bankrott bewahrt hatte. Bryant konnte sie ganz bestimmt nicht gebrauchen. Er war halb verrückt vor Eifersucht und lauerte ihr auf der Straße auf. Sie war schon früher weggelaufen, und sie lief erneut weg. Wer kann ihr einen Vorwurf daraus machen?«, schloss Janice mitfühlend.

Weder Ganesh noch ich sagten etwas dagegen. Ich war nicht überrascht, dass Terry weggelaufen war. Das Einzige, was mich überraschte, war die Tatsache, dass sie mehrere Anläufe gebraucht hatte, bevor sie endgültig mit ihrer Familie gebrochen hatte.

Lange Zeit herrschte Schweigen im Büro. Ganesh starrte aus dem Fenster. Ich sah zu Boden. Janice Morgan beobachtete mich.

»Wir wissen sehr wohl, Francesca«, sagte sie schließlich, »dass wir Bryant nie gefunden hätten, wenn Sie nicht gewesen wären. Aber Sie sind ein gewaltiges Risiko eingegangen, und fast hätten Sie selbst daran glauben müssen.«

Sie sah bei diesen Worten geradezu wie ein menschliches Wesen aus, und ich dachte, dass sie vielleicht doch nicht so übel war. Auf der anderen Seite hatte sie schon wieder eine von ihren unmöglichen Blusen an. Als sie am frühen Morgen aufs Revier gekommen war, um Ganesh und mich aus den Händen ihrer Kollegen zu retten, hatte sie Jeans und einen Pullover angehabt und ganz normal ausgesehen. Jetzt sah sie einmal mehr aus wie eine jüngere Version der Eisernen Lady.

Eine Sache musste ich ihr trotzdem begreiflich machen. »In Ordnung«, sagte ich. »Aber wie Sie gesagt haben – Sie hätten Bryant nie gekriegt, wenn ich nicht dort runter gefahren wäre und ihn gefunden hätte... und wenn ich ihn nicht genügend beunruhigt hätte, sodass er mir hierher nach London gefolgt ist. Also war es das Risiko wert, würde ich sagen.«

»Ich nicht!«, protestierte Ganesh. »Ich halte es für dumm. Ich hielt es von Anfang an für dumm, und ich habe es dir immer wieder gesagt.«

»Beim nächsten Mal hören Sie lieber auf Mr. Patel«, empfahl Janice.

Ganesh strahlte sie an.

Doch ich war daran gewöhnt, meine eigenen Entscheidungen zu treffen, und ich denke, sie wusste es.

Ich fuhr zusammen mit Ganesh zum Gestüt, um Alastair und Ariadne zu besuchen.

Es war eigenartig, hierher zurückzukehren. Das Gestüt sah diesmal so vertraut aus, ganz anders als beim ersten Mal, als ich auf gut Glück hierher gekommen war. Mir wurde bewusst, dass ich den beiden alten Herrschaften vorgekommen sein musste wie eines der Flüchtlingskinder aus dem Londoner East End, die während des Zweiten Weltkriegs aufs Land evakuiert worden waren. Sie hatten mich auf die gleiche Art und Weise aufgenommen und willkommen geheißen, wie man es im Krieg für diese Kinder getan hatte.

Die Vertrautheit reichte nicht aus, um meine Verlegenheit ganz zu überdecken. Ich sah Kelly im Hof. Sie erblickte mich und verschwand mit hängendem Kopf in einem der Ställe. Ihre Welt war mit Nicks Verhaftung zusammengestürzt wie ein Kartenhaus. Sie liebte ihn wahrscheinlich immer noch und träumte, dass er eines Tages aus dem Gefängnis kommen und bereit sein würde, sie zu erhören, und dass er sich von ihr helfen lassen würde, wieder ein normales Leben zu führen. Sie verschwendete ihre Zeit.

Jamie war nicht da. Er war nach Deutschland gereist, erfuhr ich, um ein paar Pferde zu besichtigen, die aus dem Gestüt stammten und bei irgendeinem Wettbewerb gemeldet waren. Ich fragte mich unwillkürlich, ob Ariadne ihn jetzt als ihren Erben eingesetzt hatte. Es schien, als hätte sie keine große Wahl – doch das gehörte nicht zu den Dingen, über die wir redeten.

Wir erfuhren, dass Penny Bryant die Farm zum Verkauf anbot. Penny tat mir Leid. Ich wäre gerne hingegangen und hätte sie besucht, doch es war wohl besser, wenn ich sie in Ruhe ließ. Sowohl Alastair als auch Ariadne gaben ihrer Sorge wegen der großen Gefahr Ausdruck, in die ich mich begeben hatte. Alastair sagte, dass er sich verantwortlich fühle, denn er sei zu Besuch zu mir nach London gekommen und habe mich auf die Fährte des Mörders gesetzt, wie er es ausdrückte.

Ich versicherte ihm, dass ihn keinerlei Verantwortung traf, und ich spürte, dass er es hören wollte. Er fand eine Entschuldigung, um unter vier Augen mit mir zu reden, und reichte mir einen Umschlag.

»Wie vereinbart«, sagte er.

Ich wollte ihn nicht annehmen, doch Bettler dürfen nicht wählerisch sein. Ich konnte das Geld gut gebrauchen, und ich fand auch, dass ich es mir verdient hatte.

Bevor wir nach Hause fuhren, machten wir noch einen Besuch, Gan und ich. Wir fuhren nach Abbotsfield auf den Friedhof, wo Terry begraben lag. Ich hielt es für meine Pflicht. Ich wollte ihr sagen, dass nun alles in Ordnung sei. Doch vielleicht wusste sie es ja auch bereits.

Es war sehr schön hier unten, all die Bäume und der sorgfältig gepflegte Rasen. Das schiefe Holzkreuz war einem neuen weißen Grabstein gewichen, und in einer Marmorvase standen frische Blumen. Ein Gefühl von Ruhe ging von ihrem Grab aus, und ich dachte, dass sie nun ihren Frieden gefunden hatte und wahrscheinlich froh war, dass alles aufgeklärt war. Ich schuldete ihr nichts mehr – auf gewisse Weise kannte und verstand ich sie nun besser als früher, und wenn sie dort, wo sie nun war, denken und fühlen und mich sehen konnte, dann ging es ihr wahrscheinlich genauso. Wir waren zu guter Letzt Freundinnen geworden.

Ganesh hat seine eigenen Vorstellungen von Reinkarnation und meint, dass Terry nun an irgendeinem anderen Ort in der Welt in irgendeinem anderen Körper lebt, wahrscheinlich als Baby, das gerade erst irgendwo geboren wurde. Ich bin nicht so sicher, ob mir diese

Vorstellung gefällt. Ich weiß gerne, wer ich bin.

Ich bin ich. Fran Varady.

Oh, und ich habe Declan getroffen – und ich habe ihm *gehörig* die Meinung gesagt!

Alastair meint, dass er eine Wohnung kennt, die ich mieten könnte. Sie liegt im Erdgeschoss des Hauses einer alten Dame, mit der er bekannt ist. Eine pensionierte Bibliothekarin, oben in NW1. Es klingt sehr vornehm für meinen Geschmack. Andererseits würde ich gerne mit jemandem über Bücher reden. Sobald ich Geld übrig habe, werde ich Nev alle Bücher ersetzen, die diese elenden Kinder beim Einbruch in meine Wohnung vernichtet haben.

Ganesh ist monumental beleidigt, weil ich davon rede, aus der Gegend wegzuziehen.

»Es wird dir nicht gefallen, oben im Norden«, hat er gesagt, als würde ich nach Schottland ziehen und nicht nach NW1. »Sie sind nicht so freundlich und nett wie wir hier unten.«

»Wer ist wir?«, entgegnete ich. »Etwa Edna auf ihrem Friedhof? Oder die Jugendlichen, die meine Wohnung verwüstet haben?«

»Du weißt genau, was ich meine«, sagte er. »Hier in der Gegend sind alle gleich pleite. Es schweißt die Menschen zusammen, wenn man nichts hat.«

»Blödsinn!«, entgegnete ich entschieden. »Es macht sie nur besser darin, sich gegenseitig alles zu klauen, was nicht niet- und nagelfest ist!«

»Du wirst schon sehen!«, sagte er selbstgefällig. Und um mir den Rest zu geben, fügte er hinzu: »Außerdem kannst du nicht mehr am Flussufer sitzen und dir *Crystal City* ansehen, wie wir es immer gemacht haben.«

Ich sagte ihm, dass ich ihn schließlich nicht verlassen, sondern nur in eine bessere Wohnung als diesen Trümmerhaufen ziehen würde, den Euan mir als Ersatz für die von den Kindern verwüstete Bruchbude verschafft hatte. Nach Euans Worten war es eine »kurzfristige Unterkunft«, sie war genauso schlimm wie die andere – sie lag tatsächlich im Hochhaus nebenan. In den Rohren in der neuen Wohnung hatte es die ganze Nacht über geklappert, und ich wusste – ich *wusste* einfach, dass es Mäuse waren. Sie hatten ein Loch in meine Cornflakes-Packung gefressen.

»Es ist besser so. Und wenn wir uns sehen wollen, muss nur einer von uns in den Bus steigen, um den anderen zu besuchen.«

»Besser?«, fauchte er. »Was soll daran besser sein? Ich war oben in

der Gegend, weißt du, und ich hab gesehen, wie alle umherstolzieren! Hast du gesehen, was für Preise sie da oben für Obst und Gemüse verlangen? Viermal so viel, wie Dad hier nimmt.«

Ich wies darauf hin, dass der Laden ebenfalls der Abrissbirne zum Opfer fallen würde und warum sie nicht ebenfalls alle in den Norden in eine bessere Gegend ziehen würden, wo die Leute mehr Geld hätten. »Ihr könntet euren Gewinn verdoppeln, und dein Dad könnte endlich seine Spezialitäten verkaufen, von denen er die ganze Zeit redet.«

»Du magst vielleicht günstig an eine schicke neue Wohnung kommen«, entgegnete Ganesh mürrisch. »Aber wir bestimmt nicht!«

Ich gab es auf, weiter mit ihm zu diskutieren. Wenn Ganesh in dieser Stimmung ist, kann man ihn nur in Ruhe lassen, bis er von selbst wiederkommt. Er kommt jedes Mal wieder, aber er braucht seine Zeit.

Alles in allem muss schon einiges gewaltig im Argen liegen mit der Wohnung der alten Bibliothekarin, um mich vom Einzug abzuhalten. Außerdem habe ich da diese Idee. Ich habe mich gar nicht so schlecht geschlagen als Detektivin, und vielleicht mache ich einen Beruf daraus und gründe eine Agentur. Nichts Großartiges, nur kleine Nachforschungen, weil ich nicht über die erforderliche Organisation verfüge. Ich habe nur Ganesh und seinen alten Lieferwagen (wenn er fertig ist damit, Trübsal zu blasen, heißt das).

Wenn er fertig ist (damit, Trübsal zu blasen), rede ich mit ihm über meine Idee.